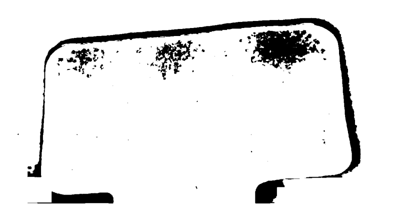

DOMI-
NUS
ILLU-
MINA
TIO
MEA
Taylor Institution.
1861.



Zum Verständnisse Göthes.

Zum Verständnisse Göthes.

Vorträge

vor

einem kleinen Kreiß christlicher Freunde

gehalten

von

Dr. Otto Vilmar,

Gymnasiallehrer zu Hanau.

Marburg.

N. G. Elwert'sche Universitäts-Buchhandlung.

1860.



Vorbemerkung des Herausgebers, Vaters des Verfaßers.

Für wen dises kleine Buch bestimt ist, sagt der noch von dem Verfaßer angeordnete Titel desselben mit ausreichender Bestimtheit, und daß Göthes Dichtungen aus den christlichen Kreißen nicht verbannt werden können noch dürfen, daß sie vielmehr denselben auf das Nächste angehören, dafür möchten wol dise Vorträge des früh heimgegangenen Verfaßers einen Beleg liefern, wie er bis jetzt noch nicht geliefert worden ist.

Denn es ist der Nachlaß eines Verstorbenen, welcher hiermit der Oeffentlichkeit übergeben wird. Es war dem Verfaßer nicht vergönnt, seine Vorträge über Faust zu Ende zu führen, und nur den ersten Bogen dieses Buches hat er im Druck vollendet gesehen. Am 26. Februar d. J. hat er den letzten Vortrag gehalten, am 22. Merz die Correctur des ersten Bogens vollendet, und am Morgen des Charfreitags, 6. April, ist er in dem festen frölichen Glauben, von welchem diese Blätter Zeugnis geben, entschlafen. Dicht vor Ostern stehend, hat er, in dem Gott die Kraft des ewigen Lebens gewirkt hatte, seinen Lauf mit Freuden vollendet, wie er sich das S. 96 erbeten hatte. Der erste Ostertag war der Tag seines Begräbnisses.

Als ich von ihm für dieses Leben Abschied nahm, übertrug er mir die Fürsorge für dise Schrift. Sie geht deshalb ganz so, wie sie von dem Entschlafenen für den Druck zugerichtet war, in die Oeffentlichkeit aus. Etwas zu ändern oder hinzuzuthun habe ich nicht vermocht.

Marburg 17. Juni 1860.

A. F. C. Vilmar.

Inhalt.

I.

Die lyrischen Gedichte.

Unser Herr Jesus Christus gibt mit seinem Worte: „So ihr nicht werdet wie die Kindlein, könnet ihr nicht in das Reich Gottes kommen", nicht nur den Weg an, wie wir selig werden, sondern zugleich auch den Weg, auf dem allein in dem Gebiete menschlichen Wißens und Könnens Großes zu erreichen ist; es gilt dises Wort für weltliche Kunst und Wißenschaft ebenso als unabänderliche Regel, wie für die höchste Kunst und die höchste Wißenschaft, die nämlich, selig zu sterben. Zu werden wie ein Kind —, das ist die hohe Aufgabe für alle die, welche Großes leisten wollen, demütig zu sein, wie ein Kind und nur um der Sache, nicht um der eignen Ehre willen zu arbeiten — froh zu sein, wie ein Kind, sich zu freuen an der von Gott verliehenen Gabe, hingebend zu sein, wie ein Kind — mit Leib und Seele nur für Eins leben, nur an Eins denken, nur für Eins arbeiten. Aber wie selten sind dise Eigenschaften: wie oft zerstört die Eitelkeit des Halbwißens und Halbkönnens die Demut, die allein Ganzes lernen und Ganzes verrichten kann, bei wie vielen zerstört die Verstimmung und der Mismut über Nichtanerkennung, über das Nichterreichen selbstgewälter Ziele die Freude an dem angefangenen und die Hingebung an Eins wird durch das zersplitternde Vilwißen der modernen Welt und durch ihre Vilgeschäftigkeit fast unmöglich gemacht. Nur wenigen besonders kräftigen Geistern ist es gegeben, sich die ursprüngliche Kindlichkeit die mehr oder weniger

jedem Menschen angeboren ist, durch das ganze Leben hindurch zu erhalten und die stille Kraft diser Kindlichkeit anzuwenden auf Eine einzige hauptsächliche Lebensaufgabe. Was wir Originalität, Frische, Lebendigkeit im Auffaßen und Darstellen nennen, was wir als Witz, heitere Laune, Liebenswürdigkeit bezeichnen — das alles sind Eigenschaften, die nur aus einem glücklich bewarten Rest von Kindlichkeit fließen. Ja wir können noch einen Schritt weiter gehn, selbst Tatkraft, Energie, Entschloßenheit ist nichts als Kindlichkeit, die sich durch die Bedenken des Verstandes und die zaghafte Philisterhaftigkeit des Mannesalters mächtig Bahn bricht.

Für keine Aufgabe aber ist die kindliche Unmittelbarkeit des Empfindens und Erlebens so notwendig als für die, in der Poesie etwas bedeutendes zu leisten. Die volle ganze Hingabe an den zu gestaltenden Stof macht den Dichter: die kindliche Freude am Schaffen, am Dichten um des Schaffens, um des Dichtens selbst willen gibt der Poesie den Reiz, der sie über das Alltägliche hinaus hebt. Wißen, Erfarung, ein bewegtes Leben, hohe Stellung, äußere Vorzüge machen den Dichter nicht; die Kindlichkeit macht den Dichter und Göthe ist unser Dichterfürst, nicht weil er ein reich begabter Mann war, nicht weil er für alle Gebiete menschlichen Wißens sich interessierte, für Wißenschaft und Kunst gleich tätig war, wie für seinen nächsten amtlichen Beruf — nein weil er trotz dises alles sich die Freude an dem, was ihm nahe trat, erhielt, die fröliche Lebenslust behielt mitten in einem blasierten Geschlecht, in Verhältnissen, die manchen andern blasiert gemacht hätten. Ein Kind ist der Mann Göthe, ist in gewissem Sinn auch der Greis Göthe gebliben und der greisenhaften Weltschmerzlyrik, der ätzenden Ironie Heines gegenüber war der Göthe, der sich in den Orient flüchtete, an Pflanzen, Steinen und Farben sich ergötzte, ein glückliches Kind. Setzen wir den gewaltigen Mann dadurch herab, daß wir ihn ein Kind nennen? Freilich in dem Werther, der Seelenkämpfe, im Götz von Berlichingen, der Schwertkämpfe darstellt, wie sie nur der Mann durchmachen kann, tritt die Kindlichkeit als solche

zurück; doch hat der Dichter sich selbst als einen, der mit Kindern zu spielen und froh zu sein wuste, im Werther geschildert*), dem es selbst auf ein „Rotznäschen" nicht ankam, wenn es galt einem Kleinen einen Kuss zu geben und zu dem Mann mit der eisernen Hand bildet sein weiches Muttersöhnchen einen ergötzlichen lebendigen Gegensatz. Selbst in dem Weltspiegel, dem Faust, hat die Kindlichkeit in Gretchen einen großen Raum und zieht uns — gestehn wir es uns nur — mehr an, als die satte Mannesseele Fausts, die doch dabei so voll dämonischen ungestillten Hungers ist. Nur wenn wir die glücklich bewarte Kindlichkeit als einen Hauptcharakterzug Göthes auffaßen, werden wir seine Lyrik verstehn; spricht sich doch in der Lyrik die persönliche Empfindung, das persönlich Erlebte aus und wenn es eine rechte Lyrik ist, mit der Unmittelbarkeit und Warheit, mit der herzlichen Freude an dem Erlebten mit der das Kind seine kleinen Erlebnisse erzält.

Und wollen wir dise Kindlichkeit in ihrer reinsten Gestalt sehn, so brauchen wir eben nur solche Kinderliedchen und Kindergeschichtchen, wie „die wandelnde Glocke", „der getreue Eckart" ins Auge zu faßen. Wer so, unmittelbar Glauben verlangend, ein solches Märchen erzälen kann, wie die wandelnde Glocke, ohne Reflexion, ohne Bemerkungen, welche den Zweifel wecken, wer so zutraulich und warm das treue Mutterwarnen nachahmen kann, wie Göthe am Schluße vom treuen Eckart, ohne ins Ordinäre und Platte zu fallen, in dessen Seele hat der Kindessinn noch eine große Stätte und es table uns daher niemand, wenn wir dise beiden Kleinigkeiten voran stellen den gewaltigen und großartigen Erzeugnissen der götheschen Lyrik: der Geist, der den Prometheus und die Grenzen der Menschheit schuf, offenbart sich hier in disen unscheinbaren Gedichten deutlicher, weil er uns näher steht, als auf den Höhen.

*) Ich hatte die Freude, daß eine von den Zuhörerinnen des oben stehenden Vortrags disen Charakterzug Göthes auch für sein spätes Greisenalter aus eigner Erfarung bestätigen konnte.

Der Kindlichkeit die der gesamten lyrischen Dichtung Göthes zu Grunde ligt, entspricht ihre äußerliche Unscheinbarkeit. Da hierin der Hauptunterschied von Schillers Lyrik ligt, so mag uns ein Schillersches Wort dienen, diß näher auszufüren. Wenn Schiller von der Poesie, die er als das Mädchen aus der Fremde auffaßt, sagt:

Doch eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit,

so paßt das auf seine Lyrik, welche die Würde und Höhe in der Sprache und in den Gedanken anstrebt, vollkommen, gar nicht aber auf die Poesie, vor allen nicht auf die Lyrik Göthes. Die ist kein Mädchen aus der Fremde, die redet nicht zu uns in fremder ungewohnter hoher Sprache und von fremden Dingen, nein unser eigenstes innerstes Leben, was wir auch erfahren haben, was wir gerade so erfahren haben, das spricht die Lyrik Göthes einfach in leichtem Reim und kurzem Vers aus; die Lyrik Göthes ist eben eine ganz und gar vertrauliche Poesie, vertraulich mit dem Stoff dem sie sich ganz anschmiegt, vertraulich redend zu dem Leser und Hörer, so daß er längst bekanntes, längst gehörtes wider zu hören glaubt. Die Würde und Höhe die uns bei Schiller oft schon in der ersten Zeile seiner Lieder entgegentritt — bei Göthe ist sie verborgen, tritt erst dem der vertraulich mit einem Lied wird, recht entgegen, um ihn immer und immer wider zu feßeln und ihn stets neue Beziehungen, neue Tiefen finden zu laßen. Ja, die Herrlichkeit der Lyrik Göthes ist eine versteckte, wie die Herrlichkeit der Blumen, die nidrig im Grase blühen — tausende gehn daran vorüber, während der Glanz der Schillerschen Brillanten jedem, auch dem gleichgiltigsten, ins Auge leuchten muß. Was ist (um diß an einigen Beispilen zu erläutern) das berühmte „Kennst du das Land"? anders als der Sehnsuchtsschrei eines „armen Kindes" — und doch welche Welt umfaßen dise drei kleinen Strophen. Nicht allein die ganze Welt Italiens mit seinen für den Deutschen fremdartigen südlichen Gewächsen, seiner südlichen Bauart, und den ewig bleibenden

Schönheiten seiner Natur — nein nicht nur, um mich so auszudrücken, geographisch, umfaßt dises kleine Lied eine Welt, eine „Welt voll Kunst und Lied" sondern es schlägt auch einen Ton an, der hindurchklingt durch die Weltgeschichte von dem Zuge der Gallier an bis auf die schwergepanzerten Heere der Hohenstaufen. Hannibals müdes Heer, müde durch den „Berg und seinen Wolkensteg", es ward angelockt und voll Sigeshoffnung, als es hoch von den Alpenhöhen hinabschaute auf die sonnigen Gefilde Italiens, vom „blauen Himmel" überspannt. Die Goldorangen waren es ja, durch die Narses die wilden Longobarden einlud herabzusteigen und die Marmorbilder, die Reste der Herrlichkeit Roms umzuwerfen und zu vernichten. So lange geht ein poetischer Hauch durch die deutsche Geschichte, als dises dahin! dahin! sie durchklingt und die Kaiser lockt, in Italien eine Krone oder ein Grab zu finden. Sowie unsern Kaisern dise echt deutsche Sehnsucht nach dem Süden felt, hört die Herrlichkeit deutschen Reichs auf und die Philisterhaftigkeit, der Egoismus und die Ländergir beginnt. Noch heute lebt die gesamte deutsche Kunst nur von disem dahin! dahin! und solange wird die deutsche Kunst nicht aussterben, als sie dises Lied und seine tiefe Sehnsucht wahr und ganz nachfühlen und mitempfinden kann. — Anziehend und belehrend ist die Vergleichung diser Sehnsucht mit der in dem Schillerschen Lied, das dise Ueberschrift hat, ausgesprochenen:

Ach aus dises Tales Gründen,
Die der kalte Nebel drückt,
Könnt ich doch den Ausgang finden,
Ach wie fült ich mich beglückt.

Diß Gedicht gibt uns schon beim ersten Lesen lauter Rätsel auf mit seiner ziellosen Sehnsucht; wie concret, wie hell und klar ist dagegen alles in der bestimten Sehnsucht des Götheschen Liedes nach einem Punkte. Es ist der große Lebensgegensatz unserer beiden Dichter, der sich in disen Gedichten ausspricht: aus den engen Mauern der Karlsschule sehnte sich der eine hinaus, einerlei wohin; — fast das ganze Leben Schillers haben Verhältnisse

begleitet, die ein ähnliches Sehnen rechtfertigten. Göthe, im Vollgenuße des Lebens, hatte nicht nötig, verzweifelnd über beengende Schranken sich weg zu sehnen — aber im sichern Bewustsein seiner Aufgabe als Dichter, sehnte er sich früh schon nach Italien, um dise Aufgabe ganz erfüllen zu können.

Wie einfach, wie leicht läuft, um noch ein Beispil anzufüren, die Erzälung dahin im „Zauberlehrling"; ein Kinderspaß ist es, daß der Besen zum Knecht wird und Waßer holt — aber es kann nicht treffender Meister und Lehrling neben einander gestellt werden. Das Schillersche:

Wie er sich räuspert und wie er spuckt
Das habt ihr ihm glücklich abgeguckt

ist hier dargestellt ganz kindlichscherzhaft, in anmutiger Weise, und doch fehlt auch der Ernst nicht: das angeborne Herrschertalent über die Geister das gewissen Gewaltigen eigentümlich ist und die ohnmächtigen Versuche der Stümper ihnen nachzuhinken ist etwas, das in Geschichte und Literatur sich täglich widerholt. Mir fallen bei disem Gedichte immer unsere Liberalen ein, welche den alles wegkehrenden Besen der Demokratie aus der Ecke zu holen nie müde werden, biß dann die Waßerströme der Gaßenrevolution sie umzureißen drohen, und ein Manteuffel oder Hassenpflug die Besen wider in die Ecke weisen muß. Das Bewustsein der Schranken, das Bewustsein verschiedenen Berufs für geborne Meister, deren Kraft kein Nachstümpern erreicht und für die Schüler die nur von disen Meistern lernen können, wird hier gelehrt ohne Lehre, ohne lange Moral, ohne fruchtlose Ermahnungen.

Wie einfach ist das Liedchen vom König in Thule, schon in Vers und Reim ganz ungekünstelt, in erzälendem Ton gehalten, mit dem Stoff anfangend, mit dem Stoff aufhörend. Und doch kann das enge Zusammenwachsen mit einem Andenken, das die Stelle der gestorbenen Geliebten vertritt, nicht ergreifender dargestellt werden; daß der Becher, der beim frohen Mahle gebraucht wird, gerade das Andenken ist, diser Gegensatz von Leid und Freude wie er in den einfachen Worten gegeben ist:

Die Augen giengen ihm über,
So oft er trank daraus

wird seine tief tragische Wirkung auf den nicht verfehlen, der diß nachzufühlen versteht, nnd wenn er das kurze Liedchen hundertmal gehört, gesungen oder gelesen hätte.

Wie einfach ist das berühmte Haideröslein: welcher alltägliche Vorgang ist es, daß eine Rose gebrochen wird — ist sie doch dazu gewachsen; und wird eigentlich mehr erzält in dem kleinen Liedchen, als daß die Rose gebrochen ist? Woher der unnachahmliche Reiz dises kleinen Gedichts? Warum hat es schon mehr als einen Componisten angeregt eine Melodie dazu zu finden? Im Stoff ligt dise Anziehungskraft, die jeder an sich erfaren haben wird äußerlich betrachtet, nicht — und in der Darstellung? Kann es etwas einfacheres, anspruchloseres geben, als die Art, wie diser, fast möchte man sagen, triviale Stoff dargestellt ist? Wenn irgendwo so ist hier die Herrlichkeit götheſcher Poesie eine verborgene, eine unbewuste. Aber die Herrlichkeit ist vorhanden, es ist doch ein tragischer Stoff, der hier uns vorgefürt wird und gerade daß er ohne Phrase, ohne Sentimentalität, ohne hochtrabende Reden, welche sonst die Tragödie begleiten, geboten wird, das ist das anziehende.

Auch das Schöne muß sterben, das Götter und Menschen erfreuet

sagt Schiller und Göthe klagt:

Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Haide,

und beide sagen, in seiner Weise aber jeder, dasselbe, der eine sagt es mit imponierender Hoheit, der andere mit kindlicher Vertraulichkeit — wir werden Schiller bewundern, Göthes Kindlichkeit aber nimmt unser Herz gefangen. Und laßen wir nur ein klein wenig den Gegensatz der ungebändigten Kraft und der hilflosen Schwäche aus disen paar Zeilen heraus auf uns wirken, dann werden wir Augen bekommen für die Welt, die auch in disem Liede ligt.

Es ist ein Ros entsprungen
Aus einer Wurzel zart
Wie uns die Alten sungen
Von Jesse kam die Art.

Als dise Rose von Davids Rosenstock am Stamm des Kreuzes hieng in stummem Dulden und sein rosenfarbenes Blut vergoß, da ist diser Gegensatz von dem der Dichter singt, in seiner ganzen ungeheuren Wucht vorhanden gewesen, wie nie zuvor noch nachher. So hat es sich auch die Rose der christlichen Kirche, die aus dem Blute von Golgatha hervorblühte gefallen laßen müßen, in tausenden ihrer Glider gebrochen zu werden von wilder knabenhafter Rohheit. Gehe hindurch durch die Weltgeschichte: der Acker den die Kriegsrosse zerstampfen, das stille Haus, das die wilden Soldaten plündern und anstecken — es ist immer wider der Gegensatz, den der Dichter einfach und großartig in seinem Lied, das wie ein Kinderliedchen aussiht, nidergelegt hat.

Doch ich würde nicht fertig werden, wollte ich nur an den bekanntesten Liedern Göthes ihre verborgene Herrlichkeit nachweisen, ich will eben nur darauf aufmerksam machen, daß Göthes gesamte Poesie und vor allem seine Lyrik eben auf dise verborgene Herrlichkeit angesehn werden muß, wenn sie recht verstanden und genoßen werden will. Jahrelang kann man ein solches Göthesches Lied mit sich herumtragen, ehe es sich uns aufschließt, wie mir es eben mit disem Haideröslein gegangen ist — und zu Ende genießen, erschöpfen kann man es nie, so wie auch die Herrlichkeit der Lilie nie genug bewundert und nie ausgenoßen werden kann, die in ihrer Einfachheit herrlicher ist, als Salomo in aller seiner Herrlichkeit."

Es ist übrigens nicht dem gesagten widersprechend, wenn zuweilen durch die Einfachheit der Götheschen Dichtung ihre Herrlichkeit hindurchbricht; wie der ernste Priestergesang durchklingt durch den Erzälungston der Ballade:

Es singen die Priester: wir tragen die Alten
Nach langem Ermatten und spätem Erkalten
Wir tragen die Jugend noch eh' sies gedacht.

oder wenn die ganz episch gehaltene Ballade „die Braut von Korinth“ plötzlich gewaltig schließt:

Wenn der Funke sprüht, wenn die Asche glüht
Eilen wir den alten Göttern zu.

Wir kehren zurück zu unserm Thema. Die verborgene Herrlichkeit der Götheschen Lyrik verrät sich auch dadurch daß sein Lied, um vollkommen zu sein, um einen ganzen und vollen Eindruck zu machen, noch des Klangs der Melodie bedarf und darauf von vorn herein angelegt ist. Diß ist wider ein sehr wesentlicher Unterschied von Schillers Lyrik. Schillers Lieder können nicht componiert werden, bedürfen es wenigstens nicht. Wer will so stolze Worte:

Freude war in Trojas Hallen,
Eh die hohe Feste fiel;
Jubelhymnen hört man schallen
In der Saiten goldnes Spiel

componieren? Was brauchen Verse, wie der:

Denn mit der Freude Feierklange
Begrüßt sie das geliebte Kind
Auf seines Lebens erstem Gange
Den es in Schlafes Arm beginnt.

noch der Musik? Sie klingen schon wie Glockenklang.

Es wallet und siedet und brauset und zischt
Wie wenn Waßer mit Feuer sich menget,

bedürfen wir noch der Töne, um das wilde Durcheinander diser Onomatopoesie uns näher zu bringen? Aber Göthes Lieder in ihrer Einfachheit schmiegen sich auch der Musik eng an — ihre Einfachheit kann eben den Schmuck noch vertragen, sie werden noch vertraulicher, noch bekannter, wenn wir sie singen. Die einfachen Volksmelodien schmiegen sich den einfachen, deutschen Versmaßen, in denen sich die Göthesche Lyrik bewegt eng an. Wie singbar klingt z. B. der Rattenfänger, in dem der Dichter uns die „ältste Sage“ so vertraut und nahe gebracht hat, als zöge der seltsame Mann noch heute durch die Gaßen, wie singbar sind vile seiner erotischen Lieder, wie: „Christel“, „die Spröde“

„die Bekehrte“, „Zigeunerlied, »Vanitas vanitatum« die der Dichter gleich durch einen eben nur singbaren Refrain als zum Singen bestimt gekennzeichnet hat. Mit Recht sagt der Dichter deshalb daß seine Lieder sich „geschrieben seltsam ausnehmen“; gesungen haben sie erst ihren Klang, gesungen sind sie erst wirkliche Lieder. Er erzält uns ja selbst, daß er in Sesenheim Lieder bekannten Melodien untergelegt habe,[1] also Lieder gleich zum Singen eingerichtet — wir müßen mit dem Dichter beklagen, daß dise so sehr für Göthes Lyrik bezeichnenden Lieder verloren gegangen sind.

Diser Sangbarkeit der Götheschen Lieder entspricht eine andere Eigentümlichkeit: die kurzzeiligen Versmaße die der Dichter am liebsten, vor allen eben in seinen erotischen Liedern braucht. Sie zeigen uns ihn als einen warhaftigen Dichter, der um den Reim nicht verlegen ist. Die Gedankenarmut der schlesischen Schulen verbarg sich hinter den langen steifen Alexandriner, die Ohnmacht der jungen Epigonenpoesie unserer Zeit hat in dem stolzklingenden achtfüßigen trochäischen Tetrameter ein Versmaß gefunden, das nicht so oft den Reim nötig macht. Göthe liebt Zeilen von 5 Silben, Strophen von 4 Zeilen; man lese nur das „Mailied“ „Gefunden“, „Liebhaber in allen Gestalten“ und ähnliche Erzeugnisse seiner frischen Jugend, wie leicht und ungezwungen bewegen sie sich in dem losen Gewand der kurzen Verse, wie vertraulich, wie kindlich sprechen sie uns an. Auch darin ligt ein nicht unbedeutender Unterschied von Schillers Lyrik. Dise liebt langzeilige ernst und gewaltig einherschreitende Metra, welche schon im Klang die Würde und Höhe der Poesie dem Hörer naheliegen; Göthe braucht solche Metra, namentlich die Octave nur bei Betrachtungen, wie in der Zueignung. Göthes Lieder klingen fast tändelnd gegen den Schillerschen Ernst, aber sie bezaubern und dringen zum Herzen, gerade durch diß liebenswürdige Tändeln. Charakteristisch aber ist es, daß die Göthesche Lyrik, wenn sie die Hülle von sich wirft und in ihrer ganzen Herrlichkeit erscheint, des Reimes entbehrt, wie in dem „Gesang der Geister über den Waßern“, in „Mahomets Gesang“, in dem „Prometheus“, den

„Grenzen der Menschheit“. Dise gewaltigen Lieder bedürfen keines Schmuckes um ihrer Wirkung gewis zu sein, ihr Ernst verträgt das Spiel des Reims nicht — und wider zeigt der Dichter sich groß, sich warhaft classisch darin, daß er jedem Stoffe die ihm zusagende und zukommende Form mitgibt, ungesucht, ungekünstelt.

Ungesucht und ungekünstelt in Stoff und Form, dem Stoffe nach nur erlebtes, nur erfahrenes aussprechend, die Form mit dem Inhalt sich von selbst ergebend — das sind die Götheschen Lieder und sie gleichen darin der Volkspoesie. Die Kindlichkeit, die Vertraulichkeit, die äußere Bescheidenheit, die Singbarkeit, der rasche Gang der kurzen Reime — wir haben mit all dem schon die wichtigsten Aehnlichkeiten des Volkslieds und der Lyrik Göthes ausgesprochen. Volksmäßig ist Göthe in seinen Liedern. Man weise mich nicht darauf hin, daß die Schillerschen Lieder weit bekannter, weit verbreiteter sind, als die Göthes. Das beweist nichts, weder für Schiller, noch gegen Göthe, es beweist nur, daß unserer Zeit die Fähigkeit des Genießens von Dichtungen abhanden gekommen ist. Schillersche Balladen werden in der Schule gelernt, sie klingen der Jugend ins Ohr — und wie viele Menschen bleiben auf dem Standpunkt, den sie in der Schule gehabt haben, ihr Lebenlang stehn, wie wenige haben noch Jugendlichkeit genug, im spätern Leben für Poesie empfänglich zu sein und die verborgene Herrlichkeit der Lyrik Göthes aus der unscheinbaren Schale herauszunehmen. Und gerade nicht die herrlichsten Gedichte Schillers sind die allgemein bekannten, nicht „der Genius“, „das Glück“ „das Ideal und das Leben“, nein vile finden an den unreifen Producten seiner Entwickelungsperiode Gefallen. Wer das Lied an die Freude schön finden oder für ein Volkslied erklären kann — mit dem ist nicht zu rechten, er muß erst lernen, was volksmäßige Poesie ist. Er kann es aber am ersten an Göthe lernen, der alle Eigenschaften der Volkspoesie in sich vereinigt, wunderbar, obgleich aufgewachsen in dem Zeitalter der Uebercultur, in der Zeit der Perücken und galonierten Staatsröcke. Er hat sich eben Kindlichkeit genug bewart, um unmittelbar

zu singen, was er erlebt hatte, ohne Phrasen, ohne hohle Worte; er hat dichten müßen, weil er nicht anders konnte und wenn er um Mitternacht aus dem Bette springen mußte, um zu dichten. An diser Natürlichkeit, diser Unmittelbarkeit der Götheschen Lyrik werden sich noch Generationen erquicken, die in die dickleibigen Sammlungen unserer Volkslieder sich nicht vertiefen können, um aus ihnen zu lernen, was frische Poesie ist. Daß die Natürlichkeit der Götheschen Poesie prüde Seelen beleidigt und beleidigen wird, so lange die moderne Zimperlichkeit dauert — das hat sie eben auch mit unserem Volkslied gemein. Wer deshalb den Dichter tadeln kann, gleicht dem Raben, der die Füße des Pfauen tadelte — wer damit anfängt, wenn er über Göthe urteilen will, ist nicht wert, von Göthe zu sprechen.

Wir wollen nur einen Zug der die Verwandtschaft der Lyrik Göthes mit der Volkspoesie und zugleich ihre ganze Kindlichkeit und Unmittelbarkeit kennzeichnet, hervorheben, das tiefe Naturgefül, die innige Freude des Dichters an der Natur. Sie spricht sich aber nicht, wie bei unsern modernen Lyrikern in Liedern auf das „Waldesdunkel" aus: es findet sich unter allen Liedern Göthes keins, das nur die Natur besänge: selbst das Lied an den Mond nimmt doch nur die Anregung, nur die Inspiration von dem Nebelglanz der Busch und Thal füllt, wendet sich dann aber wie die rechte Lyrik soll und muß, dem selbst erlebten, den eignen Empfindungen zu. -- Bloße Naturdichtung lösgelöst vom Menschenleben kommt immer erst auf, wenn das wahre Naturgefül erloschen ist, sie verrät den Stubendichter, der nicht in der Natur lebt, sie verrät ein Sinken der Dichtkunst, wie das Umsichgreifen der Landschaftsmalerei das Sinken der Malerei. — Göthes Naturgefül bildet den Grundton viler seiner Gedichte, oft kaum ausgesprochen, oft nur, wie in unserer mittelhochdeutschen Lyrik im Anfang eines Liedes hervortretend:

> Bei dem Glanz der Abendröte
> Gieng ich still den Wald entlang,

oder:

An dem reinsten Frühlingsmorgen
Gieng die Schäferin und sang.

Oder wenn es in dem schönen Lied der Fischer heißt:

Ach wüßtest du, wies Fischlein ist
So wohlig auf dem Grund

wenn es in des Jägers Abendlied heißt:

Durch Feld und liebes Thal

so zeigt sich darin das Naturgefül ungesucht, halb versteckt, das den Dichter hat singen laßen:

Ich kann sie kaum erwarten
Die erste Blum im Garten
Die erste Blüt am Baum;
Sie grüßen meine Lieder
Und kommt der Winter wider
Sing ich noch jenen Traum.
Ich sing ihn in die Weite
Auf Eises Läng und Breite,
Da blüht der Winter schön.
Auch dise Blüte schwindet
Und neue Freude findet
Sich auf bebauten Höhn.

Es hat einen eigentümlichen Reiz disen zarten Spuren des tiefen Naturgefüls durch die Göthesche Lyrik nachzugehn — sie fehlen fast in keinem seiner Gedichte und wir lernen, daß der Dichter die Natur in allen ihren Gestalten liebt, daß er sie darzustellen weiß in ihrer Größe, – so den Strom, den mächtigen, in „Mahomets Gesang", wie das kleine Blümchen, „wie Sterne leuchtend, wie Aeuglein schön". Wie vilseitig schildert er das Waßer in allen seinen Gestalten und weiß es mit dem Menschenleben zu verbinden in seinem großartigen Gesang der Geister über den Waßern, wie schön schildert er auch in den Versmaßen Meeresstille und glückliche Fart, wie den Abend, wenn über allen Wipfeln Ruh ist. Von dem Blumenglöckchen und dem Bienchen biß zu dem „Uebermaß der Sterne" für alles ist er gleichmäßig empfänglich und weiß ihm eine Stätte in seinem Lied.

Es kann hier, wo ich nur anregen, nicht erschöpfend dar=

stellen will, meine Aufgabe nicht sein, den ganzen Reichtum diser Naturbeziehungen in Göthes lyrischen Gedichten darzustellen und ebenso wenig ist es meine Absicht, auch nur entfernt den Reichtum der gesamten Lyrik Göthes zu zeichnen, wenn ich noch wenige Worte über die Gattungen der Lyrik in denen sich Göthe als Meister gezeigt hat hinzufüge. Der Dichter der in Poesie und und Prosa, im Drama und Epos groß ist, hat alle Arten von lyrischer Poesie sich zu eigen gemacht, in alle Formen die sich ihm darboten seine Erlebnisse gekleidet.

Wir haben schon einige seiner Balladen, seiner erzälenden Lieder erwänt. Hier ist nur noch der eine charakteristische Zug hervorzuheben, daß der Dichter eine ganze Reihe Geistergeschichten in seinen Balladen dargestellt hat. Der Erlkönig, der Fischer, Zwergenhochzeit, der Todtentanz und andere behandeln solche Stoffe. Es ligt darin einmal wider ein Zug seiner Kindlichkeit, denn das Kind hört am liebsten Schauergeschichten und freut sich an ihnen, auf der andern Seite aber zeigt sich gerade in der Wahl diser Stoffe, wie hoch der Dichter über seiner Zeit stand. Jedes diser Gedichte ist ein Protest gegen die Aufklärungszeit, gegen den Unverstand, der den Reiz der Märchenwelt als Aberglauben verbannen und den ganzen Sinn des Menschen auf das Nützliche beschränken wollte. Göthe aber erkannte gerade in diser Märchenwelt den unergründlichen Schatz von Poesie — er hat ihn uns zuerst aufgeschloßen.

Die Empfänglichkeit für jeden Stoff, der nur irgend dem Dichter zugänglich war, müßen wir auch hier bewundern. Ein serbisches Lied hat er treu und unverfälscht in der ihm ursprünglichen Form, den fünffüßigen Trochäen widergegeben obgleich er es nur aus französischer Uebersetzung kannte, ebenso, wie er Hans Sachsens poetische Sendung in den fast vergeßenen und tief verachteten alten deutschen Reimpaaren dichtete, gerade also in dem Versmaß das Hans Sachs vor allem angewendet hat. Wie vortrefflich weiß er den Ton des alten Nürnberger Dichters uns,

aber verklärt und gereinigt in der Legende vom Hufeisen vor die Seele zu füren.

Von seinen erotischen Gedichten gilt es besonders, daß sie aus unmittelbarer Erfarung hervorgegangen, daß sie Gelegenheitsgedichte im besten Sinne des Worts sind. Die mannigfachen Bewegungen des Herzens — sie spiegeln sich in disen Gedichten wider und jeder, der nur einmal warhaftig geliebt hat, wird sich und seine Liebe in disen Gedichten widerfinden. Was Graf August v. Platen als das Ideal der Unsterblichkeit eines Dichters anfürt:

Er weiß daß nach Aeonen noch, was sein Gemüt erstrebet
Im Mund geliebter Jünglinge, verliebter Mädchen lebet,

von Göthe gilt diß im vollsten Umfange. Auch hier zeigt er sich in seiner Kindlichkeit, denn das Tändeln der Liebe ist auch vertreten, wie in dem Mailied vom „Holdchen“ und „Goldchen“; oft bringt er es nur biß zum „leidenschaftlichen Stammeln“ in kleinen Stoßseufzern, aber stets wahr, stets verklärt, stets anziehend. Wie lieblich weiß der Dichter kleine Geschenke auszulegen, das gemalte Band, wie die Silhouette vom „garstigen Gesicht.“ Eben in den Liebesliedern berürt sich oft die Lyrik Göthes mit der Volkspoesie, wie in dem herrlichen „Trost in Tränen“ und andern. Hier gerade finden sich die kleinen kurzen Verse, die so unnachahmlich sich an den Stoff anschmiegen und dem Ohre wol thun, wie die Zartheit des Inhalts das Herz gewinnt.

Liebe und Wein wird gewönlich als Gegenstand der Lyrik betrachtet: auch Göthe hat der geselligen Lieder eine ziemliche Anzal gedichtet. Ein bezeichnender Zug, durch welchen sie ein für allemal Muster sind, ist die eigentümliche plastische Ruhe die über ihnen ausgebreitet ist. Da ist von dem Getümmel des Gelages, das widerlich in so manche unserer Trinklieder hineintönt, nichts zu spüren, jeder „Zeuge menschlicher Bedürftigkeit“ ist ausgestoßen aus Gedichten wie „In allen guten Stunden“, ja selbst in »Ergo bibamus« ligt nur im Refrain der Zweck des Gedichts ausgesprochen, sonst ist es ganz klar und hell.

Einen nicht geringen Raum nehmen Göthes Spruchgedichte

ein. Sie haben auf dem gesamten Gebiet der deutschen Literatur eigentlich nur Ein würdiges Seitenstück in Freidanks Bescheidenheit. Sonst ist der Dichter auch in diser Gattung unübertrefflich. In gleicher Weise weiß er im Distichon, epigrammatisch, Blicke in die Welt auszusprechen, wie in ganz volksmäßigen Reimen einfach köstliche Lebensregeln zu geben. In allen Tönen, dem heitersten Scherze, der launigen Derbheit, wie in treu gemeinter Warnung und ernster Mahnung weiß er zu reden über alle Lebensgebiete und weiß ihnen allen — biß auf die Theologie — gerecht zu werden. Von disen Spruchgedichten gilt besonders das oben gesagte, sie sind ein unerschöpflicher Brunnen zu dem man immer und immer zurückkehren wird um stets neues zu finden — jeder wird etwas für sich aus der Mannigfaltigkeit diser Speise herauszunehmen wißen, jeder sich und seine Erfahrungen widerfinden, weil eben die ganze Welt in disen Sprüchen abgespiegelt ist.

Göthes Elegien wird man nur dann Geschmack abgewinnen können, wenn man hier nur eben Göthe den Heiden sucht und sie list, wie Lieder des Catull oder die erotischen Gedichte des Horaz. Dann aber wird man die frische Lebendigkeit und Unmittelbarkeit bewundern müßen, mit der dises heidnische Genußleben dargestellt ist.

Göthes Sonette sind Zeugnisse dafür, wie er auch in eine schwirige Form (und noch dazü im höheren Lebensalter) seine Erlebnisse ohne weiters einschließen konnte; das Sonett, das sonst von uns nur zur Betrachtung gebraucht wird, er hat es frei und leicht zur erotischen Poesie benutzt.

Göthes westöstlicher Divan ist ein Beweis dafür, wie lebendig Göthes Dichterkraft auch noch im spätern Alter war: er hat alles fremdartige ausgeschieden, es spricht uns alles nah und vertraut an. Es gilt diß namentlich von der Form, indem der Dichter hier die vierzeilige Strophe am liebsten anwendet, die seine Jugendgedichte zeigen — er ist hier zu den Erinnerungen an Lust und Liebe seiner Jugend zurückgekehrt und hat im spätern Alter noch den Schatz von Kindlichkeit und Frische gezeigt, der ihn sein Leben lang begleitete und ihn zu dem ersten unserer Dichter machte.

Es bleibt uns nun endlich noch, um dise Skizze einer allgemeinen Charakteristik der Götheschen Lyrik abzuschließen, übrig ein Wort über die vil besprochene Frage, über Göthes Verhältnis zum Christentum zu sagen. In seiner frühen Jugend hat unser Dichter „auf Verlangen“ „poetische Gedanken über die Höllenfart Christi“ geschriben — das ist das einzige lyrische Gedicht christlichen Inhalts das wir von Göthe haben; in seiner übrigen Lyrik ist vom Christentum wenig zu spüren, wenn es nicht hier und da in der Spruchpoesie durchbricht, wie in dem bekannten Trost, daß das Schimpflied nicht so lang dauere als das Christ ist erstanden, das schon 1800 Jahre dauere. Sonst wird das Verhältnis Göthes zum Christentum am richtigsten als gar keins bestimmt — er ist ein Kind dieser Welt, das uns so hoch führen kann, als die Kunst und Weisheit diser Welt es eben vermag, nämlich biß an die Pforte des Himmels, aber nicht hinein. Dise Seite felt ihm eben so wie der ausgesprochene Patriotismus — wie sehr er sein Volk kennt und seine Vorzüge liebt, das zeigt so viles in seinen Sprüchen. Wollen wir ihm das verargen? Verargen daß er zwischen Lavater und Basedow, zwischen einem innerlich vom Zeitgeist angefreßenen Christentum, dem die Kraft die Welt zu beherschen verloren gegangen war und der matten Aufklärung ein Kind diser Welt blib dem Dißseits allein mit aller Macht zugewendet? Wir würden ihm eben so unrecht tun, als wenn wir ihm mit den liberalen Wortfürern unserer Tage ein Verbrechen daraus machen wollten, daß er, der alte Mann, nicht einstimte in den Jubel der Freiheitssänger von 1813, daß er, in der schlimmsten Misere deutschen Reichs aufgewachsen, nicht glauben konnte an ein Wiederaufleben der deutschen Nation. Wir müßen ihn eben als ein Kind seiner Zeit begreifen lernen. Und wir können doch noch manches von dem Weltkind Göthe lernen: ein offenes Herz uns zu erhalten, die Dinge diser Welt vom richtigen Ende ansehn, sichern Blicks sie in ihrer Mannigfaltigkeit überschauen und beherschen; seine Gedichte, auch seine lyrischen, werden uns dazu stets gute Dienste leisten, als ein reiner

Spiegel der Welt, in dem wir die Welt, wie sie ist, ganz und gar und unverzerrt sehn. Dazu soll uns Göthe dienen und vor allen seine Lyrik dazu anzuwenden habe ich mit disen wenigen Worten anregen wollen.

II.

Faust.

1. Die Zueignung.

Dem Versuche, einige Scenen aus dem Hauptwerke Göthes, dem Faust, von christlichem Standpunkt zu beleuchten, scheinen auf den ersten Blick vile Schwirigkeiten entgegenzustehn: gerade das, was in der alten Faustsage christlich ist, tritt in dem Stücke Göthes zurück — der Abfall von dem lebendigen Gott und das furchtbare Ende dises Abfalles. Wenn auch der Dichter im Prolog im Himmel Faust als einen „Knecht" Gottes bezeichnet, so hebt Mephistopheles Wort: „fürwahr er dient auch auf besondere Weise" diß gleich wider auf und dises Wort ist nicht bloß Ironie des Teufels, sondern es ist die Warheit: der Faust, wie in Göthe dargestellt hat, dient Gott ebenso, wie Göthe Gott gedient hat — nemlich ohne vom göttlichen Leben mehr zu haben, als Reminiscenzen aus der Kindheit und rasch vorübergehende Anregungen. Es mag das Gefül dieses Mangels an der herrlichen Tragödie den Verketzerungen des Faust, wie sie z. B. aus Wolfgang Menzels Mund hervorgegangen sind, zu Grunde gelegen haben. Der furchtbare Ernst der alten Faustsage, den der Titel des Volksbuchs einfach ausspricht: von Dr. Fausti Bund mit dem Teufel, ärgerlichem Leben und schrecklichem Ende, tritt in Göthes Faust allerdings nicht so hervor, wie in den nackten Erzälungen des Volksbuchs, die uns beschreiben, wie Faust sich die Ader öffnet um das Blut zu erhalten mit dem er sich der Hölle verschreibt und das homo. fuge! vor sich siht, die uns nichts erlaßen, nicht

das Hirn Fausti, das an den Wänden klebte, noch den zerschmetterten Leichnam den die erschrockenen Schüler auf dem Misthaufen finden. Aber so kann die Poesie uns die Faustsage nicht darstellen, sie muß nur die Bilder zeigen die uns noch ansprechen können; das Entsetzen ist nur schwer poetisch zu bewältigen und das abschreckende Beispil, worauf das Volksbuch ganz eigens angelegt ist, ist überall kein Gegenstand der Poesie. Vor allem aber ist es nicht Sache Göthes uns ohne weiteres und unmittelbar in die ganze Furchtbarkeit eines Seelenzustandes blicken zu laßen, bei welchem sich Gott und der Teufel in dem engen Raum des Menschenherzens streiten, uns hineinblicken zu laßen in die Tiefen des Abfalls, wenn der Teufel den Sig behält. Das kann der Dichter nicht, denn er hat es nicht erlebt und — nur ein Schelm gibt mehr als er hat. Mag man an Göthe diß und das auszusetzen haben, das muß man ihm zugestehn, daß er stets ehrlich nie mehr gegeben hat, als er hatte. Aber wir würden doch unserm großen Dichter Unrecht tun, wolten wir behaupten, er habe den Grundgedanken der Faustsage nicht festgehalten; dann wäre sein gröstes Drama eben nur eine Folge abgerißener Scenen, dann erschiene allerdings in den Scenen mit Gretchen, Faust wie W. Menzel sagt, nur als ein „sentimentaler Don Juan" — nein, die Hölle ist stets da und steht auch hinter disen „sentimentalen" Scenen und der Himmel, dessen Kräfte an Faust ziehn, ihn herausziehen wollen aus der Hölle, ist auch da; aber beide Mächte sind eben verborgen vorhanden und treten nur selten ganz klar und hell hervor, wie der Himmel in dem Auferstehungslied, die Hölle in der Hexenküche und der Blocksbergscene. In den übrigen Scenen gilt es im Faust, wie in allen Werken Göthes auf die leisen begleitenden Töne, auf die verborgenen Gedanken Acht zu geben, den „tausend Fäden" nachzugehn, die „einem Tritt", oft einer Zeile, einem Wort in unserm Stücke zu Grunde ligen. Das Stück bewegt sich in seinen Reimen so leicht, so lose, so frei; so wenig Pathos verwendet der Dichter — wer danach, nach disem äußern leichten Klang den Dichter beurteilen wolte, der wird bei Göthe immer

der wird namentlich bei Faust irre gehn, wer die so leicht aneinander gereihten Scenen einzeln betrachtet, der wird die eigentliche Tiefe des Stückes nie ermeßen. Dise Tiefe aber zu ermeßen, dazu gehört, das muß allen Aesthetikern gegenüber behauptet werden, der einfache Christenglaube, dazu gehört die Erfarung, daß des Teufels Macht wirklich eine Macht ist und daß hinter der bunten Mannigfaltigkeit des Lebens, wie sie sich im Faust so köstlich abspiegelt, der große Streit zwischen Gott und dem Teufel ausgefochten wird. Darum wenn ich mein bescheiden Teil vorbringe, was ich erfaren und erlebt habe an Göthes Faust, so thue ich diß gar nicht etwa, weil mir dise Studien von Jugend auf nicht fremd gebliben sind, sondern ich trete dem großen Werke des großen Dichters eben nur mit meinem Maß christlicher Erfarung gegenüber und meße es daran, gewis, daran den höchsten, zuletzt den einzigen Maßstab zu haben. So denke ich auch nicht zu Aesthetikern zu sprechen, sondern eben zu einfachen Christen und disen zu zeigen, wenn Gott will, an einem Stücke, dessen Stoff die schwere Aufgabe wesentlich erleichtert, wie uns die Poesie, wenn sie warhaftige Poesie ist, als Spiegel der Welt und des menschlichen Herzens große Dienste leisten kann.

Denn es sind erfarene und erlebte, vom Dichter persönlich erlebte Dinge, welche uns im Faust geboten werden, das wird uns schon klar werden, wenn wir nur mit den Eingangsstücken, mit der Pforte zu Faust uns beschäftigen wollen. Dise Eingangsstücke, die Zueignung, das Vorspiel auf dem Theater, wie der Prolog im Himmel sind außerordentlich wichtig für das Verständnis des Stückes selbst. Hier spricht der Dichter unmittelbar mit uns, im Stück läßt er sich zurücktreten und nur der poetische Hauch, der über dem ganzen ruht, trotz des bunten, trotz des oft furchtbaren und abschreckenden Stoffes verrät uns seine Gegenwart.

Gleich in der Zueignung belauschen wir das Gespräch des Dichters mit dem Stoffe seiner Dichtung, ein Gespräch, das sonst nicht laut, nicht vor den Ohren des Publikums gefürt wird und

das namentlich bei Göthe trotz aller seiner Aeußerungen über sich als Dichter, trotz der Jagd der Literatoren nach seinen speciellsten Lebensereignissen in ein unergründliches Geheimnis gehüllt ist, in das Geheimnis, das jede Menschenseele übrigens in sich trägt, das Geheimnis nämlich wie die Seele — um es platt auszudrücken — sich ernährt, wie sie von den geistigen Dingen lebt und dise zu ihrem Eigentum, zu einem Stück ihrer selbst macht, ein Geheimnis, dessen höchste Spitze der Spruch ausspricht: Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von einem jeglichen Wort das durch den Mund Gottes geht.

Auch hier eben werden wir durch die süßen Töne der Octaven, die in Göthes Mund immer so lieblich klingen, nur an die Schwelle des Geheimnisses gefürt, aber etwas lernen wir doch aus disem Gedicht, in dem der Mann Göthe zu seinem eigenen Geschöpf redet, zu dem Gebilde seiner Jugend: nur das nämlich kann der Dichter, kann überhaupt jeder, festhalten, zum geistigen Eigentum machen, in dem er sich selbst und seine eignen Erfarungen widerfindet. Es gibt also das Gelernte, das durch den bunten Wechsel des Lebens Herzugebrachte der Seele eigentlich nichts neues, nichts, das sie nicht schon wenn auch unentwickelt gehabt hätte und die Seele des kaum Gebornen ist der Seele des Greises ganz gleich, denn selbst im Laufe des längsten des bewegtesten Lebens wird dise Seele nur das aufnehmen, was gleichsam sie selbst ist. So hat auch der Dichter in den „schwankenden Gestalten" der alten Faustsage, seine eigne „erste Lieb", seine Freundschaft, seinen Schmerz, seines eignen Lebens labyrinthisch irren Lauf widergefunden, darum hat er es vermocht, sie „fest zu halten", aus den „schwankenden Gestalten" feste für alle Zeiten geltende Gestaltungen zu schaffen, den Dunst und Nebel wegzutun und uns klar ein herrliches Lebensbild vor die Seele zu füren. Was aber die Rede des gereiften Mannes in diser Zueignung besonders ergreifend macht, das ist die vollständige Identificierung des poetischen Stoffes und des wirklich erlebten in der Seele des Dichters. Eine „alte halbverklungene Sage" stellt uns der Dichter

dar; im Laufe seines Lebens aber ist ihm die erste Lieb und Freundschaft selbst eine halbverklungene Sage geworden, andere Lieb und Freundschaft, anderer Schmerz hat die alte Lieb und Freundschaft, den alten Schmerz verdrängt, andere Labyrinthe des Lebens haben sich über den alten aufgebaut, andere schöne Stunden das Andenken der früher verlebten verwischt. Nur wenn wir diß festhalten, werden wir den „Zauberhauch" verstehn, der von dem Stoffe des Faust ausgieng und den Dichter ein ganzes Leben festhielt, nur dann die Worte:

> Mein Busen fült sich jugendlich erschüttert,
> Vom Zauberhauch die euern Zug umwittert,

nachfülen und die Tiefe diser Erschütterung einigermaßen verstehn können.

Ja der Dichter ist ganz eins mit seinem Stoff, er hat sein eignes Leben und Lieben in dises Stück gelegt und darum bricht ihm aus tiefer Seele hervor die Sehnsucht nach denen, welche das im Faust poetisch dargestellte mit ihm selbst erlebt haben. Dise Freunde seiner Jugend verstehn den Dichter ganz — damals, als des Dichters Mittelpunkt eines „freundlichen Gedränges" war, da fiel keins seiner Worte auf die Erde. Der unbekannten Menge gegenüber fült der Dichter sich einsam, unverstanden und welch schlimmeres Schicksal gibt es für ein reiches Herz, als sich nicht verstanden zu sehn? Aus der Masse kann kein Widerklang kommen — lauter Beifall wol, aber was ligt dem Dichter an dem Beifall der Menge? Um des Beifalls willen hat er nicht gedichtet, nur daß er verstanden werde, daran ligt ihm und das leise Ach! mit dem der Dichter seinem Sehnen nach dem ersten Widerklang Luft macht, verhallt unter dem tobenden Getümmel ungeschickter Bewunderer.

Es ist uns lieb, hier zu vernehmen, daß der Dichter auch mit disem seinem höchsten und reifsten Werk nicht auf den Beifall der Menge gerechnet hat, er will Seelen, die sich an seinem Lied erfreuen; der Beifall der Menge läßt ihn fürchten, daß er auch zu der großen Zal der Mittelmäßigen gehöre dem

diser Beifall so oft entgegentönt. Wir sehn den wahren Dichter, der dichtet weil er muß, weil er erfreuen will. Erfreuen will er uns und diser zarte Ton muß uns begleiten auch durch die finstersten Partieen unseres Dramas. Der Dichter hat Freude daran gehabt und will nur, daß wir wider Freude daran haben sollen. Gelobt und angestaunt wird Göthe jetzt unbedingt, aber die Seelen die sich an seinem Lied erfreuen — sie werden heute wie damals in der Welt zerstreut sein.

So ist es das „Geisterreich" das um Faust sich stellt, und das Geisterreich der Abgeschiedenen die einst um den jungen Dichter sich sammelten, nach welchem der Dichter ein „Sehnen" ausspricht in disen Eingangsworten. -- Wie einst Walter von der Vogelweide sprach, als er in die Heimat zurückkerte, den Wald verhauen und das Feld „vereitet" fand.

> ist mir mîn leben getroumet oder ist eȥ wâr
> daȥ ich ie wânde, daȥ iht waere, was daȥ iht?

genau so erscheint unserm Dichter sein bißheriges Leben als ein Traum und nur die Erlebnisse der Jugend, obgleich ihre Töne abgerißen, Aeolsharfentönen gleich, im Herzen nachklingen, scheinen dem Dichter wirklich — weil sie unvertilgbar im Herzen eingegraben sind; so will und soll uns auch sein Drama „Wirklichkeiten" vorfüren. Aber wir werden und dürfen bei der Betrachtung diser mannigfachen „Wirklichkeiten" den Dichter nicht vergeßen, der uns in disen Scenen sein eigen Herz, sein jugendlich Herz, all sein Empfinden und Denken offenbart hat — und wir werden gern von dem bunten Getümmel der Gestalten im Faust zu dem einsamen Dichter zurückkehren, den jedes Wort dises Stückes an die längst verschwundene Jugend erinnerte, wir werden begreifen, daß ihm Träne auf Träne von den Augen rann, begreifen seinen Schmerz, denn es ist ja nur die alte Klage, die der Dichter der gern ewig jung sein möchte am meisten fült, die Klage des 90. Psalms: Wir bringen unsere Jahre zu wie ein Geschwätz, denn es geht schnell dahin, als flögen wir davon.

2. Vorspiel auf dem Theater.

Es kann keinen schärferen Gegensatz geben, als zwischen den „unbestimten leisen Tönen“ tiefen Schmerzes, welche uns aus der Zueignung entgegengetönt haben und den platten Worten mit denen der Theaterdirector das Vorspiel auf dem Theater beginnt. Aber es ist diser Gegensatz so schneidend er ist, ein ganz natürlicher in unserer Zeit, in der nun einmal alles gedrückt alles dem Publicum vorgefürt werden muß, selbst das tiefempfundenste, das nur wenige, das vil- leicht nur der ganz versteht, der es selbst empfunden hat. Da wird das Herzblut des Dichters hinausgegoßen vor die rauhe kalte Welt, da wird nicht lange gefragt nach den Tiefen des Dichter- herzens, aus dem das Dichterwerk in seiner vollen Schöne her- vorgetreten ist, da will man nicht mit dem Dichter fülen, nein man will ein „Fest“, man will sich amusieren, unterhalten, man erwartet etwas besonders, man möchte wie der Dichter vortrefflich sagt, gern erstaunen. Und wenn dann der Dichter nichts ganz besonderes, neues bringt, wenn er immer wider das alte Leid und die alte Freude des sich stets gleichbleibenden Menschenherzens vorfürt, wie wird er getadelt, wie „gelaßen“ urteilt jeder, der das Stück „auch“ gesehn hat, ab über des Dichters eigenstes und innerstes Leben, meint das und das müste so und so sein, wärend es, die Erfarungen des Dichters abspiegelnd, gar nicht anders sein kann. Und die Tadler sind oft noch beßer als die Lober, vor deren Lob dem Herzen des Dichters bang wird. Denn ge- rade durch ihr Lob wird das Werk, in das der Dichter seines Herzens ganze Schätze nidergelegt hat, zuletzt ein Ding mit dem man, wie mit Wollenwaaren und Tabacksblättern ganz gute Ge- schäfte macht.

Das ist das Loß des Schönen auf der Erde!

Aber der Dichter tröstet uns einigermaßen für dise Nüch- ternheit — einmal hat sie auch ihr Recht, denn ein Stück, vor dem man sich um die Billete prügelt, das also die Masse anspricht, hat doch ein Haupterfordernis des Drama, es läßt

etwas geschehn, läßt „vil geschehn“ — und welches von der Masse Dramen mit der uns jetzt die Tempeltey, die Brachvogel und wie die zalreichen dramatischen Dichter unserer Zeit alle heißen überschütten, hat das erreicht? hat „der Menge behagt“? Göthes Faust wird aber wol noch ein Jarhundert ein „Zugstück“ bleiben, wenn wir Deutsche uns nicht ganz vergeßen und verächtlich werden.

Dann aber klingt der Ton den wir in der Zueignung hörten, hier auch uns aus dem Munde des Dichters entgegen, jedoch nicht mit dem leisen Schmerz des Mannes, sondern mit der ganzen Kraft der Jugend. Er weist den Beifall der Menge kräftig ab — er will ihn nicht — gerade wenn es „eng“ um den Dichter ist, fült er sich wol, da blüht ihm reine Freude. So ist unser Stück auch entstanden in der Enge, in der Stille; manches, was der Dichter noch in sich getragen hat, um seinen Stoff zu gestalten, mag des „wilden Augenblicks Gewalt“ weggerißen haben, manches auch wol was „glänzte“. Aber „durch Jahre durchgedrungen“ ist unser Drama „in vollendeter Gestalt“ erschienen und der Kern, das Beste, was der dankbare Stoff des Dichters „tiefer Brust“ entlocken konnte, ist der Nachwelt unverloren gebliben.

Die lustige Person vermittelt die Gegensätze: sehr bezeichnend für die Göthesche Art zu dichten, sind die Worte „wer sich behaglich mitzuteilen weiß“. Das hat Göthe meisterhaft verstanden: „was sich die Lippe schüchtern vorgelallt“, die tiefen Erlebnisse des eignen Herzens, wie leicht, wie verständlich für jeden hat er sie mitgeteilt, denn er hat den hohen Dingen Narrheit genug beigemischt, um auch den Narren verständlich zu sein. Er hat für sich und für einen kleinen Kreiß von Freunden sein Drama gedichtet, und er hat einen großen Kreiß, alle seine Leser, selbst den gleichgültigsten und unempfindlichsten erschüttert.

So paßen auch die Worte des Directors,

Besonders aber laßt genug geschehn 2c.

obgleich sie eigentlich auf die „Zugstücke“ voll bunten die Masse anziehenden Stoffs, voll Abenteuer und Ungeheuer gehn und von dem Dichter zurückgewiesen werden, ganz auf unser Stück. Denn

der Stoff erlaubt hier dem Dichter vil geschehn zu laßen, er brauchte nicht, wie im Tasso, „Gesinnung zur Handlung zu machen“, nein viles läßt er vor unsern Augen sich „abspinnen“. Die breite Grundlage einer stoffreichen Sage gibt dem Dichter eine solche „Masse“ interessanten Stoffes, daß er jedem etwas geben kann, jedem einen Spiegel vorhält, der ihn „zufriden“ von dem Stücke scheiden läßt. — Selbst die Worte: „gebt ihr ein Stück, so gebt es gleich in Stücken“ laßen sich auf unser Drama anwenden, denn bei keinem Werke Göthes ist der Zusammenhang der einzelnen Scenen ein so wenig äußerlich erkennbarer, als im Faust, namentlich in der ersten Hälfte des ersten Teils und diß macht es uns möglich, uns jeder einzelnen Scene ganz hinzugeben, indem jede in gewissem Sinn ein abgeschloßenes Ganzes ist. Auch darin zeigt sich unsere Tragödie als ein echtes Dichterwerk den steifen Dramen der französischen Schule mit iren hölzern festgehaltenen drei aristotelischen Einheiten gegenüber.

Schon scheint der Gegensatz zwischen dem nüchternen Director und dem Dichter — ein Gegensatz der den durch das Stück hindurchgehenden zwischen Faust, dem stürmischen und Mephistopheles dem kalt ironischen vorbereitet — (wie auch die lustige Person auf die komischen Nebenfiguren der Tragödie vorbereitet) geschlichtet zu sein — mit kurzem Protest hat der Dichter das Verlangen des Directors recht vil in ein Drama hineinzupreßen zurückgewiesen — da bringt ihn der Gegner zur Verzweiflung durch die vortreffliche aus dem Leben gegriffene Schilderung der ordinären Theaterbesucher die halb kalt, halb roh sind und nur wünschen, daß das Schauspiel aus sein möge um der tollen Jagd nach Vergnügen weiter nachzurennen. Diß Bild passt heute noch zehnmal mehr als zu Göthes Zeit und wie vortrefflich passt heute das Wort

> . . . Kommt jener satt von übertischtem Mahle
> Und was das allerschlimmste bleibt
> Gar mancher kommt vom Lesen der Journale.

Daß das Journallesen satt macht, satt und blasiert, und doch innerlich hol und todt — wir wißen es — und daß es heutzu-

tage verhältnismäßig so wenige gibt, welche ein poetisches Werk verstehn wollen und sich Mühe darum geben, daran hat die Presse vil Schuld, die unser Volk stoffhungrig und gleichgültig macht.

Ja darum verklingt die Gewalt der Poesie, die der Dichter seinen Vertreter im Prologe so herrlich schildern läßt, so gänzlich in unserer Zeit. Aber die Schilderung der Ueberkraft der Poesie bleibt doch wahr, und wenn sie sich an ganz wenigen erwiese. Den ganzen Inhalt diser gewaltigen Worte auch nur einigermaßen eingehend darzustellen, würde die mir gesteckten Grenzen weit überschreiten. Einige Andeutungen mögen genügen. Der Dichter stellt hier den Worten des Directors, welche die bunte Mannigfaltigkeit viler Scenen verlangen, er stellt dem eintönigen Gang des gewönlichen Lebens, dem „unharmonischen" Gedränge und Getobe des Weltlebens die tiefe Ruhe des echten Dichtergemüts entgegen, das die bunten verworrenen Gestaltungen des Lebens, die mannigfaltigen Lichtstralen die zuckend durch einander faren in Einen Brennpunkt sammelt, die Misklänge des Lebens in „herrlichen Accorden" vereinigt, und das scheinbar so getrennte Naturleben und Geistesleben in Einer Einheit lebendig zusammenfaßt. Dise Ruhe des Dichtergemüts war ja eine besondere Gabe Göthes — es spricht sich in ihm besonders dise „Menschenkraft" aus, die Kraft nämlich die Gott dem Menschen gab: Machet die Erde euch untertan, die Kraft, durch die Adam einst mitten unter dem Getümmel der lebendigen Geschöpfe stehend, jedes in seinem innersten Wesen also erkannte, daß er im einen Namen geben konte. Als allgemeine Gabe ist uns dise Herrschaft über die Welt, die jedem Menschen angeboren sein solte, verloren gegangen, aber einzelnen und vor allen den rechten Dichtern ist es noch immer gegeben, klaren Blicks die gesamte Natur zu beherschen, das einzelne gewaltig zusammen zu faßen, den wilden Sturm in leises Sausen zu verklären, die „Frühlingsblüthen" die heute blühen und morgen verwelken, gleichsam festzuhalten, daß sie im Liede ewig blühn, und das verschwindende „Abendrot" in unsern Herzen fort und fort nachleuchten zu laßen, daß

wir einen Abglanz darin sehn von der Herrlichkeit, als der Herr durch den Garten gieng, da der Tag kühl geworden war.

> Die Poesie in allen ihren Zungen
> Ist dem geweihten Eine Sprache nur,
> Die Sprache die im Paradies geklungen
> Eh sie verwildert auf der wilden Flur;

es ist der Poesie gerade vergönnt, im Staub der Erde die Reste von der ewigen Gottesschönheit der Schöpfung zu sehn welche einst bestand, da der Herr alles ansah, was er gemacht hatte und siehe es war sehr gut.

Doch der hinreißende Schwung des Dichters hat mich auch hingerißen, wenden wir das, was Göthe den Dichter sagen läßt auf unser Stück an. Der Dichter hat im Faust die Welt in sein Herz „zurück geschlungen", hat uns ein Bild der Welt gegeben, hat uns selbst, wie in der Scene in Auerbachs Keller in das ordinärste Treiben der Kinder diser Welt hinein schauen laßen — aber nie spinnt er uns den Faden des alltäglichen Lebens so eintönig ab, wie es das wirkliche Leben, das Leben der Arbeit und Sorge thut und wie es so vile Dramen (ich brauche nur an Iffland und Kotzebue zu erinnern) langweilig und unerquicklich uns vorspinnen; eine ganze Menge Wesen, vom Engel biß zum Teufel, in buntem Gemisch fürt er uns vor, aber es ist kein wildes wüstes Durcheinander: harmonisch sind die einzelnen Gestalten mit einander verbunden, daß sie zusammen Ein ganzes bilden, Einem Hauptgedanken dienen. Wie manche „unbedeutend grüne Blätter" hat der Dichter auch in diesem Stück namentlich in den Scenen, in welchen Gretchen die Hauptfigur ist, zum unverwelklich grünen Kranz verbunden.

Aber wie kann das der Dichter, wie kann er die Masse der Einzelheiten die das Menschenleben bietet zu Einem schönen Bild vereinigen? Der Dichter antwortet darauf soweit es möglich ist, in dem was er die lustige Person dem Dichter antworten läßt: es ist eben eine Gabe, die undefinierbar ist und ewig undefinierbar bleiben wird. Er kann es nicht durch Berechnung, nicht

durch langes Austüfteln mit dem Verstand, „zufällig“ faßt er disen oder jenen Stoff, einen scheinbar unbedeutenden, und unter seiner Hand drängt sich in diesen engen Ramen die ganze Welt zusammen. — Tausende erleben dasselbe, tausende kennen den Stoff auch, den der Dichter uns gewaltig, großartig, das All umfaßend, vor die Seele stellt, aber nur ihm ist es gegeben, das von jedem erlebte festzuhalten und in abgerundeten Bildern uns vor die Seele zu füren. — Die Anwendung auf unsere Tragödie ligt auf der Hand — da hat der Dichter eben „hineingepackt ins volle Menschenleben“ und hat, wo er es festhielt, ihm eine interessante Seite abzugewinnen gewust. Und wenn der Dichter mit bescheidener Selbstironie von seinem Werke spricht

in bunten Bildern wenig Klarheit
vil Irrtum und ein Fünkchen Warheit,

so will er damit eben die Jugendlichkeit kennzeichnen, welche den Dichter befähigt, das bunte Menschengetümmel und Weltgetümmel poetisch zu erfaßen. Im Alter, wo man mit Klarheit die Welt übersieht, wo die Warheit gereifter Lebenserfarung alle bunten Ideale abgestreift hat, ist es auch dem Dichter nur schwer möglich, die Welt, die er nun im Mannesalter von ihrer dunkeln Seite kennen gelernt hat, noch poetisch zu finden — nur der Jugend wird die Welt schön, wird sie poetisch erscheinen. Walter von der Vogelweide stellt die Weltanschauung der Jugend und die Weltanschauung des Alters in dem gewaltigen Gedicht, das ich schon einmal anfürte, kurz zusammen

diu welt ist ûzen schoene, wîz, grüen unde rôt
und innan swarzer varbe, vinster sam der tôt.

Darum wird dem Dichter, der die Natur ewig grün, die Blüte unverwelklich weiß, das Menschenleben immer frisch und rot darstellt, die Jugend vor allem folgen und anhangen — wer mit der Welt „fertig“ ist, dem wird alle Poesie eitel Hirngespinnst sein. Die Jugend freut sich noch am Schein, freut sich auch, in des Dichters Werken die Welt so dargestellt zu finden, wie sie sich in dem eignen Herzen malt, das noch nichts weiß von den

tausend Enttäuschungen die das Leben bringt. Sie freuen sich noch, „die Werdenden", an dem, was der Dichter gibt, das Alter stellt sich auch dem Höchsten und besten kritisch und krittelnd gegenüber, ihm ist „nichts recht zu machen".

So hat der Dichter auch seine Tragödie für die strebende Jugend gedichtet, er hat selbst die ganze Kraft seiner dichterischen Jugendzeit, die er so herrlich schildert, in diß Drama gelegt und uns ein Abbild der Zeiten gegeben, wo er noch „selbst im Werden war" — und gleichgesinnte Seelen, die sich ihrer gleichfalls strebenden Jugend noch lebendig bewust sind, will er mit seinem Werk erfreuen.

Ueber die unübertreffliche Schilderung seiner Jugendzeit

Da sich ein Quell gedrängter Lieder
Ununterbrochen nun gebar
Da Nebel mir die Welt verhüllten
Die Knospe Wunder noch versprach
Da ich die tausend Blumen brach
Die alle Thäler reichlich füllten

will ich lieber gar nichts sagen: das auszulegen erforderte eine besondere den einzelnen Schönheiten dieser glänzenden Worte nachgehende Schilderung und ich kann dise kostbaren Verse um so mehr hier eben nur anfüren, da die Zeit des frölichen Jugendmutes für die Hauptpersonen unserer Tragödie in dem Augenblick, da sie beginnt, eine schon längst entschwundene ist. Aber doch ligt dem ungebändigten Durst des Faust nach Leben, nach Freude, nach Genuß diser tiefe Ton der Sehnsucht nach der Jugend zu Grunde, wie diß gleich die erste Scene, der Monolog mit dem das Stück beginnt, deutlich ausspricht.

Vortrefflich aber weiß der Dichter dem ungebändigten Drang der Jugend die Notwendigkeit einer Abklärung, einer Ruhe, einer Zusammenfaßung entgegenzustellen. Die Tollheit der Jugend ist kein Gegenstand der Poesie, Anmut muß ir Treiben verklären, feste selbstgesteckte Ziele müßen an die Stelle des dunkeln „Dranges nach Warheit", der doch mit so vil „Lust am Trug" und Schein verbunden ist, treten — und diß geschieht im reifern

männlichen Alter. Bekanntlich ist diese Abklärung bei keinem von all den Dichtern welche die Sturm und Drangperiode mit durchlebt haben, so vollständig eingetreten, wie bei Göthe und es spiegelt sich diese Ruhe in seinen Gedichten, auch eben im Faust. Das unklare Toben der Genieperiode trübt uns nicht den reinen Genuß an unserer Tragödie; ausgestoßen ist das übermäßige Pathos, das Toben und Poltern, das uns z. B. in des Malers Müller Faust so widrig entgegentritt — ruhig und sanft fließt troß aller gewaltigen Seelenkämpfe, troß der Felsen und Klippen die unter dem klaren Spiegel verborgen sind, der Strom unseres Gedichtes dahin. Doch weist der Dichter selbst das Misverständnis ab, als wenn das Alter nun ganz kalt, ganz gefüllos würde, wenn er sagt: das Alter findet uns noch als wahre Kinder — zugleich ein Beweis für die oben angedeutete Haupteigenschaft Göthes.

Der Dichter eilt zum Schluß und wir mit ihm — was braucht er noch länger das in allgemeinen Sätzen uns vor die Seele zu füren, was wir bald in concreten Gestalten, in „Thaten“ sehn werden, was braucht er uns „Stimmungen“ vorzustellen in lyrischen Ergüßen, da sie uns dramatisch dargestellt weit kräftiger zur Seele sprechen. Darum läßt er den Theaterdirector die Stimmen der ungeduldigen Menge vertreten und zum Ende des Prologs mahnen. Aber auch in diesen absichtlich nüchtern gehaltnen Worten spricht sich das stolze Selbstbewustsein des Dichters aus in den Worten:

> Gebt ihr euch einmal für Poeten
> So commandiert die Poesie,

ein Wort, das man tausend der schwächlichen Dichterlinge zurufen möchte, welche sich für Dichter ausgeben. Laßt euch nicht vom Stoff beherschen sondern beherscht ihn: wer sich vom Stoff beherschen läßt, wird es immer nur zu unklaren Versuchen, nie zu etwas ganzem, zu etwas abgerundetem bringen. Wer aber seiner Dichterkraft bewust ist, der wird über den Stoff klar und sicher herschen, unzuträgliches und ungeeignetes ausscheiden, das zusammengehörende zusammenfassen, das herrliche in den Vordergrund,

das geringe in den Schatten stellen. Nie ist diß Commandieren der Poesie gewaltiger hervorgetreten, als in unserer Tragödie, denn, wie der Dichter gleichfalls mit berechtigtem Selbstgefül ausspricht, diß unser Stück umfaßt die ganze Welt vom Himmel biß zur Hölle und der Dichter hat disen ungeheuern Stoff mit gewaltiger Hand commandiert und in sein gröstes Werk zusammengefaßt; die letzten Zeilen

Und waltet mit bedächtiger Schnelle
Vom Himmel durch die Welt zur Hölle

bereiten uns unmittelbar auf den Prolog im Himmel vor, mit dem unsere Tragödie beginnt.

3. Prolog im Himmel.

Der Prolog im Himmel ist ebenso wie die beiden vorhergehenden einleitenden Stücke für das Verständnis unserer Tragödie sehr wichtig. Eins freilich muß gleich von vorn herein bemerkt werden: den reinen Eindruck den die tiefe Sehnsucht des Mannes nach seiner Jugend in der Zueignung, den das in einandergreifen des praktischen Verstandes, des stürmischen Gefüls und der leichten humoristischen Weltanschauung in dem Vorspiel hervorbringt, macht der Prolog im Himmel nicht, denn der Dichter hat hier seinen Boden, die Welt, das Menschenleben, verlaßen und sich höher verstiegen in ein Gebiet, das ihm fremd war; hier steht er nicht mit festen markigen Knochen auf der Erde. Bei aller poetischen Kraft seiner dichterischen Ader ist es zu klar, er ist hier im Ganzen hinter seinem Stoff zurückgeblieben und er gesteht es selbst indem er am Schluß des Prologs Mephistopheles sagen läßt:

Es ist gar hübsch von einem großen Herrn
So menschlich mit dem Teufel selbst zu sprechen;

vermenschlicht, verweltlicht hat hier der Dichter seinen Stoff und er hat es tun müßen, um seinen eignen Stoff sich näher zu bringen. Bei der ersten, oberflächlichsten Betrachtung muß es gleich auffallen, daß das, was die Engel sagen, weit erhabener ist, als was Göthe den Herrn sprechen läßt und wenn er auch

durch das knechtische Kriechen des Teufels, das vortrefflich darge= stellt ist, disen Miston zu heben gesucht hat, den Abstand zwischen Gott und dem Teufel uns hat vor die Seele bringen wollen — es fehlt der Ausdruck des Erhabenen; — ein Feld freilich, in dem sich Göthe seiner Schranken, wie kaum sonst ein Dichter sich be= wust, selten versucht hat.

Aber es ist noch ein anderer Umstand, der zu einem reinen Eindruck des Gespräches, das den Hauptteil des Prologs aus= macht es nicht kommen läßt — der Abstand des Götheschen Faust von der alten Volkssage, den ich gleich zu Anfang berürte, tritt hier offen hervor, tritt geradezu in den Vordergrund. Es ist Göthe zu hart gewesen, den endlichen Untergang Fausts, den vol= ständigen Sig der Hölle darzustellen — er war ein Kind seiner Zeit, die sich vor Hölle und Teufel nicht mehr fürchtete und darum hat er hier gleich im Prolog auf einen endlichen guten Aus= gang des ganzen, auf die Vergeblichkeit der Anstrengungen des Teufels hingewiesen. Aber wie werden diese Anstrengungen des Teufels vergeblich gemacht? Etwa wie bei Hiob, dessen erstem Kapitel der Prolog offenbar entnommen ist, dadurch, daß das arme versuchte und bedrängte Menschenherz sich fest hält an seinem Gotte, fest hält auch in der tiefsten Trübsal, im äußersten Elend? Nein, davon weiß unser Dichter nichts, da er nie in einem nahen, persönlichen Verhältnis zu seinem Gotte gestanden hat, er bietet uns hier, was seine Zeit bieten konnte, Phrasen von „Klarheit", „streben und irren", vom „Urquell" und läßt dise Redensarten gipfeln in dem Vers:

> Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange
> Ist sich des rechten Weges wol bewust.

Der Dichter läßt disen Vers von Mephistopheles selbst wider= legen: „Schon gut, nur dauert es nicht lange" und hier hat der Dichter den Teufel wahrer sprechen laßen als Gott. Unser Dichter der gewis in eminentem Sinn das war, was die Welt einen guten Menschen nennt, dienstfertig, gutmütig, tausend Anforderungen entsprechend — ist doch in seinem Leben nie des

rechten Weges sich bewust gewesen, sein „dunkler Drang" hat ihn höchstens zu einigen, nicht lang dauernden guten Regungen, nie zu warhaftiger „Klarheit" gefürt. — Und wir brauchen nur auf unsere Tragödie zu blicken — da finden wir vil „dunkeln Drang" — da erscheint Faust auch als ein „guter Mensch" der als eifriger Arzt sich der Anerkennung einer ganzen Gegend erfreut — aber ist sich Faust des rechten Weges bewust? Das ganze Stück widerlegt die Worte des Dichters. Im ganzen ersten Teil des Faust erscheint Faust eben als sich des rechten Weges nie bewust und deshalb hin und her tappend; im zweiten Teil freilich herscht dieser Gedanke weit mehr vor — aber ob zum Vorteil des Stücks? Der erste Teil schließt mit dem furchtbaren „Her zu mir", der zweite zeigt uns am Schluße Engel, Fausts „Unsterbliches" (ein sehr bezeichnendes Neutrum) tragend — was entspricht dem Stoffe mehr, das erste oder das letzte? Das Urteil kann nicht zweifelhaft sein. Der zweite Theil des Faust konnte wenn der Stoff wirklich organisch, dem ersten entsprechend, fortgefürt werden sollte, nur das „Her zu mir" ausfüren — es ist nicht ausgefürt worden und — wir können es ohne weiteres behaupten — es brauchte auch nicht ausgefürt zu werden: es schließt dieses Her zu mir die Tragödie vollständig ab. Eine Tragödie will uns doch der Dichter geben, auf einen tragischen Ausgang müßen wir uns gefaßt machen und dieser ligt in jenem kurzen Wort, es ligt darin das „jämmerliche Ende D. Fausti" wirklich ausgesprochen. Wir werden deshalb den zweiten Teil nicht bedürfen, um den ersten zu verstehn und uns von den zalreichen Abstractionen die er bietet (an denen unsere Zeit ihrem Charakter gemäß, gerade vil Wolgefallen findet) immer wider gern zu den concreten Gestalten des ersten Teils zurück wenden. Dem ersten Teil des Faust ligt der endliche Untergang des Helden offenbar von Anfang biß zu Ende zu Grunde und es muß deshalb die im Prolog außgesprochene Hinweisung auf ein anderes Ende nicht nur vom christlichem Standpunkt als Abschwächung des Ernstes der alten Faustsage bezeich-

net, sondern auch weil sie dem Gang des Stückes widerspricht als unkünstlerisch verurteilt werden.

Doch nehmen wir dise Spreu die der Dichter uns bietet, weil er das Brot des Lebens nicht kannte, hin mit der Entschuldigung für ihn, daß er mehr nicht geben konnte — so finden wir im Prolog noch des Anregenden genug, genug, das uns den Dichter als Dichter wider bewundern läßt. Einmal ist die ganze Existenz dieses Prologs ein Beweis dafür, wie gewaltig der Dichter seinen Stoff auffaßt, für sein Streben, den Kampf auf der Erde, den Kampf im Menschen, als einen Kampf des Reiches der Finsternis und des Reiches des Lichts darzustellen. Die alten geistlichen Schauspiele des 14. und 15. Jarhunderts hatten eine Einrichtung, welche diß hervortreten ließ. Die Schaubühnen, die zu ihrer Auffürung errichtet wurden, waren hoch und hatten drei Abteilungen: oben war der Himmel, in welchem Gott von seinen Engeln umgeben während des ganzen Stückes thronte, unten war die Hölle, in der man Teufel und Drachen sah — in der Mitte war die Erde, der einzige Punkt, wo sich die auftretenden Personen und die Ortsverhältnisse änderten. Jetzt wäre es unmöglich, es wäre in unserer glaubensarmen Zeit eine Blasphemie, ein Stück so aufzufüren; aber in jeder wahren Tragödie (selbst schon in der griechischen) kämpfen doch in Menschen die beiden Mächte Himmel und Hölle, und daß diß in den alten Mysterien so unmittelbar vor die Augen gerückt war, ist etwas gewaltiges und läßt uns den strengen Ernst unserer Väter, denen die Schaubühne noch wirklich ein Mittel zur Erziehung des Volks war, bewundern. So müste nun eigentlich auch Faust dargestellt werden, damit wir keinen Augenblick vergäßen, daß Gott und der Teufel um Faust streiten — denn in keinem andern tragischen Stoff ligt diser Streit so klar vor, als in disem. Jetzt muß es der Erklärer hinzubringen oder der aufmerksame Leser herausfülen — Göthe aber hat wenigstens den Versuch gemacht, uns die überirdischen Kräfte, die in sein buntes Bild hineinreichen, vorzufüren. — Die Hölle hat er uns nicht darstellen können, denn er

wußte nichts von einer Hölle — nun so hat er uns wenigstens den Himmel dargestellt, nicht zwar den Himmel das ewige Licht, in dem Gott wohnt — nur den natürlichen Himmel schildert er wenn er Raphael sagen läßt

Die Sonne tönt nach alter Weise
In Brudersphären Wettgesang
Und ihre vorgeschriebne Reise
Vollendet sie mit Donnergang.
Ihr Anblick gibt den Engeln Stärke
Wenn keiner sie ergründen mag;
Die unbegreiflich hohen Werke
Sind herrlich wie am ersten Tag.

Gewaltig stellt hier der Dichter die ewige Ruhe des Himmels, die unabänderlich feste Ordnung der Welt dem leidenschaftlichen Drang, der Unruhe des Menschen, die er in Faust verkörpert gegenüber, gewaltig hebt er den Wettgesang der Morgensterne, die Gott „im hohen Jubelton" preisen, hervor, die ewige Harmonie der Sphären, in die der Mensch und der Teufel Misklang zu bringen suchen — aber umsonst. Für uns die wir das Wort kennen: so lange die Erde steht, soll nicht aufhören Sommer und Winter, Frost und Hitze, Saat und Ernte, Tag und Nacht, für uns, denen die Tiefe der Barmherzigkeit Gottes aufgeschloßen ist in dem Worte: Er läßt seine Sonne aufgehn über Böse und Gute und läßet regnen über Gerechte und Ungerechte, ist diser gewaltige Griff des Dichters den ewig gleichen Gang göttlicher Weltordnung dem ängstlichen Tappen des Menschen gegenüber zu stellen, der es nicht vermag gleich der Sonne, seine ihm von Gott „vorgeschriebene Reise" zu vollenden, in seiner ganzen Gewalt und Tiefe begreifbar. Wie klein erscheint der Menschentrotz, der sich auch im Faust abspiegelt, gegen dise Ordnung, über die der kleine Erdengott doch keine Gewalt hat, wie verhallen seine Machtworte, mit denen er Gott lästert, vor dem Donnergang der Sonne, die jeden Morgen hervortritt, wie ein Bräutigam aus seiner Kammer, gerüstet wie ein Held zu laufen ihren Weg, und Zeugnis davon ablegt, daß der im Himmel sitzt lachet ihrer und der Höchste

spottet ihrer. Erst wenn wir uns dises vergegenwärtigen, werden wir das tiefsinnige Wort des Dichters verstehn können, daß der Anblick der Sonne den Engeln Stärke gibt. Daß die Weltordnung troß alles Anstürmens des Teufels, troß des Wütens der Hölle, ihren Gang geht, daß alle Macht der Finsternis noch keinen Morgen hat die Sonne zurückhalten können, daß das große Licht noch den Tag regiert und das kleine noch die Nacht troß aller Sünde, die seit Adams Fall auf die Welt gekommen ist — das ist uns, das ist auch den Engeln (wie der Dichter sagt der hier als vates, als Seher spricht, wenn irgendwo) der gewaltigste und doch so einfache und alltägliche Beweis, daß die Macht der Finsternis keine Macht ist Gottes Macht gegenüber. Es wirft diser Eingang einen verklärenden Schein auf unsere Tragödie, daß wir der vorhin angefürten Redensarten nicht bedurft hätten; mag auch die Hölle in Faust sich ein Opfer suchen und ihr „Her zu mir" triumphierend ausrufen, er allein, er ganz allein ist Schuld, nicht der, der dem Menschen seine Reise vorschrieb wie die Sonne; mag auch die Hölle über ihn, mag sie über tausende triumphieren, Gottes Reich bleibt davon ewig unberürt und geht mit Donnergang seinen Weg.

Ich kann noch nicht von diesen herrlichen Worten scheiden, ohne auch den gewaltigen Gedanken unseres Dichters zu berühren, daß die Sonne, das täglich erscheinende und bekannteste Gestirn kein Engel begreift. Vergleichen wir mit diesem demütigen Bekenntnis des Engels das unermeßliche Streben des Faust, der alles ergründen, alles verstehn, alles begreifen will — so wird uns mit Einem Schlage klar, daß Faust auf einem falschen Wege, auf dem Wege des Hochmuts, auf dem Weg der Selbsterhebung sich befindet. Dem Engel, der noch über unsere Sonne und die sie begleitenden Sterne hinwegsieht in die „Brudersphären", sind die Werke Gottes unbegreiflich hoch — Faust der nur die kleine Erde kennt, die so verschwindend klein ist gegen die Sonne nur, wie vil mehr gegen das Weltall, Faust glaubt die Werke Gottes begriffen zu haben, und was er nicht weiß, es brennt und reizt

ihn, weil er keine Schranken kennt. Der Engel aber kennt seine Schranken und darum ist er demütig. Warlich man sollte dise ersten acht Zeilen des Faust über die Thore aller unserer Sternwarten schreiben, damit die stolzen Astronomen, die mit Centrifugal- und Centripetalkraft die „vorgeschriebene Reise“ der Sonne erklären zu können glauben, vom Dichter lernen, daß der menschlichen Weisheit auch das alltäglichste und scheinbar nächste unbegreiflich hoch bleibt und ewig bleiben wird.

Vortrefflich weiß der Dichter nun überzuleiten zu der Erde, die ja auch nur ein Glied in der Kette göttlicher Weltordnung ist, aber ein prächtiges, das edelste, der Mittelpunkt der Welt, dem das große und kleine Licht, dazu auch die Sterne leuchten. Abermals bekennt der Engel, daß ihm die Schnelligkeit der Erdumdrehung unbegreiflich ist — gesteht das unsere Wißenschaft auch, wie es der Dichter gesteht?

Ein Fortschritt ligt in dem, was der Dichter Gabriel sagen läßt: dort oben ist alles hell, die Sonne leuchtet stets, die Brudersphären der Sonne sind durchleuchtet von unendlicher nie wechselnder Klarheit — hier auf Erden allein wechselt Licht und Finsternis, und der Dichter hat mit kühnem Griffe den Wechsel zwischen Licht und Finsternis auf natürlichem und geistigem Gebiet zusammengefaßt, wenn er die Helle als Paradieseshelle und die Nacht als tief und schauervoll bezeichnet. — Aber diser Wechsel von Licht und Finsternis ist eben so gut eine göttliche Ordnung, wie der Glanz der immer hellen Sonne und so ist auch der Gegensatz von Licht und Finsternis auf dem geistigen Gebiete eine göttliche Ordnung — Unkraut und Waizen sollen zusammen wachsen bis zur Ernte und die tiefe schauervolle Nacht kann das Licht nicht hindern, läßt es vilmehr um so glänzender hervortreten, ja befördert durch ir Wüten nur den Gang des Lichtreiches und seinen endlichen Sig. So sehen wir auch hier den Dichter sich seinem Stoffe nähern; von der alten Weise der Himmelsordnung will er uns nichts sagen, er steht mit seiner Tragödie auf der Erde, sein Held steht zwischen Licht und Finsternis, wie der

Planet, auf dem er wohnt. Aber es ist göttliche Ordnung, daß der Mensch so stehn soll und sich frei entscheiden — wäre nur überall im geistigen Leben Tag und Nacht, Licht und Finsternis, so klar geschieden wie im natürlichen Leben — aber der Mensch tappt in Dämmerung, grau in grau schimmert ihm das Licht schwacher Erkenntnis und dise Nebelbilder des Lebens, in denen Licht und Finsternis wunderbar und wunderlich durcheinander faren, stellt uns den Dichter in seiner Tragödie dar, uns es überlaßend, schwarz von weiß zu sondern.

Und wie da oben immer Licht ist, so ist auch am Himmel ewig stetige, ewig ruhige Bewegung — das Band der sieben Sterne es ist ein für allemal gebunden, ein für allemal geht das unermeßliche Sternenheer seinen gleichen Gang — nur auf der Erde, da ist unruhige unregelmäßige Bewegung, da

> schäumt das Meer in breiten Flüßen
> am tiefen Grund der Felsen auf

und hält nicht so Maß und Ziel, wie die hohen Sterne, sondern wirft seinen Schaum sturmgepeitscht hoch über die starren Felsenkronen, während es sonst spiegelklar ligt wann es kein Wind aufrürt — ein Bild des Menschenherzens das auch fort und fort antobt an die Schranken, die ihm gesetzt sind, das nicht anerkennen will, daß auch dem höchsten Menschenstreben und Menschenwollen das Wort gilt: biß hierher und nicht weiter, hier sollen sich legen deine stolzen Wellen. Dises wilde Aufschäumen des Menschenherzens gegen die undurchbrechlichen Schranken, die ihm gesetzt sind und die unerschütterlich, wie Felsen, stehn bleiben troz des heftigsten Anstürmens, stellt der Dichter eben in unserer Tragödie dar, wie es sonst nirgends, in keinem menschlichen Werk dargestellt ist. Aber hier im Eingang fürt er uns noch nicht bis an den Strand, hier läßt er uns noch nicht das dumpfe Grollen des empörten Menschenherzens, das unergründlich ist wie das Meer hören, noch nicht mit dem Schaum bespritzen, den das finstere Menschenherz auswirft — hier stellt er uns hell, klar und sicher auf die Felsenhöhen, die kein Wellen-

schlag erreicht und läßt uns auch in disem Anschäumen des Meeres, in Ebbe und Flut der See, wie in der Ebbe und Flut des Menschenherzens ein göttliches Gesetz sehn — Gott läßt das Meer schäumen und tosen, damit klar werde, daß Er das Meer in unerschütterliche Schranken geschloßen hat. Gott läßt den Menschen antoben und anstürmen gegen seine Ordnungen und seine Gebote, damit der Mensch einsehe, daß er nichts vermag, sich demütige und gerettet werde. Will er es doch nicht einsehn, daß er in Schranken gebannt ist, so geht er wie Faust verloren. — Aber davon will der Dichter hier noch nicht sprechen, und er löst den Gegensatz der unruhigen Bewegung des Meeres und der steten Ruhe der Felsen auf in eine höhere Harmonie: beide bewegen sich doch mit der Erde, auf der sie ruhen in ewig schnellem Sphärenlauf; das Meer mag unruhig sein und wüten, es ist wie die Felsen unterworfen einer höheren Ordnung. So auch der Mensch. Der Thor, der in seinem Herzen spricht, es ist kein Gott, er ist ein Thor schon deshalb, weil, indem er so denkt, er selbst mit der Erde, auf der er wohnt in einem Augenblick, ohne daß er es merkt, in unabsehbaren Fernen um die Sonne herumgerißen wird, er also mitten in einer Ordnung des lebendigen Gottes steht und von ihr ganz ohne daß er es weiß und will, getragen und gefürt wird. Wider eine gewaltige Lehre, die wir aus disen paar Zeilen schöpfen — aller Menschentrotz ist kleinlich gegen den ewigen Gott, der die Maße der Sternenbahnen bestimmt hat, aber er wird lächerlich, wenn sich der Mensch gegen Gott erheben will, da er keinen Augenblick einen festen Punkt hat im Universum, auf dem er steht, da sein Wunsch δός μοί που στῶ ewig unerfüllt bleiben wird. Wie klein erscheint der Mensch — und Faust ist ja jedes Menschen Bild — gegen diß gewaltige Fortgerißenwerden aus dem Frühjahr in Sommer, Herbst und Winter, das er nicht ändern kann weil er eben ein Erdenbewoner ist. Gewaltiger kann die dem Menschen gesetzte Schranke seiner Endlichkeit nicht dargestellt werden, als es hier der Dichter in seinen, wie es scheint, so leicht hingeworfenen und doch so inhaltsschweren acht Zeilen tut.

Der Dichter färt fort in seiner Bildersprache: was Raphael geschildert hat, der ewig gleich bleibende Gang der Sterne, ist ein Bild der ewigen Unveränderlichkeit Gottes; was Gabriel sagt von der Erde, auf der Nacht und Dunkel wechselt, von der unruhigen Bewegung des Meeres, es ist ein Bild des Menschenlebens, des Menschenherzens — nun kommt das dritte Naturbild, das die dritte Macht, die auftritt in unserer Tragödie, schildert, die Macht des Teufels. Gewaltig ist es, daß Michael, dem der Kampf wider den Satan befohlen ist, hier den Satan im Bilde kennzeichnen und im sagen muß, daß all sein Treiben nur Gott dient; der Engel Raphael in dessen Namen das Zusammenfügen ausgesprochen ist, schildert die feste Ordnung des Weltgebäudes, der Engel Gabriel, dessen Name heißt Held des Herrn, redet von dem Kampfe zwischen Licht und Finsternis, und der höchste Engel, der da bekennt: wer ist wie der Herr, spricht im Bilde ein stolzes Triumphlied über den Satan aus. Beiläufig bemerkt ist diß ein Beweis, daß Göthe alles, was er je in sich aufgenommen, poetisch auf das schönste zu verwerten weiß — so auch diß bischen hebräisch, daß er als Knabe fast spielend erlernte, wie er uns in seinem Leben erzält.

Das treffende des dritten Bildes, der Vergleich des Satans mit Sturm und Blitz springt in die Augen. Die beständig gleichmäßig wandelnde Sonne ist ein treffendes Bild der Güte, die alle Morgen über uns neu ist, das bewegliche Waßer ist, wie der Dichter auch in seinem herrlichen Gesang der Geister über den Waßern ausspricht, ein treffendes Bild des beweglichen Menschenherzens; so ist das noch beweglichere Element der Luft in seiner raschen Bewegung als Sturm ein bezeichnendes Bild für die Unruhe der bösen Geister, welche das Land umher durchziehn oder ruhelos dürre Stätten durchwandern. Wenn wir uns vollends den Spruch vergegenwärtigen von den bösen Geistern unter dem Himmel, die in der Luft herschen, wenn wir uns daran erinnern, daß der Herr den Satan vom Himmel fallen sah, wie einen Blitz, so wird uns das treffende der Bilder noch mehr einleuchten. Das

Brausen und Wüten der Stürme, das so ganz ohne Regel und Gesetz zu gehn scheint, das von Land zu Meer, von Meer zu Land endlos hin und her wallt, es hat doch, in der Weisheit Gottes, welche die Engel verehren, wie seinen Grund, so auch seinen Zweck: es bildet diß wüste Durcheinander doch eine Kette regelmäßig sich folgender Ereignisse, und die Wirkung des Sturms ist nicht bloß deshalb tief, weil er das Meer aufwült, sondern auch deshalb weil sie in der Hand dessen ruht, von dem alles, Wind und Welle, abhängt. So ist es auch auf dem geistigen Gebiet: das Durcheinandertoben der Hölle, ihr ruhcloses Toben und Wüten, wie es durchklingt durch unsere Tragödie, hat eine tiefe Wirkung, die ihrem Grunde nach nicht in der Hand Satans, sondern in der Hand Gottes ruht, nämlich die Beförderung des Reiches Gottes. Und kommt es auch zum blitzenden Verheeren, doch ist alles beschloßen in Gottes Hand und kann nur ausrichten, wozu es gesandt ist, kann nicht einen Schritt über die Schranke hinausgehn, die im gesetzt ist von Gott. Ueber Sturm und Donner in der Natur, über Sturm und Toben auf geistigem Gebiet, wie es die Hölle bewirkt, schwebt das sanfte Wandeln des Tages, des irdischen Tages, wie des himlischen Tages dessen Morgen für uns anbricht mit der Auferstehung. So löst sich die Harmonie des brausenden Meeres, des tobenden Sturms, des verheerenden Gewitters in eine herrliche Harmonie auf, indem der Schluß unserer drei kleinen Strophen ungezwungen in den Anfang zurückkehrt — es ist das, was Eliah sah, Sturm und Feuer in sanftes Sausen sich auflösend, hier vermenschlicht und uns nahe gebracht — so können die drei Engel wenn sie auch die große Mannigfaltigkeit und die scheinbar regellose Bewegung auf geistigem und natürlichem Gebiet hervorgehoben haben, zuletzt doch alle einstimmen in das Lob, daß noch trotz Mensch und Teufel die hohen Werke Gottes so hoch und herrlich sind wie am ersten Tag. Den Herrn den keiner ergründen mag, ehren sie in tiefem Schweigen und decken mit ihren Flügeln ihre Augen, die nicht hell genug sind, in die Tiefe der göttlichen Werke zu sehn.

In die feierliche Stille, welche disem Lobgesang der Engel folgt, schneidet nun hinein in furchtbarem Gegensatz des Teufels Stimme. Der Dichter vergegenwärtigt uns etwas von der scharfen Dissonanz, die in der einfachen Erzälung des Buch Hiobs ligt: es begab sich aber auf einen Tag, da die Kinder Gottes kamen und vor den Herrn traten, kam der Satan auch unter ihnen. Wie es möglich ist, daß die finstere Gestalt unter die Lichtwesen tritt, darauf gibt uns der Dichter eine einfache Antwort schon in den ersten Worten, die Mephistopheles spricht:

Da du, o Herr, dich einmal wider nahst.

Gott schaut herab auf die Erde, fårt herab, wie es beim Turmbau zu Babel heißt, er will seine tiefen Ratschläge verwirklichen, seine Ratschläge der Gerechtigkeit und der Strafe, wozu er den Satan braucht als Werkzeug, und seinen Ratschluß der Barmherzigkeit, dem jetzt noch in der Gnadenzeit alle Gerechtigkeit und alle Strafe dienen muß; darum darf, weil Gott ihn braucht, Satan vor Gottes Angesicht treten und wir können diß ruhig vom Dichter annemen als einen Beitrag zur Erklärung des Geheimnisses in das uns nur im Buch Hiob und im Gesichte Micha des Propheten (2 Reg. 22) ein Einblick gewårt wird. Der Satan ist übrigens wie schon oben bemerkt ganz vortrefflich geschildert — daß der Herr seine Augen richtet auf die Erde, das ist ihm, der verdammt ist Staub zu eßen, gleich einem Besuch bei dem man fragt, wie man sich befindet. Unverschämt erhebt er sich über die Engel, sich anmaßend Gott habe ihn gern gesehn, und die Barmherzigkeit Gottes, die selbst den Satan trågt, auf Mutwillen ziehend. Die Engel nennt er das Gesinde, weil er lieber das Land umher durchzieht, seiner eignen bösen Lust folgend, sich nicht an Gottes Gebote gehorsam bindend. Ihm sind die Lobgesänge der Engel nur hohe Worte und Redensarten, nur Pathos, und das richtende Auge der Engel, das auf ihn sieht: der Herr strafe dich — ist ihm Hohn. Aber das Aufblitzen dåmonischen Ingrimms ist es doch, wenn er sagt:

Von Sonn und Welten weiß ich nichts zu sagen.

Er fült, daß er von dem Reiche des Lichtes ausgeschloßen,

auf die Erde gebannt ist und den Grimm darüber läßt er an den Menschen aus. Von Sonne und Welten weiß er nichts zu sagen, denn er ist der Fürst diser Welt und es ist seine Freude die Menschen zu plagen, wenn ihn auch hier der Dichter treffend heuchlerisch sagen läßt:

Ich sehe nur wie sich die Menschen plagen.

Als wenn er keine Schuld und keine Freude daran hätte, legt Mephistopheles die Plagen, welche die Hölle wirkt, allein dem Menschen zur Last. Sich, den Fürsten diser Welt, läßt er zurücktreten vor dem kleinen Gott der Welt. Aber auch durch dise Heuchelei des Teufels blitzt hindurch das dämonische Aufbäumen wider Gott:

er ist so wunderlich als wie am ersten Tag,

da er geschaffen ward, natürlich, da ihn Gott schuf — Gott wird die Schuld am Elend der Menschen gegeben im Munde des Satans wie es noch heut geschiht. Noch offener wird diser Trotz ausgesprochen wenn es weiter heißt:

Ein wenig beßer würd er leben
Hättst du ihm nicht den Schein des Himmelslichts gegeben.

Wie würde Satan triumphieren, wenn gar kein Schein des Himmelslichts in die Seele des Menschen fiele — aber der Triumph ist doch noch groß genug, daß der vernünftige Mensch sich bis unter das Thier ernidrigt, daß selbst Satan seiner spotten kann. Das Bild von den langbeinigen Cicaden paßt auf die Menschen, die sich durch eigne Kraft über sich selbst erheben wollen, vortrefflich — ihre Gestalt hat etwas menschenähnliches durch die längern Beine und kürzern Arme; wie sie die Flügel, so hebt den Menschen die Seele, aber es gibt kein adlergleiches Fliegen, nur ein fortwärendes Ermatten, ein Zurücksinken in das alte und der Sumpf in den der Mensch fallen kann, in dessen Nase Gott einen lebendigen Odem einblies ist schlimmer als das grüne Gras in dem das verachtete Ungezieser lebt, dessen Natur es vor Sumpf und Schmutz zurückschaudern läßt.

Satan erzält dem Herrn von seinem Gebilde: Gott weiß es

ja beßer als der kurzsichtige Satan, der dumme Teufel, wie ihn unsere Volkssagen nennen, in welche Tiefen sich sein Geschöpf verirrt; er weiß aber auch den Urheber und darum hat Göthe mit Recht Gott die ernsten Fragen in den Mund gelegt

Hast du mir weiter nichts zu sagen?
Kommst du nur immer anzuklagen?

Aber dem Ton der ewigen Liebe, der an Satans Herz schlagen soll:

Ist auf der Erde ewig dir nichts recht?

antwortet das furchtbare: Nein Herr! — aus dem Munde des Teufels, der nie etwas gutes anerkennen will. Der Krieg ist erklärt — Gott und der Teufel begegnen sich; zwar hat der Teufel heuchlerisch erklärt, er möge die Menschen nicht mehr plagen, aber so wie Gott ihm einen bestimten nennt, wacht der Höllenhunger in ihm auf, den in seine Klauen zu bekommen.

Zum erstenmal hören wir Fausts Namen und wie hier sein Name steht, so steht er selbst durch unsere ganze Tragödie zwischen Gott und dem Satan, bis das Her zu mir dem ein Ende macht. Auch die Schilderung die Mephistopheles von dem „Doctor" gibt, ist die Grundlage des Verständnisses für das ganze Drama*). Es ist ein Zustand der „Gährung" der uns in Faust vorgefürt wird, ein unklares Treiben und Sehnen nach dem Fernen, Unerreichbaren, ein unersättlicher Heißhunger nach dem herrlichsten und höchsten, das die Welt geben kann — aber doch keine Befriedigung, keine Ruhe für die tief bewegte Brust. Und warum tobt das unerfüllbare Herz auf bis zum Himmel, warum möchte es die Sterne herabziehn um endlich satt zu werden? Warum kann alle Näh und Ferne das Sehnen Fausts, das Sehnen jedes Men-

*) In diser sind vor allem die Worte bemerkenswert: „nicht irdisch ist des Thoren Trank und Speise"; wie gern möchte Satan auch Faust auf den Standpunkt haben: der Mensch lebt vom Brote allein; daß Faust auch nur einen Schimmer hat, der an das Werk des großen Sigs über den Satan „der Mensch lebt nicht vom Brot allein" erinnert, das erbost ihn.

schenherzens nicht stillen? Göthe hat die Antwort wol nicht gewust, hat sie nicht geben können — wir aber müßen sie geben, um die furchtbare Tiefe der Unersättlichkeit in Fausts Seele begreifen zu können: weil das Menschenherz nur dann Ruhe, nur dann Fride hat, wenn es den unendlichen Gott aufgenommen hat. Dann erst, und dann allein erst heißt es; der Vogel hat ein Haus gefunden und die Schwalbe ein Nest. Alles Endliche kann die unendliche Lücke im Herzen nicht ausfüllen, wenn der Fride Gottes sie nicht ausfüllt — mit der Hast der Schwalbe jagt das arme Herz von Lust zu Lust, von Erdenfreude zu Erdenfreude und die Lücke wird immer größer und die Pein immer quälender — satt werden, nur einmal satt werden, sich satt trinken will das Menschenherz, das die Erdenlust nur immer mehr austrocknet, nur immer durstiger macht — aber sich satt trinken, die lechzende Seele sättigen — wo kann man das, als an der lebendigen Quelle?

Ist das ein Zustand, den man mit dem Grünen eines Bäumchens vergleichen, von dem man Blüte und Frucht erwarten kann, wie der Dichter sagt? Nein, diß gehört wider in das Gebiet das dem Dichter verschloßen ist. Er kann den rechten Hunger, der endlich durch das Brot des Lebens gestillt wird, das Streben das auf Demut kommt, nicht unterscheiden von dem innerlich blasierten auf Hochmut beruhenden, ziellosen Streben, dem die Gaben der Gnade Gottes vil zu nidrig sind. Unbefridigtsein kann zu Gott füren und Unbefridigtsein kann dem Teufel in die Arme füren — aber die Grundlage beider Zustände ist eine ganz und gar verschiedene: der eine, der zu Ruhe kommt, hat den Grund des Unbefridigtseins in sich gesucht und gefunden, der andere, der uns eben in Faust dargestellt wird, wird nie zur Ruhe kommen, weil er die Schuld des eignen Unbefriedigtseins immer in dem sucht, was in befridigen soll — da steigern sich mehr und mehr die Ansprüche des hungrigen Menschenherzens, so daß zulezt nicht einmal die Tiefe göttlicher Barmherzigkeit den durch vulkanische Leidenschaft ausgebrannten Krater ausfüllen kann — ein Zustand der in der Hölle und mit der Hölle endigen muß.

Und wie „sacht“ fürt der Teufel den Menschen auf die Straße in disen Abgrund — von disem „sacht“ füren des Teufels gibt uns unsere Tragödie ein rechtes Beispiel. Durch all das bunte Leben unserer Tragödie geht diser Faden des allmähligen Sinkens dessen, der sich dem Teufel ergeben hat als furchtbare Einheit hindurch, so daß die Verse:

Wenn ihr mir die Erlaubnis gebt
ihn meine Straße sacht zu führen

für das Verständnis unseres Dramas wichtig sind — Faust wird troß alles Anstrebens doch zuletzt die Straße gefürt, die Mephistopheles will.

Die Schranke freilich, die dem Teufel gesetzt ist, spricht unser Dichter ebenfalls gewaltig aus, wenn auch, äußerlich betrachtet, in gar leichter Weise:

So lang er auf der Erde lebt
So lange sei dirs nicht verboten

und wenn Mephistopheles weiter sagt:

Da dank ich euch, denn mit den Todten
Hab ich mich niemals gern befaßt.

Mit dem Tod hört die Gewalt der Versuchung, hört die Gewalt des Satans über die, welche sich ihm nicht ergeben haben, auf — da spricht ein anderer Richter, da kehren die Geister zu ihrem „Urquell“ zurück und es kommt darauf an, wie sie sich zu Ihm gestellt haben. Satans Macht geht nur über die Lebenden, besonders aber über die „vollen frischen Wangen“, denen das Leben, denen die Welt noch so schön scheint, daß sie sich vom Satan blenden laßen, wenn er ihnen die Reiche der Welt und alle ihre Herrlichkeit zeigt. — Und das dämonische Spiel des Teufels mit der Menschenseele, der sie eine Weile laufen läßt und dann wider zu sich zieht, der Beute gewis, wie es das treffende Gleichnis ausspricht:

Mir geht es wie der Katze mit der Maus

ist eben in unserer Tragödie recht sichtbar die Freude des Mephistopheles, der seines Opfers gewis ist, bricht oft unheimlich hervor

und läßt uns in dem gewaltigen Anstürmen Fausts nur das ohnmächtige Zappeln der Maus sehn, die der Katze vergebens zu entlaufen sucht.

Diß alles erwogen, müßen wir des Dichters Worte:

> Und führ ihn, kannst du ihn erfaßen
> Auf deinem Wege mit herab

wie schon früher angedeutet als dem vorausgehenden widersprechend und dem Gang der Tragödie nicht gemäß bezeichnen: erfaßen kann Mephistopheles den Faust; nicht an einem, an hundert Fäden hält er ihn, um so leichter, da Faust schon von seinem „Urquell" abgezogen ist. Den unendlichen Triumph des Teufels läßt uns zwar der Dichter nicht vollständig sehn, aber ist das: „Her zu mir" nicht dem „Sie ist gerettet" gegenüber ein Triumph daß dise Seele wenigstens ihm gehört? Zeigt uns nicht unser ganzes Drama einen Versuch des Teufels nach dem andern, den Himmelsstürmer Faust „Staub freßen" zu laßen, daß er zuletzt ihm ganz angehöre? Und ist das etwas so leichtes, wenn der Mensch zur Schlange herabsinkt und Staub frißt wie uns der Dichter glauben machen will, ist der Satan wirklich nur da, um den Menschen aus der „unbedingten Ruhe" aufzuschrecken, ihn vor dem allzuleichten Erschlaffen zu bewaren? Ja für die, welche fest gegründet sind, wie Hiob, passen dise Worte, für einen aber, der im Dienst des Teufels steht, nicht. Der Teufel ist nicht ein „Geselle" des Menschen, er ist auch nicht bloß Geselle des Faust — nein, er ist sein Herr, der ihn fürt und leitet seine Straße.

Aber das hat unser Dichter eben nur unbewust in seiner Tragödie aussprechen können, das Bewustsein diser Stellung des Teufels hat ihm gefelt und darum ist auch der Gegensatz zu dem Treiben des Teufels, der in den letzten Worten des Herrn ausgesprochen ist, obgleich er echt künstlerisch in den Anfang, in das Lob der Engel zurückkert, doch nur sehr schwach ausgesprochen. Schöne Worte sind es:

> Doch ihr, die echten Göttersöhne
> Erfreut euch der lebendig reichen Schöne.

Das Werdende, das ewig wirkt und lebt
Umfaßt euch mit der Liebe holden Schranken,
Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
Befestiget mit dauernden Gedanken;

und die „holden Schranken der Liebe", welche die Engel an ihrem Herrn und Gott festhält und sie freudigen Gehorsam lehrt, sind ein schöner Gegensatz gegen die Freiheit des Satans, der nach eignem Willen das Land durchzieht — aber sonst ist doch wenig Inhalt in den schönen Worten.

Das Werdende das ewig wirkt und lebt

ist doch nur ein grob pantheistischer Ausdruck für Gott der schlecht dazu passt, daß Gott spricht, und die letzten Worte:

Und was in schwankender Erscheinung schwebt
Befestiget mit dauernden Gedanken

sind fast phrasenhaft und inhaltlos.

Wir freuen uns mit dem Dichter, den Himmel der sein Gebiet nicht ist, zu verlaßen und auf die Erde mit ihm herabzusteigen, die er so wahr und lebendig darzustellen weiß. Die dämonische Freude des Mephistopheles, daß er die Erlaubnis von Gott hat, Faust seine Straße, den breiten Weg, sacht zu führen, bereitet uns auf den Eingang des Stückes vor und läßt uns schon hier, wo doch Faust noch allein ist, erkennen, daß der Teufel ihn beobachtet, der recht gut weiß, daß er „den braunen Saft in jener Nacht nicht ausgetrunken" hat. Dise dämonische Freude läßt uns das Opfer beklagen, dessen erste verzweifelnde Regungen, die ihn dem Teufel entgegenführen, die Anfangsscene unseres Dramas darstellt.

4. Faust und der Erdgeist.

Aus dem Himmel treten wir auf die Erde, aus dem weiten Raum, in dem sich Engel und Teufel unter den Augen Gottes bewegen, in ein enges hochgewölbtes Zimmer. Verschwunden sind die Vertreter des Lichtreichs und des Reiches der Finsternis und nur der Eine, der Eine Mann, die Eine Seele steht vor uns, um die sich Gott und der Teufel die unsichtbar zugegen sind

streiten. — Bist du das nicht, der du dises lisest? Ist das nicht deine eigne Geschichte, die hier erzält wird? Stehst du nicht stets und ständig so wie Faust auf der Grenze zwischen Licht und Finsternis? — Die hochgewölbten gothischen Zimmer haben heutzutage freilich platten Decken Platz gemacht — aber der Mensch ist derselbe gebliben und das arme, hinundherschwankende rohrgleiche Menschenherz — wird ewig dasselbe bleiben. Es tritt an jeden, der unsere Tragödie mit Nutzen und Frucht, der sie mit Genuß lesen will, die ernste Anforderung heran, sich selbst zu sehn in disem Bilde. Diese Anforderung — man finde sie nicht lächerlich: können wir doch kaum den schlechtesten Roman mit wirklichem Interesse lesen, wenn wir uns nicht einigermaßen mit dem Helden identificieren — man fürchte nicht, daß dadurch Göthes Werk zu hoch, dem Evangelium zu nahe gestellt werde, das dise Anforderung im eminentesten Sinne an uns stellt und das: du bist der Mann uns mit jedem Worte gewaltig zuruft. Göthes Werke und vor allem der Faust, sind in ihrer Art ein weltlich Evangelium, weil uns selbsterfarenes darin geboten wird und zwar so geboten wird, daß wir uns selbst darin widerfinden müßen, wenn wir überhaupt etwas erfaren können und der Sinn für Warheit in uns noch nicht erloschen ist. Zwar hat nicht jeder die Tiefen menschlicher Erkenntnis so durchmeßen wie uns der Dichter Faust vorstellt — aber wie viele sind unter uns, die nicht das Leben gesucht hätten bei den Todtengebeinen und sich hätten satt eßen wollen an den Träbern diser Welt, gleich Faust? Wer von uns kann nicht einstimmen in das aus tiefer Brust kommende Ach! des armen, der den Hunger seiner Seele mit Spreu stillen wollte? Jeder muß sich in den einfachen Worten des Dichters widerfinden, die fast plan und platt lauten den auf hohem Cothurn einherschreitenden Phrasen so mancher unserer Tragödien gegenüber, die aber gerade weil sie so einfach und leicht dahingehn, Zeugnis davon ablegen, daß uns hier Thatsachen geboten werden.

Faust hat die Lösung der tausend Warum, die in seiner, wie in jedes Menschen Seele aufsteigen in der Philosophie gesucht;

er aber hat nicht wie tausende vor ihm und nach ihm, die hohlen Lehrsätze irgend eines Systems für wirkliche Dinge, für lebendige Wahrheiten genommen, er hat sich von der todten Abstraction weg, zugewendet der mehr praktischen Wißenschaft. Aber die „Juristerei“ er nennt sie verächtlich so — sie bietet auch des Schematismus, der trockenen Definitionen so vil. Hier, wo es sich um die höchsten Fragen, um Recht und Unrecht, um Schuld und Strafe handelt, da streitet man sich um Ansichten über das Recht, statt um das Recht selbst, und die Jurisprudenz, welche ganz und gar dem wirklichen Leben angehören, für das wirkliche Leben und dessen Bedürfnisse bilden sollte, sie gibt kein Leben, sondern sie tödtet durch Papier und Actenstaub — weg, weg, weg aus diser erstickenden Atmosphäre zu der Medicin, welche verheißt uns den Leib, ja die Seele kennen zu lehren, und uns auf das tieffte Warum? Antwort zu geben, das die Menschenbrust durchbeben kann, auf die Frage: warum wir leben und wie wir leben, atmen, wachsen und gedeihen. Aber auch hier kein Leben — ein Chaos von Ansichten, Meinungen und Systemen und hinter diesen Systemen und Schulen doch die tieffte Unwißenheit über die eigentlich höchsten Fragen, die sich leider nur zu oft hinter anmaßlicher Charlatanerie verbirgt. Charlatanerie? Lüge? wo Leben wo Warheit gesucht wird, wo es sich um Leben und Tod jeden Augenblick handelt — abermals weg, weg von den haruspices, die sich gegenseitig nicht ansehn können ohne zu lachen. — Ist keine Wißenschaft mehr übrig, keine Facultät, welche der Todtengebeine entbehrt und Leben geben kann dem Lebensuchenden, Warheit dem Warheitsbegirigen? Da zeigt sich die Theologie, die Wißenschaft von Gott und göttlichen Dingen: sie verheißt zum Friden und zur Ruhe zu führen, sie rühmet sich tieferer Einblicke in die letzten Gründe der Dinge, als jede andere Wißenschaft — gleich Johannes dem Theologen, ist ihr alles klar und aufgedeckt. Aber die Theologie ist sich gleich geblieben: wie sie im 15. Jarhundert in engen gothischen Zimmern vor auf Stroh sitzenden Studenten statt über die Thaten des allmächtigen Gottes über hicceitas und

ipseitas disputierte, so bietet sie jetzt seit fast 100 Jahren in gar hellen Zimmern, auf hohem Katheder den lebenshungrigen Seelen so oft Holz gleich dem todten Holz der Bänke auf dem sie sitzen, Phrasen statt Thatsachen, Worte statt lebendiger die Seele nährender Dinge, Ansichten statt Warheiten, Standpunkte für Glaubensfestigkeit. Und wie damals das „leider auch Theologie" aus so vilen Herzen hinaufschallte vor den Thron Gottes, daß er Luther sandte mit dem Schwert des Geistes gegen die aristotelischen Buchstabenkrämer — so schreit nun seit drei Menschenaltern abermals das „leider auch Theologie" aus dem Munde so viler, welche die lebendige Quelle „mit heißem Bemühn" gesucht und löcherige Brunnen gefunden haben, und dieser Weheschrei gegen die Wißenschaft, welche die Zweifel mehrt, statt sie zu lösen durch demütiges Glauben an das Wort Gottes, wird am jüngsten Tag furchtbar schwer ins Gewicht fallen.

Faust hat den Weg von einer Theorie zur andern, von einem System zum andern, von einer Facultät zur andern ganz und gar durchgemacht, sein Ekel womit er sich von aller und jeder Wißenschaft abwendet, ist nicht die hohle Blasiertheit der Halbwißer, welche alles zu wißen glauben, alles ergründen zu können meinen — er ist durchgedrungen bis auf den tiefsten Grund jeder Wißenschaft und siht nun „daß wir nichts wißen können" — aber er spricht diß nicht aus mit der Bescheidenheit des Socrates, der in dieser Erkenntnis sich beruhigte, sich beruhigen konnte, weil er mitten im Leben eines noch immer lebenskräftigen Volks stand — er spricht es aus mit dem ungemeßenen Wißenshunger der modernen Welt, der vom wirklichen Leben abgewendet alles in die engen Grenzen des menschlichen Denkens einschachteln möchte, und sucht auf diesem Weg das Leben, dem der Wißenshunger doch den Rücken zugewendet, von dem er sich losgesagt hat. Dieses Streben des Einzelnen, alles zu beherschen, sei es mit der Macht seines Verstandes auf literarischem, sei es mit der Macht seines Willens auf politischem Gebiet, ist ein, ist villeicht das charakteristische Kennzeichen der modernen Welt, welche die Völker=

eigenthümlichkeiten und die festen alten Traditionen aufgelöst, damit das Leben, das jeden in seinen Schranken binden sollte, zerstört und den einzelnen lediglich auf sich selbst gestellt hat.

Faust weiß nichts, wie er selbst gestehn muß, aber in den Augen derer, welche mit den Puppen der Wißenschaft ihr ganzes Leben spielen können, weiß er vil, er wird der hochangesehene Magister und Doctor über disem Puppenspiel. Junge Seelen, lebensdurstig wie er selbst, sammeln sich um den wegen seiner tiefen Einsicht bewunderten Lehrer und die Last die er selbst trägt, wird noch drückender, wenn er mit denselben Dingen, die für ihn allen Reiz verloren haben, seine Schüler täuschen muß, daß sie glauben etwas lebendiges zu erfaßen. Faust hat villeicht gehofft durch die lehrhafte Behandlung der Wißenschaft sie für sich lebensvoller zu machen — umsonst! er ändert an der Methode, er schlägt neue Wege ein — es ist immer nur dasselbe leblose hölzerne Gestell, wenn auch mit andern Gefachen, und das tiefe Mitleid mit den armen Betrognen, welche mit Jugendmut sich in das Darapti Felapton hineinstürzen, das tiefe Mitleid mit sichselbst dem Lehrer, der gern Leben gäbe und keins geben kann, spricht sich in den Worten ergreifend aus:

Das will mir schier das Herz verbrennen.

Und indem er mit tiefem Weh auf die frischen Lehrlinge sieht, die so betrogen werden, da fällt sein Auge auch auf die Reihen der Meister, auf die Coterieen der hochgelehrten, die sich und ihre Wißenschaft herausstreichen mit tiefgelehrter Miene, sich an jedem Scrupel, an jedem Zweifel versuchen und wenn sie ihn in ihre Formeln hübsch einrangiert haben, ihn für gelöst erklären. Mit diesen Täuschungen ist Faust fertig, er ist bei der Warheit angelangt — aber bei welcher Warheit? bei der Warheit des Nichts — die höchsten Dinge, Gott so gut wie Hölle und Teufel sind ihm eitel flatus vocis, weil er erkennt, daß sie in der Phrasentheologie nicht mehr sind — aber er hat nun auch keine Freude, an Nichts mehr und er beneidet heimlich doch die wieder, welche an dem Wahne, etwas rechtes zu wißen, ihre Freude haben, welche,

trotz tausendfacher Täuschungen noch immer glauben, durch die Wißenschaft die Menschen aufzuklären, zu belehren und dadurch zu beßern und zu bekehren.

Das Nichts, an dem Faust angekommen ist, es ist innerlich ein Nichts und auch äußerlich ein Nichts nach dem ordinären Maßstab der Welt, die nach Thalern und Gulden die Resultate des Lebens mißt. Nur an das Lernen, nur an das Wißen hat Faust gedacht, der Warheit nachgejagt von einem Gebiete menschlicher Erkenntnis zur andern — dabei hat er nicht gedacht an die Dinge, welche andere anziehn, nicht darauf gerechnet, sich Gut und Geld, Ehre und weltliche Herrlichkeit zu erwerben — jetzt steigt ein leiser Neid in ihm auf gegen die, welche auf ihren Erwerb, und sei er noch so nichtig, noch so verächtlich, pochen und prahlen können, daß sie sich nicht umsonst gequält haben, wie Faust. Sie können alle Tage herrlich und in Freuden leben, sind ohne mühsame Arbeit schon so weit wie Faust, daß sie keine Scrupel noch Zweifel plagen, daß sie sich weder vor Hölle noch Teufel fürchten, wenn ihnen nur ihr Geld bleibt und ihr Genuß. Nach dem Genuß des Lebens steigt hier eine, wenn auch noch verhaltene Sehnsucht in Faust auf — aber noch ist diser Zug in ihm nicht stark genug, ihn abzubringen von dem einmal eingeschlagenen Lebensweg wie später; noch einmal und zum letzten Mal soll ein Versuch gemacht werden, die Warheit und in ihr Leben und Genuß zu finden — der Magie hat sich Faust hingegeben. Auch hier ist Faust zunächst ein Bild des Dichters, der in einer krankhaften Periode seines Lebens, weil er nirgends fand, was sein Herz befridigte, sich magischen und alchymistischen Studien hingab, aber Faust ist auch in diser Beziehung ein Bild unserer Zeit, die vom Unglauben jetzt sich mit großer Macht zum Aberglauben wendet und Possen Glauben schenkt, da sie dem allmächtigen Gott nicht glauben will. Es ist der allgemein menschliche Zug der Neugirde gerade nach dem was dem Menschen verschloßen bleibt und bleiben soll, die stets plagende Lust die Schranken zu überspringen, die dem menschlichen Wißen gesetzt sind.

Der Reiz Geheimnisse zu erfaren, ist auch ein sehr wesentliches Stück von der alten Versuchung der Schlange: Ihr werdet sein, wie Gott. Etwas, nur Etwas möchte gern der Mensch sich von der Allwißenheit Gottes erobern. Und der Weg des Aberglaubens dazu, wie ist er so leicht — da braucht man nicht „mit seinem Schweiß" sich von Erkenntnis zu Erkenntnis mühsam heraufzuarbeiten; wenn uns der Geister Kräfte dienen, brauchen wir unsere Kraft nicht anzustrengen, wir brauchen nur zu hören, was uns der Mund der Geister offenbart — wie leicht und bequem ist es da, mehr zu wißen als andere Menschen. Der oft getäuschte Faust ist zwar mistrauisch, er erwartet nicht das Aufschließen aller Geheimnisse des Himmels und der Erde, wie die törichten Diener des Aberglaubens jetzt in so vilen Zeitungen in Amerika wie in Europa proclamieren, er will zufrieden sein, wenn ihm nur „manch Geheimnis" kund wird, vor allem aber das große Geheimnis der Lebenskraft, das ewig undefinierbar, ewig unverständlich — aber ewig anziehend und lockend bleiben wird. Damals glaubte man, die Magie erschlöße dieses Geheimnis, jetzt glaubt die Physiologie mit ihrer Zellentheorie das Geheimnis erfaßt zu haben — kramt sie aber nicht abermals mit Worten, so gut, wie die alte Magie? Faust hofft er werde endlich in der Magie nicht mehr mit Worten zu kramen brauchen, in der Magie, die gerade nur mit Worten, mit Formeln, mit hohen aber hohlen Bezeichnungen um sich wirft; — in der Hexenküche erfärt er das, wenn er ausrufen muß:

> Mich dünkt ich hör ein ganzes Chor
> Von hunderttausend Narren sprechen!

Er hofft, die Magie werde ihm das Geheimnis des Seins und Werdens aufschließen, er hofft es, weil er Den nicht kennt, dessen Kraft die Welt im Innersten zusammenhält, und in den Samen die Wirkenskraft gelegt hat, daß die hohe Eiche aus ihm wächst. Der Dichter läßt zwar seinen Helden nach disem ersten exponierenden Monolog aufblicken in die Höhe, aber nicht hinauf über Himmel und Sterne weg zu dem Licht, das alle Tiefen

durchdringt, sondern nur zum vollen Mond, der, wie mitleidig, auf den armen Erdenwurm herabsieht; es steigt in ihm die Erinnerung an so manche Nacht auf, wo er den Schlaf vergaß, um eine Untersuchung zum Abschluß zu bringen, wo er nicht eher ruhen wollte, biß er endlich einer Warheit auf die Spur gekommen sei und wo er dann immer wider umsonst aus Büchern und Papier Leben zu schöpfen suchte, biß er endlich, abermals getäuscht, abermals betrogen unwillig sich abwendete und aufschaute zu dem Mond, der wie ein Freund jeden Abend wiederkam, jeden Abend ihm leuchtete; aber wie trübselig gieng sein bleiches Licht über das Papier, eben so eiskalt wie dieses, ohne Leben, ohne Wärme. Ach wie elend kommt Faust sein Leben vor, wenn er sich nun am Ziele einer langen Laufbahn, troß aller Mühe, keinen Schritt weiter gekommen sieht und er wünscht sehnsüchtig daß der Mond zum letztenmal auf seine Pein scheinen möge. Darin spricht sich einerseits die Hoffnung aus, die Magie werde ihn von diser peinlichen aber vergeblichen Jagd nach der Warheit endlich befreien, andererseits bereitet uns der Dichter durch dise Worte darauf vor, daß Faust mit Gewalt, mit einem Schlag allem ein Ende machen will durch Selbstmord.

Mit großer Meisterschaft hat der Dichter die doppelte Sehnsucht, die Faust bei dem Blick in den Mond durchzieht, die Sehnsucht hinaus ins frische Leben auf Bergeshöhn und Wiesen, weg aus dem dumpfen Studierzimmer und die andere Sehnsucht durch die Magie mit Geistern zu verkehren und nicht mehr an die Laffen die Meister, an die tölpischen und täppischen Lehrlinge und Schüler gebunden zu sein. Da würde ihm das trübselige Mondlicht ein liebes Licht werden, die Bergeshöhle würde ihm lieber sein als die dumpfe Höhle der Arbeitsstube, der Nebel der Wiesen, durch den das Mondlicht zauberisch hindurchbricht, lange Streifen bildend, wäre ihm eine Erinnerung an den Wißensqualm, durch den kein Lichtstral geht, wie Faust nun weiß, aber eine frohe Erinnerung, daß er dieses Wißensqualms entledigt sei.

Ach könnt ich in deinem Thau gesund mich baden, ruft Faust

aus, dem sein Eifer in Büchern und Papier jetzt krankhaft erscheint, dem die Trockenheit seines Studierens jetzt lebhaft vor die Seele tritt und der sich sehnt nach Thau des Lebens. Er hat versäumt sich Geld und Gut zu erwerben, aber er hat auch versäumt, wenigstens in der Natur und mit der Natur zu leben und so die Unnatur der abstracten dürren Beschäftigung mit der Wißenschaft einigermaßen zu heilen. Vor seine Seele tritt, wie oft der Wald grün geworden ist in den zehn Jahren seit er hier geseßen und immer geseßen hat — und er hat es nicht gesehn, wie die Sonne ihn hieraus gelockt hat und er hat ihr nicht gefolgt, er hat ja ihr Licht nur trüb durch gemalte Scheiben hindurchschimmern sehn. Er klagt sich an, daß er von der lebendigen Natur da Gott den Menschen schuf hinein, nichts, gar nichts gewahr geworden ist und er träumt sich in ein Leben und Wandern über Bergeshöhn, über Wiesen durch den frischen Wald. — Er erwacht aus diesen Träumen, die ihn fortgerißen haben, daß er glaubte draußen zu stehn unter Gottes freiem Himmel und sieht sich in seinem engen Studierzimmer, das ihm, da er die Freiheit, die auf den Bergen wohnt, wenigstens im Geist genoßen hat, wie ein Kerker vorkommt, deßen dumpfe Mauern ihn einschließen, deßen Fenster statt das Sonnenlicht durchzulaßen, es hindern zu ihm zu dringen. Jetzt gehn ihm die Augen auf über seine Umgebung, die er bißher vor Wißensdrang nicht gesehn hat — jetzt, da er weiß daß die Bücher keinen Blick in die Warheit gewähren, graut ihm vor dem Bücherhaufen, den der Staub deckt, weil er schon lange müde ist, hineinzusehn und sich wider täuschen zu laßen. Er freut sich halb, daß die Würmer die Bücher freßen, die er jetzt verachtet, er kommt sich jetzt selbst wie ein solcher Bücherwurm vor, deßen ganzes Arbeiten Staub wirkt. Wie beklemmen ihn die von dem Dampf der Studierlampe angerauchten und geschwärzten Papiere, auf denen er weiland, als er noch an die Bücher glaubte, sich Notizen schrieb, Bausteine, wie er hoffte, zu einem lebendigen Bau der Warheit — aber die Papiere sind todt, wie die Naturseltenheiten, die er in Gläsern aufbewart und

sein ganzes bisheriges Leben, es ist auch angeraucht von dem trüben Qualm der Studierlampe, es hat kein Ziel, keinen Zweck gehabt, wie die Büchsen und Instrumente, die ihn jetzt zwecklos umstehn und das Restchen freie Luft in dem engen Raum noch beschränken helfen. Was dagegen einen engen Raum lieb und wert machen kann, der Hausrat, das Gerät, von dem uns jedes Stück eine Geschichte erzält, das einen Teil unserer leiblichen Existenz bildet durch die süße Gewohnheit der festbestimmten Ordnung, in der es steht — das fehlt Faust auch — er hat daran nicht gedacht, sich seinen engen Raum traulich und wohnlich einzurichten — er hat noch den Hausrat seiner Urväter, altes Gerümpel, auf das er nicht achtete, das er unordentlich durcheinanderstellte in den Winkeln, die Bücher, Büchsen und Instrumente noch übrig ließen. In dieser Welt kann es Faust nicht mehr aushalten und der Dichter bereitet uns zum zweitenmal durch die Worte „Urväter Hausrat" auf die Selbstmordsscene vor: die Phiole welche Faust an den Mund setzt gehört ja auch zu diesem Hausrat der Urväter, wie der Dichter so schön ausfürt.

Das heißt eine Welt! und doch wie viele Seelen fühlen sich in einer solchen Welt wol — der Dichter fürt sie uns ja lebendig in Wagner vor. Aber Faust ist keine solche Natur, seine kräftige Seele ist ungebrochen geblieben durch zehnjähriges papiernes Wesen, sein Herz hat noch immer frischen Lebenstrieb genug, sich bang zusammenzuziehn, aus Angst vor der Oede der Wißenswüste — er weiß nicht was er will, er versteht seinen Schmerz nicht, aber er weiß, daß er unbefridigt ist von all seinem Thun, daß diser Schmerz ein tiefgehender ist, der, wenn er nicht gestillt wird, ihn zum raschen Ende, zu Selbstmord fürt. Es treibt ihn ein dunkler Trieb aus dem Rauch und Moder, vom Thiergeripp und Todtenbein weg. Er fült, daß das nicht der Kreiß ist, in dem ein Mensch leben und wirken soll, er fült, daß dieser Kreiß nach Gottes Ordnung, der nicht umsonst Kräfte zur Beherschung der Natur in den Menschen gelegt hat, ein weiterer ein lebendigerer sein muß — hinaus!, hinaus! hinaus aus dem dumpfen Treiben! aber wohin denn?

Zwei Wege ligen vor Faust. Flieh! heißt der eine, entflieh der engen Welt, in die du dich gebannt hast, entflieh den bestrickenden Täuschungen der Magie, homo fuge! wie es im Volksbuch heißt, ehe dich Satan in seinen Stricken hat; auf, hinaus ins weite Land, hinein in die lebendige Natur! Das ist Gottes Stimme an den Grübler, der in die Finsternis seiner Wißenschaft sich vergräbt das ist Gottes Stimme, die ihn hinausruft unter seinen Himmel, ob er Ihn wol fühlen und finden möge.

Aber die andere Stimme ist stärker — noch einmal läßt sich Faust, statt sich der Natur hinzugeben, betrügen von einem Buch, noch einmal von einer Autorität, dem Nostradamus, und warum soll Michael Nostradamus ihn den Stubengelehrten nicht berücken, da tausende und selbst zwei Könige von Frankreich an seine Centurien von Weissagungen glaubten. Faust hofft der Sterne Lauf, die Astrologie und die von ihr aufgestellten Gesetze der geheimnisvollen Einwirkung der Sterne auf das Menschenleben zu finden und daraus hofft er eine Seelenkraft zu erhalten, daß er unmittelbar mit Geistern verkeren kann, ohne Bücher und Papier zu bedürfen. Aber auch dises Buch und seine Wißenschaft befridigt Faust nicht mehr, er will ein Resultat sehn von seinen Scenen, er will mit den Geistern sprechen, von denen ihm das Buch die Zeichen mitteilt.

So schlägt er denn das Buch auf, obgleich er allen Büchern abgesagt hat, und statt den wirklichen Makrokosmus, Himmel und Erde, draußen zu betrachten im Mondenglanz, siht er das Zeichen an. So kann es nur eine Täuschung sein, wenn er sich durch das bloße Anblicken dieses Zeichens neugestärkt fült*) — wie bald muß er ausrufen: ach ein Schauspiel nur! Er glaubt anfangs in disem Zeichen die wirkende Natur vor sich ligen, ihre Kräfte

*) Obgleich allerdings nach Theophrastus de imaginibus cap. 11 die Zeichen in der Magie dieselbe Wirkung äußern wie die Sache selbst. Theophrast fürt dort die Zeichen der Planeten an: das Zeichen des Mars verleiht Sig über alle Feinde, das Zeichen des Mercur macht sinnreich und weise u. s. w.

enthüllt zu sehn — aber wie bald ist der kurze Rausch verflogen und er muß wider klagen: wo faß ich dich unendliche Natur! Einen Augenblick ist sein armes Herz mit Freude erfüllt, einen Augenblick fühlt er junges heiliges Lebensglück neu glühend durch Herzen und Adern rinnen. Ja wenn er wirklich die irdische Brust im Morgenrot badete, wenn auch nur im irdischen, vergänglichen, wie vil mehr in der Morgenröte der Ewigkeit, dann würde er jung werden wie die Adler, wenn er die wirklichen Himmelskräfte kennte, die einst auf der Leiter Jacobs zu Bethel auf und nider stiegen und auf und niederstiegen auf des Menschen Sohn, wenn die segenduftenden Schwingen der Engel mit leisem Wehn ihn umgäben — aber dafür ist sein Sinn verschloßen, sein Herz todt, und so muß er nach kurzer Wonne wider klagen, daß er vergebens schmachtet nach lebendiger Erkenntnis und seine Brust fült sich so welk, wie vorher, da er aller Wißenschaft satt und überdrüßig war. Die Magie mit ihrem Makrokosmuszeichen hat den Durst nach den Quellen des Lebens nur brennender gemacht; er weiß es gibt solche Quellen, an denen Himmel und Erde hängt — die Magie hat sie ihm gezeigt von fern, hat ihn noch mehr gereizt, ihnen nachzujagen — aber er ist abermals betrogen und unwillig schlägt er das Buch um.

Aber doch ist die Aufregung, welche das Weltzeichen in Faust hervorgebracht hat, eine erhebende, die ihn abzuziehn schien vom Staub der Erde — jetzt, wie er das Zeichen des Erdgeistes siht, wird die zweite „Seele“ Fausts stark angeregt, an der ihn hernach Satan faßt, die Seele, die sich „an die Welt mit klammernden Organen“ festhält. Deshalb wirkt auch diß Zeichen, weil es an seine sinnliche Natur, die so lange von dem Wißenshochmut zurückgedrängt geschlafen hat, appelliert, stärker auf ihn, als das Zeichen, das ihm die unermeßliche Welt aufschloß. Faust ist im Augenblick getäuscht worden, die kurze Begeisterung ist rasch verflogen, abermals aber läßt er ein bloßes Zeichen sich aufregen — so ist der Mensch. Er fühlt in sich die Kraft ein neues thätiges Leben anzufangen durch Glück und Weh, durch

Sturm und Schiffbruch hindurch; es ist das Gefül bei einem, der sein bißheriges Leben unter Büchern und Papier zugebracht hat, zu natürlich und darum faßt ihn Satan hier an. Zwar er selbst kommt noch nicht, er hofft sein Opfer noch wohlfeiler haben zu können, er schickt einen seiner Engel im Lichtgewand, in der Flamme, der den stolzen Menschen demütigen, ihn zur Verzweiflung, zum Selbstmord treiben soll. Der Mond verbirgt sein Licht: das göttliche Licht verläßt Faust auf seinem dunkeln Wege, die Lampe schwindet: das Licht der Wißenschaft, das ihm bißher geleuchtet, hört auf und durch Wolken und Dampf zuckt ein unheimliches rotes Licht, ein Glühen der Hölle, schauerlich weht es Faust an — aber er läßt sich ganz hinnehmen, ganz täuschen, er hält den Geist, wie wir aus zwei Aeußerungen in spätern Scenen sehn, für ein Lichtwesen, das hoch über dem Satan stehe und er beschließt troß des Schauers, troß des unheimlichen Nebels, der ihn umgibt, durch den rote Stralen gespenstisch zucken, den Geist zu rufen. Der Geist umschwebt ihn schon, denn Satan hat wol Acht auf sein Opfer; es zuckt eine rötliche Flamme und in dem unheimlichen Schein erscheint der Geist — alles ist darauf angelegt den stolzen Mann, der eben noch gesagt hat, er fürchte sich nicht vor Hölle und Teufel, zu schrecken. Und es wird erreicht, Faust kann nicht in das unheimliche Licht sehn, das der Geist um sich verbreitet, abgewendet ruft er: schreckliches Gesicht! Er hat es sich so leicht, so schön gedacht, mit Geistern zu verkehren, er hat geglaubt die Geister beherschen zu können und jetzt kann er den Anblick des ersten Geistes, den er sißt, nicht ertragen. Mit furchtbarer Ironie läßt ihn der Satansengel dise Schwäche fülen, um ihn schrecklich zu demütigen. Er erinnert ihn spottend, wie „mächtig" er ihn angezogen, wie ohnmächtig dagegen ist er jetzt, er verhöhnt ihn, daß er ihm ja wol bekannt sein müße, da Faust so lange an seiner Sphäre gesogen und nach ihm sich gesehnt habe. Er demütigt den stolzen Menschen, indem er sagt, er komme nicht durch sein Zeichen gezwungen, sondern auf sein Flehn — wie ein Gnadengeschenk soll Faust die Erschei-

nung ansehn, die ihn so erschreckt. Aber der Teufel wird es selbst müde zu spotten über den zitternden Menschenwurm und nachdem er ihm mit einem furchtbaren: „da bin ich noch einmal„ seine schreckende Gegenwart vorgehalten hat — spricht er ernst, aber um so niderschmetternder zu ihm. Faust hat ein Uebermensch sein, seine Schrecken überspringen wollen, er hat seinen Körper fast vergeßen, jezt macht sich die leibliche Schwäche, die jedem Menschen anklebt um so schneidender sichtbar, er hat geglaubt eine Welt aufnehmen zu können in seine Brust und sein Herz hat jezt nicht einmal Mut genug nur einen einzigen Geist zu sehn, ein Theilchen der Welt, ein Rad in der ungeheuern Maschine. Ach wie ist das Freudebeben in erbärmliches Zittern verwandelt, wie sind die Kräfte verschwunden, die trügerisch aus dem Zeichen des Erdgeistes zu kommen schienen. Faust fült das tief, er fült es zu tief, als daß des Geistes harte Worte nicht einen Eindruck auf ihn machen, ihn nicht aufrütteln sollten aus seiner Angst. Er rafft sich zusammen, er zwingt sich den Geist als ein bloßes Gespenst, eine Flammenbildung zu bezeichnen, er erhebt sich dazu, dem „da bin ich“ des Geistes auch seinerseits ein „ich bins“ entgegenzusetzen, seinen Namen mit dem der Geist ihn wecken wolte aus der Betäubung, so kühn als er kann ebenfalls auszusprechen — dadurch gewinnt er an Mut und wagt dem Geist, wenn auch mit innerlichem Erbeben entgegenzurufen: Ich bin deines Gleichen!

Aber der Geist beginnt: „ich walle auf und ab und wehe hin und her“ und erinnert Faust daran, daß er nur auf seiner Studierstube geseßen und statt in den Fluten des Lebens und im Thatensturm zu leben und zu weben, in Büchern und Papiern gekramt hat. Der Geist sizt am sausenden Webstuhl der Zeit — Faust ist nur ein Fädchen auf disem Webstul, der Geist bleibt bei dem ewigen Auf- und niderwallen des Menschenlebens, bei dem Entstehn und Vergehen, bei dem Glühen, Verglühen und zu Asche werden der Menschenherzen stets unveränderlich — Faust ist disem Auf und Ab ja auch unterworfen und die kurze Spanne Zeit

zwischen Geburt und Sterben schließt alles in sich, was er thut und treibt. So wird vom Geiste selbst der Unterschied zwischen ihm und Faust scharf hervorgehoben — aber Faust, froh die furchtbare Strafpredigt des Geistes los zu werden und allmählich an seinen Anblick gewöhnt — wie sich denn der Mensch auch an das schrecklichste rasch gewöhnen kann — folgt disen raschen Worten des Geistes mit großer Aufmerksamkeit und fortgerißen von ihnen vergißt er ganz, wie groß der Unterschied zwischen seinem Leben und dem des Geistes ist. Er ruft: „wie nahe fühl ich mich dir“ und glaubt, da seine menschlichen Gedanken die Welt umschweifen, da er mit Gedanken und in Gedanken geschäftig war, er wäre dem Geiste gleich, der die weite Welt umschweift mit seinem ganzen Leben und Wesen, mit seiner ganzen Person. Das hat aber der Geist gerade gewollt — erst hat er sein Opfer furchtbar gedemütigt, dann aber lockt er es wieder an mit einer Schilderung, die Fausts Sehnen in die weite Welt, seinen unbestimmten Tatendrang mächtig erregen muß — aber das geschieht nur, um ihn noch gewisser herabzustürzen. „Du gleichst dem Geist den du begreifst, nicht mir“, ruft der Geist und reißt mit disem einen Worte den stolzen Geisterbanner herab von seiner eingebildeten Höhe. Faust läßt sich, wie eben von der Erscheinung des Geistes, so jetzt von einem einzigen Wort der Erscheinung danider schmettern. Es taucht zwar in ihm ein leise tröstender Ton, eine Erinnerung an den Glauben der Kindheit auf, wenn er ruft: „ich Ebenbild der Gottheit“ aber die Erinnerung verhallt wie leiser Glockenklang aus der Ferne, sie wird ihm kein tröstender Stab, an dem er sich aufrichten könnte. Das: „Und nicht einmal dir“, der wilde Verzweiflungsschrei, bleibt doch der letzte und Faust würde schon jetzt zu der Phiole greifen, wenn nicht aller Geisterspuk und alle Erinnerung daran für einen Augenblick hinweggespült würden von der trockensten Prosa, die keinen Geist kennt, weil sie keinen hat, und die in der Person Wagners uns in der zweiten Scene unseres Stückes vorgefürt wird.

Es bleibt uns nun zum Schluße unserer Betrachtung der

ersten Scene nur noch eine kurze Hinweisung auf die Stellung übrig, welche dieselbe zu unserer ganzen Tragödie übernimmt. Zunächst vertritt der Monolog die Stelle der Exposition, wir lernen in wenig Worten die Hauptzüge des bisherigen Lebens unseres Helden kennen, dann aber wird uns in diser Scene ein Vorbild gegeben für das ganze Stück. Faust verachtet Kunst und Wißenschaft, er will Leben, und um diß zu finden überspringt er seine Schranken, will Uebermensch sein, will über Geister herschen und muß kläglich seine Ohnmacht bekennen; er steht wie ein ausgescholtener Schulknabe vor dem flammenumgebenen Geist. Das ist ein Bild seines Verhältnisses zu Mephistopheles, er schließt sich an ihn an mit allen seinen Kräften, er betrachtet ihn als seinen „Gesellen" und wird troz alles Widerstrebens vom Satan sacht seine Straße gefürt. Endlich aber bereitet diese Scene unmittelbar die Selbstmordscene vor, welche einen Höhepunkt des ganzen Dramas bildet. So macht uns dise erste Scene, wie eine erste Scene sol, begierig nach der weitern Entwickelung, begirig, was aus dem Menschen wird, der bald so stolz und hoch, bald so erbärmlich zitternd dasteht — ein Bild unser selbst. Denn wenn auch keiner von uns Geister citiert, so werden wir uns doch alle widerfinden in dem der aus seiner eignen Kraft und durch den Trug der Welt sich so stark fült und dann, gerade deshalb, sich elend und schwach zeigt. **Narratur fabula de te!**

5. Faust und Wagner.

Indem wir den knöchernen Finger des hölzernen Famulus an die Thür klopfen hören, welche das wildeste Auftoben von der nüchternsten Zufridenheit scheidet — trit uns der ganze scharfe Gegensatz der beiden Figuren vor die Seele und zur Ehre unseres Dichters muß, ehe wir von diser Scene sprechen bemerkt werden daß diser gewaltige, die Menschheit und vor allem die gelehrten und gebildeten umfaßende Gegensatz der beiden ganz und gar sein Werk ist. Hier hat ihm die ursprüngliche Sage von Faust gar

nichts gegeben: in ihr erscheint Wagner nur als eine zweite Auflage von Faust, ganz und gar in seinen Wegen gehend, ja er erscheint fast nur als der Zeuge dessen, was Faust erlebt hat, auf dessen Zeugnis sich das Erzälte stützt. Der Dichter hat aus diser Nebenfigur etwas gemacht, hat sie lebendig eingeschoben in die bunte Reihe wechselnder Gestalten, die seine Tragödie uns zeigt, hat durch den Gegensatz zwischen Faust und Wagner seinen Haupthelden uns näher gebracht, seinen Charakter uns verständlicher dargelegt. Aber diser Schritt des Dichters über die engen Schranken des ursprünglichen Stoffes hinaus ist kein willkürlicher, der dem Stoffe Gewalt antäte — vilmehr es ligt dieser Gegensatz von Faust und Wagner in der Sache selbst, wir begegnen auch hier wirklichem Leben, wir finden Erfarungen wider, die wir selbst gemacht haben und täglich machen können. Es ist eine Tatsache, daß nur wenige Meister wirkliche Jünger, daß die meisten nur Schüler erziehn; wie selten erlebt ein Meister die Freude, daß sein Eigentümliches in denen, die ihn hören und mit ihm leben, wirklich lebendig, innerliches, das Leben bestimmendes, neues Leben zeugendes Eigentum wird — wie häufig dagegen ist die Erfarung, daß die Schüler pedantisch in des Lehrers Fußtapfen treten und statt neue Seitenwege zu suchen zu dem Hauptweg, den der Meister wies, statt auf seinem Weg frisch und frölich fortzugehn in neue Gebiete, auf die der Lehrer nur von ferne hinwies — keinen Schritt weiter wagen als der Meister gegangen ist. Wie wenige mögen dem Meister das nachleben, was ihm seine Stellung gegeben, wodurch er sie sich errungen hat; mit Einem Sprung stehen die meisten da, wo der Meister steht, sie sind fertig, weil sie die Schlagworte des Meisters gefaßt haben. Wie vile endlich — und diser Zug tritt in Wagner besonders hervor — bleiben am kleinen und kleinlichen haften, machen aus des Meisters lebendigen Schätzen papierne Massen Bücher, treten seine Andeutungen breit und arbeiten sich mit dem Material ab, das den Meister frei beherschte. Statt zu den lebendigen Quellen, in denen der Meister lebte, aus denen er das Leben für sich und

seine Schüler schöpfte, kehren sie zurück zu dem Handwerkszeug, das wol gut ist die Quellen aufzugraben, aber zu weiter nichts.

Wie also Wagner sich ganz einfach einrahmt in ein Drama, dessen Hauptheld zehn Jahre Lehrer gewesen ist, so steht auch die Scene, in der er zuerst, in der er hauptsächlich auftritt, in lebendigem Zusammenhange mit dem Ganzen. Mit der vorausgehenden Scene: Faust ist durch sein Erschrecken und Erzittern vor dem Erdgeist und in seiner Schwäche erschienen — hier wird er wider gehoben im Gegensatz zu dem Schüler, der so tief unten steht; als schwacher Mensch hat er sich gezeigt, hier sehen wir ihn wider in seiner Stärke, und erkennen daß er ein ungewönlicher Mensch ist, dessen Kraft Jahre langes Studieren nicht hat brechen können. Dann aber wird uns in Wagners Person noch einmal lebendig vor die Seele gefürt der Grund, warum Faust seines bisherigen Lebens müde ist — hat Faust zehn Jahre lang gelehrt, gelehrt mit der ganzen Kraft seiner Seele, die sich in diser Scene offenbart und hat keine beßern Schüler gezogen als Wagner, hat er selbst in dem, der mit ihm unter Einem Dache wohnte, keinen Lebensfunken erwecken können — so ist allerdings seine bisherige Tätigkeit eine vergebliche gewesen. So bereitet uns dises Gespräch mit Wagner auf die Selbstmordscene vor: Faust sieht ein, daß er trocken und dürr sein müße, wie Wagner um an der Wißenschaft Gefallen zu finden (höheres kennt Faust ja nicht) und da er diß nicht kann, so siht er keinen Weg mehr vor sich, als den äußersten des Selbstmords.

Nach disen allgemeinen Bemerkungen wollen wir uns nun den Mann in dem Schlafrock, dem bequemen Studierkleid, das den abgemagerten Körper deckt, in der Nachtmütze auf dem hohlen Schädel, mit der Lampe, der beständigen, jeden Abend brennenden in der Hand, näher betrachten. Daß Faust von gewaltiger innerlicher Bewegung getrieben, diser Bewegung Luft macht, indem er mit sich selbst spricht — das kann der trockne Schleicher, der an der Erde kriecht und keine Erhebung kennt, nicht begreifen. Der Schrei der Verzweiflung ist ihm eine Declamationsübung — denn wozu sollte man sonst allein sprechen, wenn nicht zur Ausbildung

auch in diser, dem Professor so wichtigen Kunst? Wagner hört, wie er meint, Faust declamieren: gleich fällt dem Vampyr der alle Wissenschaft und Kunst auffaugt, ohne daß sie seine Seele nähren, ein, daß ihm diese Kunst noch felt in dem Repertorium, das er im Kopf hat — dise Kunst kann Faust auch? Und er hat sie mir bisher neidisch vorenthalten? Geschwind hinüber, um etwas davon zu profitieren. Auf dem kurzen Weg überlegt er: was hat er wol declamiert? Eine Tragödie, das verriet das Pathos, mit dem er sprach. Daß man eine griechische Tragödie lesen kann mit dem tiefsten Erzittern des eignen Herzens bei dem fremden Schmerz, davon hat der löschpapierne Gesell keinen Begriff, nein, nur um sich im Declamieren zu üben und die Studenten dann durch einen „guten Vortrag“ an sich zu locken. Das hat der ehrgeizige Pedant, obgleich er die Welt gar nicht kennt, richtig herausgefühlt, daß „heutzutage“, in den Zeiten der Auflösung das Wort mehr gilt als Charakter und Thatkraft. Auf das was vorgetragen wird, kommt es nicht an, für Wagner ist der Komödiant dem Pfarrer gleich, denn beide gesticulieren und declamieren und wers am besten kann, ist Meister. Mit dem furchtbar schwer wiegenden Wort: „Ja wenn der Pfarrer ein Komödiant ist“, schmettert Faust dise kläglich äußerliche Anschauung zusammen. Ja dann kann der Pfarrer vom Komödianten lernen, wenn er ein hohler Lump ist, wie so vile Komödianten, wenn er ums liebe Brot Warheiten von der Kanzel proclamiert, an die er selbst nicht glaubt. Dann hat er Vortragskünste nötig, wenn er ein Heuchler ist, der nur mit dem Mund bekennt. Leider sind solche Pfarrer nicht blos zeitweilig dagewesen, in ganzen Scharen hat es solche Lügner gegeben und gibts noch die mit beiden Armen declamierend selbst am offnen Grabe Christum nennen, an den sie nicht glauben. Gott gebe, daß das Gewicht dises Worts als einer menschlichen Erklärung zu dem Spruche: Was verkündigst du meinen Bund und nimmst meine Gebote in den Mund, so du doch Zucht hassest und wirfst meine Gebote hinter dich, in dem Herzen eines jeden jungen

Theologen, der den Faust liest, einen heilsamen Schrecken erregé.

Wagner versteht diß gewaltige Wort, in dem Faust in nuce schon das sagt, was er hernach ausfürt, nicht; er hört in dem unwilligen Ton, mit dem ihm Faust dise Worte abgewendet entgegenbrummt, weil ihm die Albernheit zu colossal ist, um zu schweigen — nur das Abweisen heraus. Faust, glaubt er, will ihn nicht im Declamieren unterrichten und darum legt er sich aufs bittende Fragen: Siehst du, ich bin ein armer Mensch, stecke den ganzen Tag in der Studierstube, weil ich noch gar so vil zu lernen habe, ich komme ja nur Feiertags aus, ich kenne die Welt nicht, sie ist mir so weit wie ein Fixstern, den man durch ein Fernglas sieht — aber ich bin doch dein fleißiger Schüler, ich möchte dir in allem ähnlich werden, auch in diser Kunst, sag mir doch, wie fang ichs an, dieses Monstrum, die Welt, das mich armes Männchen zu verschlingen droht, durch Ueberredung zu leiten, daß es mich nicht frißt, sondern ruhig seinen Weg geht und mich in Ruhe läßt? Ich denke ja auch einmal Professor zu werden, wie gewinne ich die Jugend?

Dise Tortur — eine der ärgsten geistigen Quälereien die ein Mensch erleben kann, die nämlich, von unverständigen und taktlosen Schülern gegen Lust und Laune, gegen Wollen und Wünschen, um alles mögliche zu jeder Stunde und Zeit, selbst um Mitternacht, gefragt zu werden — diese Tortur kann eben nur ein Meister erleben. Es ist eine Tortur, aber sie preßt das Wort uns aus dem Mund und wenn man durchaus nicht will — man muß sprechen und spricht dann, wie der Dichter hier richtig zeigt, gewaltiger als je, aus dem Gefül der Verpflichtung, als Meister dem Schüler den Weg zu weisen, aus einem gewissen Mitleiden mit dem armen Schüler, wol auch aus einer gewissen Furcht, das Meisterrecht zu verlieren, wenn man einmal eine Frage unbeantwortet läßt. So bricht auch Faust hier los. Dem unglücklichen Schüler, der so fleißig ist, donnert er entgegen: ihr werdets nicht erjagen mit all eurem Arbeiten! Die arme Kreatur vor ihm ist

ihm jezt ein Repräsentant der Laffen, die er verachtet und wird im Pluralis harangiert. Ihr fühlt es nicht, ihr wißt es nicht, ihr lernts nie, ihr begreifts nie, denn ihr müßtet ganz andere Menschen werden oder vilmehr schon ganz andere Menschen sein, um es zu begreifen, was „Gewalt über die Geister“ ist. Ihr ausgeblasenen Eierschalen habt keine Seele, die Einen, nur Einen Stoff fest halten könnte mit ihrer ganzen, tiefsten Kraft, daß der Mund überfließt, weil das Herz voll ist; ihr könnt es nicht begreifen, denn all euer Reden und Thun kommt höchstens aus einer etwas tiefern Zwiebelhaut eurer Seele, aber nicht aus dem Kern, denn ein Kern ist eben nicht da. Ein bischen Wolgefallen allenfalls am geschickten Declamieren, das könnt ihr finden, auch wol Affen, die euch eure Drahtpuppenbewegungen: rechter Arm, linker Arm, dann wider rechter Arm, auf und ab, auch wol einmal die Hand aufs Herz — peinlich nachmachen. Kinder könnt ihr betrügen, welche über die Erbärmlichkeit des Inhalts noch kein Urteil haben und sich durch den Firlefanz abgeschmackter Grimassen täuschen laßen. Aber das Behagen kennt ihr nicht, mit dem man in dem Strom der Rede mit schwimmt, wenn das eigne Herz vom Herzen des Redners, — nicht von seinen Worten und seinen Gesticulationen — gewonnen ist, daß kein eigner Gedanke mehr übrig bleibt, daß man ganz und gar hingerißen der Argumentation des Herzredners folgt und wenn auch der nüchterne Verstand viles einwenden wolte. Diß Behagen ist nur dann vorhanden, wenn ein Redner von Herzen spricht und das ärmste Kind, der unreiffste Schüler kann den stärksten Mann zwingen, ihn mit diser kindlichen angebornen Urkraft zu Thränen rühren — denn die Kraft der Warheit, die gewaltige Kraft der Seele die nur sagt, was sie glaubt, ganz und voll glaubt, ist, wie die Seele selbst, unbegreiflich, unmeßbar, unberechenbar. Ein Wort aus einfältigem Mund, mit der Kraft diser Warheit ausgerüstet, zwingt alle Hörer und bläst die Nebel der Declamatoren in die Luft.

Nun sezt euch, ihr Häringsseelen, hinter den Ofen, flickt und stückt, bringt da ein Redeblümchen, dort ein Gleichnischen

an, citiert hier disen, da jenen grossen Mann, der dasselbe gesagt, ja unwidersprechlich erwiesen, was ihr sagt, versucht noch einmal, ob euer ausgetrocknetes Hirn, euer ausgebrauntes Herz das alle Kraft der Ursprünglichkeit, der Kindlichkeit verloren hat, einen Funken gebe, blast, blast mit der ganzen Kraft eurer rhetorischen Blasbälge, um ein Flämmchen der Begeisterung hervorzurufen — es hilft nichts — euch steht der Gaumen nach Bewunderung, aber der, der sie nicht sucht, der ungelehrte, unvorbereitete der bekommt sie, denn er appelliert, weil er ein Herz an, an das Herz seiner Zuhörer — ihr aber appellirt eigentlich nur an Leute, die so wenig ein Herz haben als ihr und euer Komödienspiel von vorn herein kennen und verachten.

Vor dem Donner diser Worte ist der armselige Pinsel in die erste beste Ecke gekrochen — als Faust mit seiner Kriegserklärung gegen die rhetorischen Puppenkomödianten fertig ist, erhebt er sein dünnes Stimmchen und legt mit dem, was er sagt, den vollständigen Beweis ab für das von Faust eben gesagte. Faust hat mit aller Gewalt hervorgehoben, daß es gar nicht auf Studium, daß es nur auf ein herzliches Erfaßen des zu sprechenden ankomme — aber er hat die Scheuleder von den Augen Wagners nicht wegsprechen, seinen blöden Augen keinen weitern Gesichtskreiß eröffnen können — mit unverwüstlicher Zähigkeit kommt die vertrocknete Seele auf den eben ausgesprochenen Gedanken zurück; ein tiefer Blick des Dichters. Wer selbst gewohnt ist, alle Dinge möglichst vom Centrum aus anzusehn, sie von innen heraus zu begreifen und zu beherschen und nun mit solchen Seelen zusammenkommt, die ewig auf der Peripherie um die Sachen herumlaufen, alles, alles nur äußerlich auffaßen, der wird erfaren haben, daß Reden bei solchen Menschen vergeblich ist — es fehlt ihnen die Liebe, welche die Dinge erfaßt — und nun rede und rufe in ein solch ödes Herz hinein — es ist als wenn du die Wüste überreden woltest, fruchtbares Land zu werden. Du denkst, sie müßten dir jetzt beitreten, die müßten das einsehn, was dir so klar ist — bewahre sie treiben sich in einem engen Kreiß umher, in den sie gebannt

sind. Auf die paar Ideen, die in ihrem engen Kopf und in ihrem engen Herzen Platz haben, kommen sie stets und ständig zurück, sie widerholen dieselben Phrasen, wie Papageien, und wenn du sprächest mit der Kraft des Sturms, der Felsen zerreißt. So sagt also auch Wagner: es ist doch am Ende nur der Vortrag, der den Erfolg macht, und warum sollte ich, der ich alles lernen will, das nicht auch lernen. Ich kann zwar nicht declamieren wie du (denn Fausts tiefe und gewaltige Worte sind Wagner auch wider nur als eine Declamationsübung vorgekommen) verrat mir doch, warin deine Kunst ligt, die ich eben habe bewundern müßen. Faust möchte den unverbeßerlichen, an dem alles Reden verloren ist, zweifelsohne lieber zur Thür hinauswerfen — aber das Mitleid mit dem armen Schüler, der so demütig seine Unwißenheit bekennt, sigt, er geht zu ihm, klopft ihm auf die Schulter, redet ihn väterlich mit Er an und widerholt verständlicher das eben gesagte. — Er hat ihn vorher als Repräsentant einer ganzen Menschenklasse furchtbar angefaren — jetzt siht er ihn allein. Er hofft das Bekenntnis seiner Schwäche könne doch ein Anfang wirklichen Lebens sein; diß Bekenntnis ist redlich, villeicht begreift Wagner allmälich, daß es auf die Redlichkeit, nicht auf die Beredsamkeit ankommt, wenn man die Welt beherschen will — villeicht lernt er es einsehn, wie thöricht die sind, die durch das Schellengerappel der Declamation alles ausrichten wollen — villeicht findet er den rechten Sinn der wahren Einfalt, villeicht lernt er den angebornen gesunden Menschenverstand, den Mutterwitz dem hölzernen Zusammenleimen des Studiums vorziehn und die Einfachheit höher achten, als manieriertes Wesen. Aber indem er vor dem Schüler steht und ihm in sein ödes Auge sieht, in welchem auch dise populäre Erklärung keinen Funken geweckt hat, indem er an dem verwunderten dumm staunenden Gesicht mit dem der Pedant dise Dinge aufnimmt, siht, daß Wagner ewig ein Thor bleiben wird — da siht er wie der in ihm die Jammerbilder alle welche nichts lernen können weil sie nichts im tiefsten Grund lernen wollen. Anfangs spricht er noch ganz verständlich zum Schüler:

Und wenns euch Ernst ist was zu sagen
Ists nötig Worten nachzujagen?

Aber als auch dise doch ganz planen und einfachen Worte unverstanden bleiben — da bricht er wider los in einer Strafpredigt, die der arme Schüler nicht versteht villeicht gar nicht verstehn soll zum Hohn über seine Albernheit. Der arme Schüler hat noch keine „blinkende" Rede gehalten — aber er muß herhalten für die Elenden, welche statt auf das Bret, das sie hobeln, zu sehn all ihr Streben darauf richten recht schön gekräuselte Hobelspäne hervorzubringen, die am Ende nur zum Feueranmachen nützen. Ja es ist wahr, daß die Menschheit schon vor uralten Zeiten sich mit solchem Schnitzen abgegeben hat — schon die griechischen und römischen Rhetoren haben sich in tausend kleinen Regeln erschöpft, um den schellenlauten Thoren zu rechtem Klingeln zu helfen — aber die sind doch zu bedauern, die solche Schnitzel der Menschheit, immer und immer wider kräuseln, wie die Kinder sich Hobelspäne um die Finger wickeln, statt sich am ganzen und vollen zu vergnügen. Die ganze Arbeit bleibt Wind, vergeht wie der Nebel fruchtlos und vergeblich, weht uns kalt an, jedes Behagen zerstörend, ist dürr und bald abfallend wie die Blätter im Herbst. — Es widerholt sich hier das Bild, das im Erlkönig vorkommt. Dort ist auch der Wind, der in den dürren Blättern säuselt, nicht ohne Beziehung auf den dürren Verstand des Vaters disem in den Mund gelegt, auch steht die kindliche Einfalt, die vil tiefer siht als der dürre Verstand, der Aufklärungsweisheit, die von keinem Geist etwas wißen will, gegenüber. Nur ist dort der nüchterne Verstand der Ueberlegene — hier im Faust ist die einfache Warheit einer ursprünglich kräftigen Seele durch tiefe Wißenschaft nicht gebrochen, sondern durch sie ihrer Stellung nur noch mehr bewust, der Pedanterei unbedingt überlegen. Abermals retiriert sich der arme angefahrne, ein tiefer Seufzer entringt sich seiner Brust — da hilft ihm ein Gemeinplatz glücklich über die peinliche Lage hinweg. Aber das alte **ars longa vita brevis** wie nimmt es sich in dem Munde des trocknen Stubengelehrten so

seltsam aus — das ist gerade ein Spruch, der gar nicht auf ihn und für ihn passt — der passt gerade für die welche nach dem Ganzen streben und von dem Mittelpunkt aus den sie errungen, gern alle Radien übersehn möchten. Aber die tiefe Klage, daß dazu des Menschen Geist, Kraft und Lebensdauer nicht ausreicht, sie kann nicht von Herzen kommen bei einem, der das Repertorium gut im Kopf hat, mit der Literatur wol bekannt ist — in solchem Mund ist der edle Spruch, der auch dem gewaltigsten Menschen immer seine Beschränktheit vorhält, eben nur eine Phrase die man auch allenfalls umkehren kann und die für ihn dann doch noch ebensovil Sinn behält.

Durch die Sentenz gesichert, spielt Wagner geschwind das Gespräch von einem Boden, der ihm zu heiß wird, auf das ihm nahe ligende, sein ganzes Leben umfaßende Gebiet des Studierens hinüber. Da wagt er es dann mit einem gewissen Selbstgefül von seinem „kritischen Bestreben" zu sprechen, ja von seinem Busen, in dem doch nur ein ledernes Herz ruht, und etwas länger fürt er den Gemeinplatz aus, der ihm so glücklich aus der Not geholfen. Ach wie mühsam ist der Weg in der Wißenschaft, von der unermeßlichen Menge der Ansichten, von der unermeßlichen Menge der Bücher, welche über die Dinge geschrieben sind, zu den Dingen selbst, wie mühsam muß der Arme, der die Quellen selbst nicht erfaßen mag, der sie eigentlich nur als Gegenstände betrachtet, die, ihrem Inhalt nach ganz gleichgültig, bloß zur Uebung des „kritischen Bestrebens" dienen — sich hinaufarbeiten, ehe er das ihm tausendfach schon in Stückchen vorgekommene endlich als Ganzes zu betrachten den Mut hat. Wer z. B. die Bibel kennen lernen will aus den Bergen von Commentaren, die über sie geschrieben sind, wer sie nicht eher in die Hand nehmen wollte, bis er mit den tausend und abertausend Ansichten über die tausend und abertausend Einzelheiten, welche das kritische Bestreben herausgeklaubt hat, abgeschloßen hätte, freilich der wäre ein armer Teufel, der stirbt gewis auf halbem Weg. Und doch wie vile solcher Wagners haben wir in der Theologie und — während in manchen andern Wißenschaften

unsere Zeit allerdings diesen und jenen Schritt aus dem Wagnertum herausgetan hat, wie vile sind dennoch auch in andern Facultäten, die ihr ganzes Leben damit zubringen über Meinungen neue Meinungen, über Ansichten neue Ansichten vorzubringen, aus hundert Büchern ein neues zusammenzutragen.

Der Schüler glaubt auf einem Feld zu sein, auf dem er mit dem Gefül anch lo son pittore dem Meister entgegentreten könne — aber er berührt gerade den schmerzhaften Punkt in Fausts Seele, das tiefe Weh, keine Erquickung gefunden zu haben in dem Meer der Wißenschaft, ein Weh, das durch dise Scene hindurch nachzittert in Fausts Herzen und sie bei aller Komik würdig einreiht unter die tragischen Scenen des Stücks. Tief getroffen fährt er abermals auf — er war wie mit kaltem Waßer begoßen, als der Schüler seine letzte heftige Rede mit einem ordinären Gemeinplatz beantwortet, jetzt bricht das Feuer, das schier sein Herz verbrennt, abermals gewaltig aus. Er greift das Wort des Schülers von den Quellen auf, wobei diser sich dickleibige Folianten gedacht hat. — Ja einst hat Faust auch im Bücherhaufen nach Quellen gesucht, aber nicht Quellen des Lebens gefunden, welche das arme ausgebrannte Herz erquicken könnten, einst hat er auch gedacht den unbezähmbaren Durst nach Lebensfreude im steifen Pergament zu finden — seine eigne Gestalt tritt ihm in Wagner fratzenhaft, aber schrecklich ähnlich entgegen und er donnert den Schüler an: Meinst du wenn du dich durchgebohrt hast, du Bücherwurm, von einer Scharteke zur andern bis zur letzten, durch das ungeheure Babel der Literatur, dein Durst wäre gestillt? — nur brennender wird er — denn für den Augenblick befridigt kannst du werden, aber nicht erquickt: du glaubst du hättest etwas — aber was hast du für deine eigne Seele gewonnen? den lebendigen Born zugestopft in deinem Herzen, daß er um so ruheloser Bahnen sucht, ans Tageslicht zu kommen — und hast du kein Leben in dir, was hilft es dich, wenn du tausend Bücher auf dich häufest, sie geben dir es nicht zurück von selbst.

Abermals ist der arme Pedant in seines Nichts durchbohrendes

Gefül zurückversetzt durch die ernsten, von tiefem Seelenschmerz, von unendlicher Sehnsucht nach Erquickung durchzogenen Worte — ein schüchternes Verzeiht, soll den so unverhofften Fehler gut machen — abermals hat er den Meister nicht verstanden — wo Faust von Erquickung der Seele redet, da denkt er an das fast kindische Ergetzen, das er über so manches Fündlein in dem Chaos der Bücher gehabt hat, wie er die Vergangenheit an der Gegenwart meßend, nur das billigte, was dem „gegenwärtigen Stand der Wißenschaft“ angemeßen war, wenn er in der „dicken Finsternis vergangener Jarhunderte“ hier und da einen Stral der Aufklärung erblickt in deren vollem Licht das gegenwärtige so weit fortgeschrittene Menschenalter steht. Kürzer und kräftiger läßt sich der erbärmliche Hochmut der Aufklärungsperiode, mit dem sie auf ein paar Phrasen gestützt, alle Vergangenheit verachtete, nicht kennzeichnen. Wie weit hatten es die guten Leute gebracht. Mit bitterer Ironie beginnt Faust: O ja bis an die Sterne weit — aber er besinnt sich, der trockne Mensch vor ihm versteht ja keine Ironie, der wäre im Stande, im barsten Ernst zu glauben, ein Mann von Geist und Kraft könne einstimmen in die banalen Phrasen, womit nur die Menge sich täuschen läßt. Er fārt ruhiger fort, läßt sich herab, Wagner wider väterlich „mein Freund“ anzureden, sich mit ihm in ein „uns“ zusamenzufaßen und er warnt den Schüler, der sicher und fertig die ganze Vergangenheit zu kennen wähnt, weil er hier ein Notizchen von ihrer Finsternis, dort ein Notizchen von dem beginnenden Aufklärungslicht gesammelt hat, nicht zu rasch zu sein — wir verstehn uns selbst, wir verstehn die Vergangenheit nicht, sie ist ein Buch mit sieben Sigeln. Abermals aber fallen ihm die Laffen ein, welche dise Siegel „wie Theriaksbüchsen“ kurz und gut öffnen oder zu öffnen glauben — und abermals wird dem weitschauenden Auge Fausts das kleine Licht der Sündenbock für so vile die sich für große Lichter halten, weil sie geläufig vom Geist so viler Zeiten sprechen, die Ereignisse, die Erscheinungen der Weltgeschichte in einen so schönen Zusammenhang bringen, die stufenweise Entwicklung des Menschengeschlechts

so klar darstellen können. Aber der Dichter weist diese Leute scharf zurück, welche denken, das chinesische Pagodchen, das sie construieren sei ein Abbild von dem Riesenbau des Allmächtigen, der die Jartausende auf einander türmt, um sein Weltgericht als Schlußstein darauf zu setzen. Sie sehen nicht die Sachen selbst, sie haben nicht Liebe genug in Verhältnisse fremder Zeiten und Völker sich versetzen zu können — so suchen sie nur sich und die paar Gedanken, in deren engen Kreiß sie gebannt sind. Sieht man hinter das so pragmatisch, so zusammenhängend construierte Bild, verlangt man von denselben Herrn, sie sollen uns nun nicht bloß Redensarten, sondern Tatsachen, wirkliche Geschichte geben — dann bleibt nur eine elende Notizkrämerei übrig, die höchstens zu einer Geschichte der menschlichen Narrheit dienen könnte. Eine einzelne bedeutende Tatsache wird allenfalls mit wirklichem Eingehn auf das Einzelne, auf das warhaftig geschehene behandelt, dann aber mit ermüdendem Detail — und was haben wir davon, wenn uns z. B. bei der Geschichte einer Fridensverhandlung all die tausend Phrasen mitgeteilt werden mit denen die egoistischen Pläne der verhandelnden Parteien verdeckt sind, die Phrasen von „Heil der Völker und Liebe zum Friden". Das ist doch wider keine Geschichte, die uns die wirklichen Personen und ihre wirklichen Gedanken und Absichten darstellte. — Wer einigermaßen in der geschichtlichen Literatur, namentlich in den durch dise paar Zeilen meisterhaft geschilderten bändereichen, aber inhaltsleeren historischen Compilationen des siebenzehnten und achtzehnten Jarhunderts sich umgesehn hat, der wird den Ekel begreifen, mit dem der Dichter hier sich von disem Jammer hat abwenden müßen.

Echt schülerhaft bringt Wagner dem ins Einzelne gehenden Lehrer wider eine allgemeine Phrase entgegen: man will doch die Welt kennen lernen — als wenn man die Welt aus Büchern erkennen könnte — ja etwas von der Welt kann man wol auch aus jener gehäuften Maculatur erkennen, aber nicht so, daß man sie beherschen könte. Und wenn man die gesamte Weltgeschichte

durchgienge, die Geschichte aller Völker studierte, könnte man daraus des Menschen Herz und Geist kennen lernen? — Die Vergeblichkeit aller, so oft in hohem Tone vorgetragenen Lehren der Geschichte beweist, daß nur wer überhaupt etwas lernt, auch aus der Geschichte etwas lernt. Freilich wenn man Notizen sammeln lernen und erkennen nennt, dann lernen vile aus der Geschichte — aber die Warheit, das was wirklich nun die Geschichte lehrt — wie wenige wollen es wißen und haben Kraft genug es zu hören. Die welche wirklich die Welt in ihrer Erbärmlichkeit, des Menschen Herz und Geist den hochgepriesenen, in seiner Jämmerlichkeit durchschauen — sie sind niemand recht, vilmehr allgemein verhaßt, denn die Welt will betrogen sein und der wird sich mit ihr am besten vertragen, der auf disen Wunsch der Welt mit dem ergo decipiatur antwortet. Die andern —

„hat man von je gekreuzigt und verbrannt".

Hier kommt Faust auf ein Capitel, von dem er, der sich weder vor Hölle noch Teufel mehr fürchtet, gern abgeht. Da ihm der Glaube fehlt, so siht er auch in dem Gekreuzigten nur einen Schwärmer, der thöricht genug sein volles Herz nicht wahrte, und die tausende seiner Jünger welche den Märtyrertod nicht scheuten und um seinetwillen in den Tod giengen, beurteilt er eben so. Aber er möchte das doch nicht gern vor dem Schüler verraten und bricht ab, als Vorwand die Mitternacht brauchend. Er muß den zudringlichen Pedanten wol so fortschicken; der hätte ohne alle Rücksicht (denn er denkt nur an sich) noch die ganze Nacht den Meister hier festgehalten, um selbstzufriden morgen sagen zu können, er habe ein gar gelehrtes Gespräch mit Faust gehabt, um sich zu rühmen, wie gar vertraut er mit dem gelehrten Meister stehe.

Morgen ist Ostern — und durch den Mund des Pedanten, leise und unmerklich, bereitet uns der Dichter auf die höchste und auf die bunteste Scene unseres Stücks vor. — Morgen ist Ostern. Wie lieblich klingt diser Ton dem frohen Kinde, wie lieblich ist die Hoffnung auf den Tag, da die Auferstehung des Herrn bekannt

wird, denen die geworden sind wie die Kinder — disen beiden auch? Ach dise beiden Seelen sind zu reich, der eine zu reich an tiefer Einsicht, der andere zu reich an gelehrtem Notizenkram, als daß die Botschaft von Christo den Erstandenen, die nur an die Armen geht, ihr Herz erwärmen könnte. Dem unersättlichen Wagner der einen Backstein des Wißens auf den andern legt, bis es ein ödes Gebäude gibt, groß, groß, aber widrig kalt und einförmig, ist der erste Ostertag nur eine Gelegenheit, den Doctor abermals in die Fragtortur zu nehmen und dise Hoffnung allein bewegt ihn den Meister für dißmal freizulaßen. Charakteristisch aber ist, daß er nicht weg gehn kann, ohne mit der Eitelkeit des Pedanten seine vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Verdienste, seinen Fleiß, seine Wißbegier und seine Gelehrsamkeit noch einmal ins rechte Licht zu setzen. Jetzt, nachdem er noch einmal dem Meister imponiert hat, darf er abziehn und sich mit dem Bewustsein doch ein großer Mann zu sein zu Bette legen.

Der Thor! Wenn er ahnte, mit welcher ingrimmigen Verachtung Faust von „dem Kopf" spricht, mit welchem Hohn er das „eine solche" Menschenstimme ausspricht und ihn den ärmlichsten von allen Erdensöhnen nennt — er würde — von Faust abfallen? Bewahre, nein, solche Zudringlichen sind nicht zu vertreiben. Der Einsichtige versteht es nicht, wie sie ewig und ewig sich nur im engsten Kreiße drehn, immer und immer nur an dem trockensten Zeug Gefallen finden können und doch dises Treiben, das schlimmer ist als das des Esels der das Brunnenrad treibt, nie müde werden, immer ihre Gier behalten, immer nimmersatt bleiben. Und um so seltsamer ist ihr Treiben, da sie sich doch gerade mit geistigen Dingen beschäftigen, mit Gegenständen sich abarbeiten, die ihnen geistige Schätze ganz leicht geben könnten, wenn sie nur wolten und da sie trotzdem so hartnäckig sich gegen jeden höhern Aufschwung, gegen jedes wirklich tiefere Eingehn verschließen. Einen Zoll brauchten sie noch tiefer zu graben und sie wären reich, aber wie Kinder freuen sie sich an widerlichem Zeug.

Nachdem wir nun das einzelne dieser Scene ein wenig betrachtet haben, zum Schluße noch zwei Fragen.

Die Scene mit Wagner ist in unserem Stücke in gewissem Sinn eine Nebenscene, d. h. eine solche, die ein Regisseur allenfalls auch weglaßen könnte, wenn es gälte, die Tragödie Faust auf einen ganz kurzen Raum zusammenzuziehn, um Zeit zu einem Ballet oder einer aus dem Französischen übersetzten „Original"posse zu bekommen. Der Gang der Handlung würde dadurch im Ganzen nicht aufgehalten. Nun sehn wir aber den großen Reichtum von Gedanken, von Gegensätzen, von mannigfach wechselnden Nuancen der Stimmung. Und disen unerschöpflichen Reichtum hat unser reicher Dichter an eine Scene zweiten Ranges verschwendet. Nun frage ich:

Wie vil fehlt unsern modernen Dramatikern die jedem Stoffe ein dramatisches Röckchen umhängen, um nur der Schatten vom Schatten Göthes sein zu können?

Zweitens: Ligt nicht selbst in diser Scene, die der Beziehungen auf das Christentum so wenige enthält, eine Rechtfertigung für den allerdings nicht leichten Versuch, unser Stück von christlichem Standpunkt aus zu behandeln? Welcher Christ, der nur einigermaßen den Spruch kennt: Wer da hat, dem wird gegeben, wer aber nicht hat, von dem wird noch genommen was er hat — wird hier nicht ein menschlich natürliches Bild dises weltdurchscheinenden Gegensatzes finden? Wer Christum nicht in seinem hohen Wort versteht, der gehe hier unten im Staube der Erde bei Göthe in die Schule; lernt er an diser Scene nicht, welche Menschen haben und welche nicht haben, so wird er es überall nicht lernen und zweifelsohne ewig ein Wagner bleiben.

6. Der Selbstmordversuch und der Ostergesang.

Mit großer Meisterschaft weiß unser Dichter uns gleich mit der ersten Zeile, die Faust spricht auf den Hauptinhalt der dritten Scene vorzubereiten: „Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung

schwindet“ ruft er dem abgehenden Famulus nach und spricht damit in Bezug auf sich aus, daß ihm selbst längst alle Hoffnung geschwunden ist, in dem schalen Zeug, das die Folianten füllt und von Laffen für Gelehrsamkeit gehalten wird, Schätze zu finden, wirklichen bleibenden Gewinn für das Leben zu erwerben. Faust hat auch einst sich gefreut an disem Nachgraben — aber als er nur Köder für dumme und stumme Fische, nicht Nahrung für seine Seele fand, da hat er alle Hoffnung aufgegeben. Für einen Augenblick zwar täuscht ihn noch die stolze Erinnerung, daß er einen Geist gekannt, mit einem Geiste verkehrt hat, aber gleich wider wacht die Verzweiflung in ihm auf, die nur zurückgedrängt worden ist durch das Gespräch mit dem „ärmlichsten von allen Erdensöhnen“, jetzt aber um so zerstörender wider hervortritt. Vergeßen sind die gewaltigen Worte die er dem armen Schüler entgegenwarf, vergeßen ist die unbedingte Superiorität, mit dem er dem Pedanten gegenüberstand — er fühlt sich nun um so mehr als Zwerg dem freier die Erde umschweifenden Geist gegenüber — all dise geistige Kraft, die er Wagner gegenüber gezeigt, scheint ihm innerlich ohnmächtig, wenn er an den Abstand zwischen sich und dem Geiste denkt. Mit bitterer Selbstironie hält er sich noch einmal die ganze Höhe vor, die er erklommen zu haben wähnt — abermals kommen die Worte vor: ich Ebenbild der Gottheit, aber wider nicht zum Trost, nicht zur Aufrichtung, nicht um warhaftige Selbsterkenntnis herbeizufüren — nein, selbstmörderisch wendet Faust diesen Rest christlicher Anschauung gegen sich selbst an — und er muß es, denn er hat durch eigne Kraft auf dem Weg der bloßen Erkenntnis zur Warheit durchdringen wollen, er hat auch beim höchsten Flug seines Geistes nur sich selbst genoßen, nur an sich selbst gedacht, nur an eine Befridigung wie er sie wollte — hat aber sein Herz nicht öffnen können für einen höhern beßern Trost, hat den wirklichen Himmelsglanz nicht scheinen laßen in seine Seele. So muste es eine Täuschung sein und bleiben, wenn er glaubte den Erdensohn abgestreift zu haben, mehr als Cherub zu sein, er muste erkennen, daß seine Kraft nicht frei

sondern in enge Schranken gebannt sei und er muste den Wahn Gott gleich zu sein durch einen um so tieferen Sturz büßen — ein Bild des Menschen der Gott gleich sein will, ohne die eigne Sünde erkannt zu haben. Ein einziges Wort kann solchen hohlen Menschenhochmut in sein Gegenteil, in die ratloseste Verzweiflung verwandeln. Was hilft Faust die Kraft, mit der er den Geist anzog, da sie sich so bald als nicht nachhaltig, als eitel bewies — nachhaltige Kraft kommt allein von Gott, ebenso wie andauernde Seligkeit — die Seligkeit die Faust einen Augenblick hatte, als er mit dem Geist sprach — wie rasch ist sie vergangen! Er hat geglaubt, sicherer zu stehn als die übrigen Menschen, in der Magie einen festen Halt erlangt zu haben, der ihm die Kraft gäbe selbst Geister sich dienstbar zu machen — jetzt ist er in seinem Wißen und Können wider eben so unsicher und ungewis, wie jedes andere Menschenkind auch, dem nicht Gottes Gebote den Weg zeigen. Nun erhebt sich Faust, in seinem Innern fest entschloßen, die Welt zu verlaßen, noch einmal zu einer Betrachtung des gesamten Menschenlebens, noch einmal übersiht er das Streben der Erdbewohner und überall siht er nur vergebliche Sorgen, vergebliches Mühen, nur Ungewisheit und Unsicherheit. Zuerst betrachtet er die, welche ihm gleichgeartet, einen Drang nach etwas höherem in sich haben — aber auch sie, die andere zu lehren berufen sind, müßen fragen: Wer lehret mich? Wer zeigt mir Bahnen und Wege, die mein unbestimter, zielloser Thatendrang einschlagen könnte? Wer warnt mich vor falschen Wegen auf denen ich meine Kraft zersplittern und vernichten kann? Soll ich mich führerlos meinem Thatendrang überlaßen, soll der Thatendrang sich selbst Regel und Richtschnur sein? Zu Thaten würde es ja dann wol kommen, aber ob zu solchen Thaten, welche die innere Kraft und das Streben neu anregen und nicht vilmehr zu solchen in denen dise innere Kraft ganz erschöpft und gehemmt wird? Ach wie oft glauben wir, durch Thaten weiter zu kommen und erst hernach sehen wir ein, daß es beßer gewesen wäre, wir wären ruhig in dem stillen Gang unserer Fortentwickelung gebliben,

während uns unsere Thaten, deren Folgen wir nicht vorher berechnen können, plötzlich aus unserer ruhigen Bahn in neue Gebiete werfen, Ansprüche an uns hervorrufen, denen wir villeicht nicht genügen können. So hindern uns unsere Thaten in unserm Lebensgang — und unsere Leiden? Nun nur der Geist kann einsehn, daß sie unsern rechten und wahren Lebensgang fördern, den innern Menschen wachsen laßen — aber was man so gewönlich Leben nennt, die rege Thätigkeit, sie wird doch durch das Leiden unterbrochen und gehemmt.

Was hat nun der Mensch, den die Leiden stets hemmen, den selbst die Thaten nicht fördern? Nun, antworten die geistig Reichen, so haben wir doch wenigstens das rege Geistesleben, das kein Leiden ganz unterbrechen, keine That, und seien ihre Folgen noch so störend, ganz aus seiner Bahn reißen kann. Aber muß nicht auch das reichste Geistesleben mit dem Stoff des Wißens und Erkennens sich mühsam abringen, um ihn zu beherschen? Und je lebendiger das geistige Leben ist, je mehr Stoff dringt auf es ein, keiner kann abgewiesen werden, jeder auch der sprödeste, hat doch villeicht Eine Seite, die anzieht — und wenn dises Ringen mit dem Stoff ein Leben lang fortgesetzt ist, zuletzt muß doch auch der Gewaltigste seine Schranken einsehn und seine Schwäche bekennen, die es ihm unmöglich macht, alles in sich aufzunehmen, was er gern aufnehmen möchte. Und dise Schranken machen sich noch schmerzlicher fülbar, sobald es nun gilt, mit einem reichen geistigen Leben hinauszutreten in die kalte gleichgültige Welt — da wird Trug und Wahn genannt, was dir lebendige Anschauung, sichere Gewisheit ist — und nicht nur der Pöbel spricht so, der dich nicht versteht, nein auch die, welche deinen Weg gegangen sind, aber wie du fest weist, nicht so weit gekommen sind, als du — sie sind zufriden auf der Station des Erkennens, an der sie Halt gemacht haben, und willst du sie weiter füren, so rufen gerade die, auf die du gehofft hast dir das: Weiter geht es nicht! keck und sicher entgegen. Ist nun kein Leben aus Gott in dir, ist dein geistiges Leben nur auf herrliche

Gefühle beschränkt, so wirst du des Treibens und Ermunterns müde, zuletzt wirst du eben so gleichgültig, wie die, welche du hast durch die Macht deines geistigen Lebens eben aus dieser Gleichgültigkeit reißen wollen. Hoffnungsvoll hast du angefangen, mit kühnem Flug der Phantasie hast du geglaubt alle Welt zu dem zu bekehren, an das du selbst glaubst, was dir Leben gegeben hat — aber eine Hoffnung nach der andern geht entzwei, ein Erfolg, den du schon errungen zu haben glaubst, zerbricht nach dem andern, zuletzt denkst du, es wäre am besten für dich, dich auf einen kleinen Raum zurückzuziehn — und so kommst du zuletzt zu derselben Gesinnung, die du oft früher Egoismus und Beschränktheit gescholten hast.

Aber ist denn da nun Ruhe und Friden, wenn man sich auf einen ganz kleinen Raum zurückzieht und diesen sich behaglich zu machen sucht? Auch dorthin verfolgt den armen Menschen die Sorge, und wenn auch äußerlich seine Existenz noch so friedlich, noch so gesichert schiene — innerlich muß der arme Mensch stets zittern, daß ein Augenblick, ein einziges unvorhergesehenes Ereignis disen Friden stören kann. Mitten in den frohsten Stunden grade ligt dise Sorge am nächsten, und die tausendfachen Gefaren, welche die Sorge uns vormalt, die tausendfachen Gestalten welche die quälende Angst um den ruhigen Besitz annehmen kann, sie stören selbst die Ruhe der Nacht. Denn wer steht dem ruhig schlafenden dafür, daß nicht Feuer oder Waßersnot über ihn hereinbricht und Haus und Hof vernichtet, daß nicht des Mörders Hand oder der Krankheit Gift Weib und Kind trifft — das alles ist ja tausendmal vorgekommen und wenn es tausende getroffen hat, kann es mich nicht auch treffen, der ich so ruhig zu sitzen wähne?

Und doch ist dise Sorge mit der sich gerade die abmühen, welche sich um die Welt nicht kümmern und den Friden im Stillleben suchen — sie ist doch so lächerlich: vor eingebildeten Gefaren zittert der Arme, vor Gefaren, die gerade, weil er sie fürchtet, nicht kommen, denn Unglück kommt fast stets unvorhergesehn. Er beweint den Verlust dessen was er besitzt, schon zum voraus und

diser Verlust tritt gar nicht ein und auch Er legt sich, so gut wie der, welcher seinen engen Kreiß verlaßen hat und die Welt umgestalten will auf das Todtenbett mit dem drückenden Bewustsein, sich umsonst geplagt und abgesorgt zu haben.

Faust hat beide Arten des Lebens durchgelebt, er hat als Lehrer zehn Jahre hindurch eine nicht unbedeutende Wirksamkeit gehabt, ein reiches geistiges Leben genoßen — aber er hat doch kein Resultat davon gebracht, und auf der andern Seite hat er sich auf den engen Raum seines Studierzimmers beschränkt, die Welt, wie sein Schüler, kaum einen Feiertag gesehn — und jetzt ist das Ende, daß es ihn graut vor dem engen verstaubten Raum, in dem er so lange Jahre zugebracht hat. Dise Resultatlosigkeit seines ganzen bißherigen Lebens schlägt Faust nider, alle seine hochfliegenden Gedanken musten vor der grauenhaften Warheit, daß er nichts erreicht hat, dahin fallen; er fült sich dem Wurm gleich, der im Staub wühlt, den niemand beachtet, den der Fuß des Wanderers tot tritt, ohne daß nur ein Klagelaut sein Ende verrät — der im Staube eben so unbemerkt verwest, wie er unbemerkt im Staube gelebt hat.

Hat aber Faust in seiner Wißenschaft nichts bleibendes? Auch die Bücher zerfallen in Staub, wie der Mensch selbst und wenn sie in Staub zerfallen, dann fragt niemand nach den Verfaßern, die villeicht ir ganzes Leben auf die Abfaßung verwendet haben, dann fragt Niemand nach denen, welche mit unermüdetem Fleiß in disen Büchern nach Warheit forschten. Indem Faust sich diß vergegenwärtigt kommt ihm das ganze Bücherwesen jetzt schon, ehe es dem Trödler zur Vernichtung in die Hände fällt als Trödel, der Inhalt und sei er noch so gelehrt, als Tand vor. Soll er den Weg noch einmal machen durch die tausend Bücher hindurch, den er schon ganz fruchtlos zurückgelegt hat? die Bücher sind ja nur ein Spiegel des Menschenlebens, und wenn Faust jetzt in der Gegenwart um sich nur selten einen Glücklichen siht, so wird es in der Vergangenheit, von der die Bücher erzälen nicht anders gewesen sein und nur drückender wird das Bewustsein von der

Vergeblichkeit des Menschendaseins, wenn man aus den Büchern siht, daß das Menschengeschlecht sich schon Jartausende umsonst geplagt hat. — Indem Faust seine Augen von den Büchern abschweifen läßt über all das Gerät, das sein enges Studierzimmer noch mehr verengt, da fällt ihm der Schädel in die Augen. Da hat er ja einen deutlichen Beweis von der Fruchtlosigkeit menschlichen Strebens. In dem hohlen Raum des weiß gebleichten Hirnschädels lebte und zuckte ja einst auch ein Hirn, durch das villeicht tausend Gedanken giengen, da lebte ja auch eine Seele die nach Warheit gesucht, die geglaubt hat, sie leicht zu finden, wie Faust, aber die gewis auch schwer geirrt hat, denn Faust weiß ja daß es keine Warheit gibt. Wie jämmerlich hohl und todt grinst der Schädel jetzt: das ist das Ende hochfliegender menschlicher Gedanken. Faust wendet seine Augen weg von dem schrecklichen Bild, er siht sich ja selbst in disem Schädel, denn einst wird er gerade so aussehn, und überblickt gleichsam Abschied nehmend der Reihe nach von seiner ganzen Habe, seiner gesamten Umgebung, die Instrumente, die so künstlich gearbeitet, ihm große Aufschlüße verhießen in Bezug auf die Erkenntnis der Natur. Sie versprachen das Thor der Wißenschaft ihm aufzuschließen, wie ein künstlich gearbeiteter Schlüßel uns ein Zeichen ist, daß die Thüre, die er schließt, kostbare Schätze verbirgt — aber wie die Bücher, haben auch die Instrumente Faust nur biß an die Pforte gebracht und in der Pforte stehn gelaßen. Jetzt sehen sie wie spottend auf ihn herab: du hast das doch nicht brauchen können, denn die Geheimnisse der Natur, so alltäglich sie sind, so klar und plan ihre Resultate selbst vor dem Auge jedes Kindes ligen — dem Forscher der hinter die Decke sehn will, bieten gerade dise alltägtäglichen Naturereignisse unüberwindliche Schwierigkeiten dar; was angeborne Divination, stilles Hineinleben in die Natur errät, das ist das einzige, was der Mensch von den Geheimnissen der Natur erkennen kann — auf dem Weg der nüchternen Untersuchung gibt es stets neue Rätsel, neue unauflösbare Schwierigkeiten — Bücher, Instrumente, sie haben nichts tröstliches für den verzwei-

feinden und das sonstige Gerät, welches das enge Zimmer füllt, wie verstaubt, wie wurmzerfreßen sihṫ es aus — Faust hat es nur stehn gelaßen, weil er es von seinem Vater geerbt hat — damals war es noch etwas wert, ebenso wie die alte Rolle noch etwas wert war, als sie neu, rein und schön war, jetzt kann auf dem geschwärzten Papier niemand etwas lesen. Hätte er doch das alte Gerät einst verkauft und das Geld verprasst — jetzt ist es gar nichts mehr wert, ist nur eine Last für den Besitzer und das drückende Bewustsein gar nichts zu haben wird durch den Anblick des alten Gerätes noch vermehrt. Das Erbe der Väter muß benutzt, muß von den Nachkommen verändert, der Zeit angepasst, neu erworben werden, um sie das Bewustsein des Besitzes erreichen zu laßen. Bloßes todtes Bewahren des ererbten nützt nichts, es muß für den augenblicklichen Gebrauch für die Bedürfnisse der unmittelbaren Gegenwart benutzt werden, sonst ist das Ererbte eine todte unnütze Last für den Erben. — Aber Faust erkennt, daß, wie in dem Bewahren des alten Gerätes, er auch in der Wißenschaft sich nur mit unnützen Lasten behängt hat, er hat es trotz alles Strebens nicht weiter gebracht, als die vor ihm; sein Leben selbst ist ihm eine unnütze Last, auch gleichsam ein Erbe von seinem Vater her, mit dem er nichts anzufangen weiß. Noch einmal hat er sich in dem engen Kreiß, in dem er gelebt hat, umgesehn, ringsum nichts gefunden, was ihm neue Lebenslust einflößen könnte, da bemerkt er unter dem alten Gerät ein Giftfläschchen, ererbt noch von seinem Vater und mit dem einen Blick wird der Gedanke des Selbstmords, der unbewust in ihm geschlummert hat, seit er die Vergeblichkeit seines Studierens einsah, der reifer geworden ist durch die Verzweiflung, in die ihn des Geistes Wort hinabstürzte, reif. Er kann seine Augen nicht abwenden von dem Gift: einen Ausweg gibt es noch aus dem unnützen Leben, einen Ausweg der aller Last und Qual mit einem Schlag ein Ende macht, und warum soll der, den keine Skrupel noch Zweifel mehr plagen, der sich weder vor Hölle noch vor dem Teufel fürchtet, disen Weg nicht gehn, da er so ziemlich sicher

voraussiht, er werde in Nichts zerfließen? — Den grausigen Gedanken des Selbstmords hat uns der Dichter noch grausiger gemacht durch das zarte Naturbild, das er auf diesen Nachtgedanken anwendet. Dem unglücklichen, vom Teufel mit Hohnlachen beobachteten Faust scheint der entsetzliche Ausgang aus dem Leben ein fridlicher und freundlicher; so ganz verblendet ist er daß er „mit Andacht" das Todeswerkzeug herunterholen kann, daß er nur in dem Gift noch Menschenwitz und Kunst achtet, die er in Büchern und Instrumenten zu verachten gelernt hat. Er hat sich bei der Magie getäuscht, jetzt ist der zweite Betrug ärger als der erste — er glaubt der Schmerz um ein verlornes Leben mindere sich, er hält das für Ruhe, was nur eine neue Stufe der Verzweiflung ist. Nur hinaus — wohin, das weiß er nicht, wie der Schiffer dessen schwanken Kahn der Sturm aufs hohe Meer schleudert. Das finstere Meer des Todes scheint ihm lieblich weil seine Oberfläche glänzt, weil er, der kurzsichtige in seine Tiefen nicht hinabsieht — zu neuen Ufern will er faren, aber weiß er denn ob überhaupt jenseit der dunkeln Todespforte neue Ufer sind, ob ein neuer Tag ihm aufgehn wird, wenn der erste durch seine Schuld untergegangen ist?

Für jetzt freilich glaubt er es — auf den bloßen leeren Begriff von Unsterblichkeit hin will er es wagen, den Weg ins „unbekannte Land" freiwillig anzutreten und dise bloße abstracte Idee daß die Seele ewig ist, bringt ihn wider in eine der Aufregungen und Entzückungen, die wir in der ersten Scene so kläglich enden sahn. Von der warhaftigen Unsterblichkeit ist Faust nur noch ein Wort gebliben, der Feuerwagen — aber was bei Elias Ende gewaltige Warheit ist, das ist in Fausts Munde eine erbärmliche Phrase, die Redensarten von „Aether" von „Sphären" sind nur Nebel mit dem sich das arme Menschenherz selbst täuscht. Und doch wie vile sind, eben durch Selbstmord, mit solchen Redensarten in die Ewigkeit, die ernste Ewigkeit, wo es keine Phrase mehr gibt, keine Heuchelei — hinübergegangen. Eine Erinnerung an die kaum überstandene Verzweiflung ringt sich zwar

als der einzige Ton der Warheit durch all die Phrasen und Lügen hindurch, aber die Lüge ist in dem verblendeten Menschenherzen stärker. Einmal, dem Geiste gegenüber, hat er sich schwach gezeigt — zum zweitenmal will er nicht schwach sein — hold lockt ihn in tiefer Mitternacht die Erinnerung an die Erdensonne, an das Erdenleben das doch auch sein Liebliches hat bei allem Elend, bei aller Täuschung — aber nein, er ist fertig mit der Welt, hat abgeschloßen, kühn will er die allgemeine, allen Menschen anhängende Todesfurcht überwinden und in disem Bewustsein fült er sich, wie Agag der Amaletikerkönig, erhaben und stark genug, die Erfarungen der Todesqual als Phantasieen nicht zu achten. Ja er will den Schritt wagen und wäre auch die Hölle die er verachtet und für Wahn erklärt, eine Warheit — heimlich aber fürchtet er sich doch und das liebste wäre ihm, wie tausend anderen, die noch Phrasen von Unsterblichkeit drechseln, eigentlich doch das, wenn er in Nichts zerflöße. — Aus der Phiole will Faust das Gift in die krystallene Schale schütten, die unbeachtet unter dem Hausrat der Urväter steht und diß gibt ihm Gelegenheit, noch einmal vom Leben Abschied zu nehmen. Mit der Wißenschaft, mit dem geistigen Leben hat er längst gebrochen — was bleibt ihm noch, welche Erinnerung kann ihn noch feßeln am Rande des Grabes? Allein die Erinnerung an den Genuß geselliger Freude, dem er schon lange auf seiner einsamen Wißensjagd abgestorben ist, eine Erinnerung die jetzt da er vom Leben zu scheiden im Begriff ist, doppelt lebendig in ihm aufwacht, da die geselligen Freuden in seinem Leben das einzige sind, auf das er ohne ein bitteres Gefühl der Enttäuschung zurückblicken kann. Wie oft hat diese kostbare Krystallschale an den Ehrentagen der Väter geglänzt — sie waren ernste Männer, im kleinen engen Kreiße groß, sie wusten nichts von dem Stürmen und Drängen ihrer Nachkommen, aber sie wusten auch, mit „sauren Wochen, frohen Festen" zufriden, nichts von Enttäuschung und Verzweiflung. In seiner Jugend hat Faust auch noch etwas von diser frischen Lebensfreude der Väter gehabt — da hat er auch noch lachen können über die Possen, welche

lustige Zechbrüder in losen Reimen zusammenstoppelten, um den reichen Bilderschmuck der Schale zu erklären und, worauf es ihnen namentlich ankam, dann den Inhalt auf Einen Zug zu leeren. Auf die frohen Jugendnächte sind Nächte ernsten Studiums gefolgt und welche waren die schönern? Jetzt ist die letzte ernste Nacht da, da soll die Schale zu einem Zweck gebraucht werden, an den der Verfertiger gewis nicht, an den keiner der frohen Trinker gedacht hat, welche dise Schale geleert haben. Dißmal gilt es auch, die Schale auf einen Zug zu leeren, dißmal gilt es auch eilig trunken zu werden, aber nicht zur Freude, sondern zum Untergang. Dißmal ist es kein Wein, der des Menschen Herz erfreut, dißmal füllt ein brauner Gifttrank die Schale, den Faust selbst bereitet hat. Er weiß was er trinkt, er glaubt zu wißen was er thut, er redet sich ein, er täte disen Schritt mit ganzer Seele, ja so weit versteigt er sich in gotteslästerliche Verblendung, daß er mit disem Trank den Ostermorgen begrüßen will. Er setzt die Schale an den Mund. — Was kann hier helfen? Ein männlicher Entschluß, das Leben bei allen seinen Enttäuschungen doch zu tragen? Faust siht gerade in seinem Entschluße zum Selbstmord einen Beweis männlicher Kraft. Kann des Lebens Freude ihn locken, das er in der Jugend genoßen, kann die Wißenschaft ihn zurückrufen vom Todestor, die er als Mann so ganz umsonst durchgemacht hat?

Nein irdische Mittel sind hier ganz umsonst, denn mit der Erde hat Faust ganz gebrochen, hier können nur göttliche Kräfte, hier kann nur das Zeugnis von Christo dem Auferstandenen helfen, weil nur in der Auferstehung Christi ein wirklich neuer Lebensanfang für die gesamte Menschheit gegeben ist. Plötzlich tönt der ernste Glockenklang der zur Ostermatutin lädt, hinein in das dumpfe Zimmer des Armen, das seine Grabeshöhle werden sollte und dem dumpfen gewaltigen Tönen der Glocken folgt heller Gesang derer, welche das ewige Ereignis der Auferstehung als Mysterium, als geistliches Schauspiel, den versammelten Christen vorfüren. Christ ist erstanden! hell klingen dise Worte in die

tiefe Finsternis der Mitternacht, eben so hell, wie sie damals klangen in der ersten Osternacht, gleiche Freude bringend, wie damals. Denn die armen Sterblichen befangen in den Stricken der Sünde (Mängel sagt der Dichter sehr bezeichnend für ihn als Sohn seiner Zeit) sind noch dieselben, aber die Freude, welche dise Botschaft bringt ist auch immer noch dieselbe, denn der ist noch derselbe, der damals erstanden ist.

Der tiefe Glockenton, der helle Gesang findet vorerst in Fausts Brust keinen Widerklang — er wohnt zwar wie die mittelalterlichen Lehrer gewöhnlich nahe bei der Universitätskirche, die, wie in Leipzig noch, den Mittelpunkt der Universitätsgebäude bildet, aber bei seinem rastlosen Forschen nach Warheit hat er die wirkliche Warheit verachten lernen, er hat sich nie um die Kirche bekümmert — deshalb ist der kalte Stein dißmal vorerst empfänglicher als sein Herz; zunächst klingen die Töne wider in dem hohen gothischen Gewölbe des engen Zimmers, aber selbst das dumpfe Summen des Echos hat eine wunderbare Gewalt über den Armen; es ist ihm als würde ihm noch einmal besonders die Botschaft widerholt: dir, auch dir ist Christus erstanden, so scheint es ihm zu tönen von oben herab und er nimmt das Glas unwillkürlich vom Munde. Heimlich hat er sich doch vor disem Augenblick gefürchtet, zu rasch ist ihm der Ostermorgen gekommen: er wäre gern mit seinem Werke der Finsternis fertig gewesen, ehe die Glocken läuteten, ehe der Engelgesang anhob. Jetzt schämt er sich dessen, das ihm vorher als der Gipfel männlicher Entschloßenheit erschien, er schämt sich vor dem lebendigen Herrn dessen Auge auch zu ihm reicht und dessen Stimme auch aus dem Munde der Unmündigen zu Faust erschallt, welche die Engel darstellen. Denn aus dem Munde der Unmündigen hat sich Gott eine Macht zugerichtet. Und er muß gegen seinen zweifelnden Verstand, gegen seinen Hochmut, die Botschaft als eine tröstliche, sich also als einen, der des Trostes bedarf anerkennen, er muß gegen seinen Willen zugestehn, daß wenigstens am ersten Ostertag dises: Christ ist erstanden einen neuen Bund, eine neue

Epoche in der Weltgeschichte begründete und wie ein gläubiges Kind gibt er zu, daß damals dise Botschaft wirklich von Engelslippen gesungen worden ist.

Ach wenn er einstimmen könnte in den Chor derer, die Christum suchen — er hat einst in seiner frühen Jugend treu an Christo gehangen, jezt hat er ihn verloren, aber er sucht ihn auch nicht, sonst würde er ihn finden. Das einfach erzälende Lied der Frauen, in welchem das alte und immer neue Osterevangelium von den Frauen, die zu Jesu Grab giengen, kurz angedeutet wird — es klingt zugleich als eine Aufforderung an Faust: Suche mit uns den Herrn Jesum! Wir haben ihn gesucht, wir haben ihn gefunden, suche ihn, er wird sich auch von dir finden laßen.

Und gewaltig tönt der Engel Chor herein: aber nicht bei den Todten darfst du den lebendigen suchen, er ist erstandem und aus dem Tod und der Hölle sigreich hervorgegangen, er sitzet zur Rechten des Vaters! Du brauchst ihn nicht zu suchen an der Stätte seines Grabes, du kannst ihn suchen und finden in deinem Kämmerlein, wo er dir nahe ist, wenn du ihn rufst. Alles das, was bisher mit dir geschehn ist, ist, wenn du anfängst Christum zu lieben, nur eine, wenn auch schmerzliche, aber heilsame und übende Prüfung gewesen, die dich zur Seligkeit fürt. Und Faust? Er ist darnidergeschmettert, er fült abermals, daß er im Staube der Erde kriecht — er erkennt bei aller Wißenshöhe, die er erstiegen hat, den unendlichen Abstand zwischen sich und dem Himmel aus dem diß Zeugnis stammt — er fült sich überwunden durch das mächtige Evangelium von dem Auferstandenen, und doch ist es ein so woltuendes fridebringendes Gefül sich überwinden zu laßen. — Aber Fausts Herz ist in der langen Entfremdung von Gott zu hart geworden, um sich ganz überwinden zu laßen. Dise Botschaft ist doch nur für die welche weich genug sind, ihr Herz der Osterfreude aufzuschließen — Faust hat den Glauben verloren, den Kinderglauben, er hört, aber er hat nicht Ohren zu hören, wie sie Christus verlangt und indem er diß von sich aussagt, gewinnt

über ihn der Zweifel eine solche Gewalt, daß er das Wort aussprechen kann:

Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind,

Worte in denen unser Dichter kurz und gewaltig die gesamte Ansicht des nüchternen Menschenverstandes, die Ansicht seiner „aufgeklärten" Zeit, über die Wunder zusammengefaßt hat. Danach sind also die Wunder nur Erzeugnisse gläubiger Einfalt, die nicht zufriden mit der nüchternen Geschichte, allerhand phantastischen Flitter dazu erfand, die einfachsten Thatsachen aufzuputzen — wenn nicht was Göthe hier nicht sagt, was aber Nicolai und seine Genoßen laut proclamierten, die Wunder allesamt Erfindungen der Priester sind. Wie falsch dise Ansicht vom Wunder ist, beweist schon der Glaube der Heiden: wäre nicht dem Griechen der Donner wunderbar vorgekommen und hätte sich nicht diß Wunder so oft vor seinen Augen widerholt, er hätte nicht an Zeus den Olympier glauben können; nur das fortwärende wunderbare Toben und Brausen des Meeres, sein erderschütterndes Anstürmen, erhielt den Glauben an Poseidon, den Erderschütterer. Als diß der fortgeschrittenen Erkenntnis natürlich vorkam, fiel mit dem Wunder der Glaube. So lange dem Römer das Wachsthum und die Erhaltung des imperium Romanum ein Wunder erschien, das sich bei jedem Krieg, bei jedem feindlichen Angriff erneuerte, so lange glaubte er mit ganzer Seele an den Jupiter Optimus Maximus. Als in späterer Zeit die Vergrößerung des Reichs durch zweideutige Künste und Gewaltstreiche vor sich gieng, hörte das wunderbare auf und der Glaube mit ihm. Und natürlich ist dise Notwendigkeit des Wunders für den Glauben noch deutlicher für uns Christen, die wir von gewaltigeren Wundern, als von denen der Natur wißen. Wir müsten den Götheschen Satz geradezu umkehren: der Glaube ist des Wunders liebstes Kind, der Glaube muß um wachsen und bleiben zu können, fortwärend von Wundern genährt werden. Und geschiht diß nicht? Ist nicht das Christenleben eines jeden von uns und wenn es äußerlich noch so einfach verlaufen wäre, eine Reihe von Wundern göttlicher

Gnade und Erbarmung? Bringt uns nicht jeder Tag, buchstäblich jeder Tag, neue Wunder von denen unser Glaube lebt, ohne die wir gar nicht Glauben halten können? Gewöhnen wir es uns doch endlich ab, kurzsichtig und zaghaft die Wunder als etwas ungewönliches, seltsames zu betrachten und zu bezeichnen — denn im Christenleben ist das Wunder die Regel und das alltägliche Ereignis, in dem Gottes Hand nicht sichtbar ist, die Ausnahme, gerade wie in den geschichtlichen Büchern alten und neuen Testaments auch das Wunder die Regel, sogenannte natürliche Tatsachen die Ausnahme sind. Oder sehn wir auch etwa, wie Faust, der nach den Sphären nicht zu streben wagt, woher die holde Nachricht tönt, stehen wir nicht mitten „in Seiner reich herabströmenden Gnade"? Einst hat auch Faust gestanden in den schönen Zeiten der gern glaubenden Kindheit, da war ihm das Wunder nichts seltsames, nein gewohnt war er jedes Jahr die wunderbare Botschaft von der Auferstehung zu vernehmen, es war ihm diß höchste Wunder etwas altgewohntes, liebes und vertrautes. Und weil er damals noch im Reich der Wunder lebte, darum hatte er damals solche Freude am Leben, daß noch jetzt die lebendige Erinnerung daran ihn in das Leben zurückruft, das er er doch glaubt längst satt und müde zu sein; freilich im Reich der Alltäglichkeit, da muß man das Leben bald überdrüßig werden, denn wir leben allein unseres Glaubens und der Glaube lebt von Wundern. Damals hat auch Faust in unmittelbarem kindlichem Glauben die Stimme der göttlichen Liebe: dir ist Christus erstanden, gehört, gehört selbst im Ton der Glocken, damals hat ihn dise Gottesliebe zum Danken und Loben hingerißen und wie innig wol hat er sich bei dem Gebet gefült. Damals freute er sich, weil er sich an der Ewigkeit freute, auch noch an der Natur, um die er sich später gar nicht bekümmert hat, er muste hinaus in Wald und Wiesen und sein Herz floß über von der Empfindung der Liebe Gottes — jetzt freilich als nüchterner, zweifelnder Mann sucht er sich einzureden, er habe damals nur deshalb an dem Lied „Christ ist erstanden" sich gefreut, weil es

ihm freie Zeit und Osterspiele und Osterkuchen verhieß — aber die bloße blaße Erinnerung daran konnte ihn nicht vom Selbstmorde zurückhalten, nein das Zeugnis von Christo dem Auferstandenen ist in seiner Kindheit eine Macht gewesen, die sein Herz gefangen nahm und dise Kraft des Himmels macht sich noch heute nach so langen Jahren gewaltig geltend, die kindlichen Gefühle, der Kindesglaube, wachen wieder auf und überwinden den Satan, der Faust zum Selbstmorde treibt. Lange hat er, der harte Mann keine Thräne gehabt, jetzt quellen ihm die Thränen, und wenn er sie auch zurückhalten wollte, wie einst in seiner Jugend — die süßen Himmelslieder haben den Sieg davon getragen über die finstern Selbstmordgedanken — der erste Schritt zum Beßern ist geschehn: „die Erde hat mich wieder", neuer Lebensmut zieht in Fausts ödes Herz ein und der Wunsch: „tönet fort, ihr Himmelslieder" spricht die Sehnsucht aus, allezeit unter dem Schirm der göttlichen Gnade im Reich der Wunder zu leben.

Der starke Mann der dem Tod trotzend aufrecht stand die Giftschale in der Hand, er ist hingesunken auf seinen Stuhl, sprechen kann er nicht mehr, sein Gesicht bedeckt er mit beiden Händen, durch die Thränen hindurchrieseln — aber über ihm tönen noch immer die süßen Himmelslieder, tönet das Lied der Sehnsucht, daheim und bei Christo zu sein, heraus aus dem Jammertal von der Erde Leid hinaufzusteigen in das ewige Licht (obgleich dise Sehnsucht allerdings schwach genug vom Dichter ausgesprochen ist). Und disem Lied der Sehnsucht antworten die Engel, wie vorher dem Liede der Frauen, abermals mit dem Zeugnis des Siegs: Christ ist erstanden — ihr braucht nicht zu klagen, denn auch auf der armen Erde ist er euch nah, wenn ihr freudig ihm nachfolgt und täglich zu einem neuen Leben aufersteht, wenn ihr ihn verkündigt, wenn ihr in der Gemeinschaft mit den Brüdern die Liebe beweist, die ihr von dem erfaren habt, der euch zuerst geliebt hat. Und es ist dieses Engelslied zugleich eine Ermahnung an den armen Einsamen: Komm heraus aus deiner Einsamkeit, heraus aus deiner Finsternis, du hast bisher nur an dich gedacht,

nur dich geliebt, nur für dich gelebt, lebe einmal für andere, schließe dich denen an, die mit ganzem Herzen Christum bekennen und dein Wunsch wird erfüllt werden, dein ganzes Leben werden dich Himmelslieder umtönen, Christus wird dir nahe sein und dich erretten von dem Teufel, der dich belauert und dessen Beute du ohne ihn sicher geworden wärest, dessen Beute du ohne ihn sicherlich wirst!

Es hat wol nie einer den Faust gelesen, den nicht der ernste Gang des Monologs, der sich schon im Versmaße ausspricht, und das blitzartige Einschlagen des Ostergesanges hingerißen hätte und schon dise Erfarung an die ich einfach appellieren kann, würde mich der Verteidigung des Dichters überheben, gegen die Anschuldigung, er habe doch hier eigentlich nur ein Effectstückchen gegeben — eine Beschuldigung, die bei Göthes Verhältnis zum Christentum sehr nahe ligt. Aber bloße Effectstückchen wirken nicht so gewaltig wie diese Scene immer gewirkt hat und wirken wird. Ich bin im Gegenteil fest überzeugt, und die Erwähnung des: Christ ist erstanden, auch in den Sprüchen Göthes scheint diß zu bestätigen: dise Scene stellt ein Erlebnis des Dichters vor — der Dichter ist gewis einmal, wenn nicht vom Selbstmord, doch von Verzweiflung und dumpfer Unzufriedenheit gerettet worden gerade durch den Klang der Osterglocken und Osterlieder die ihm eine süße Jugenderinnerung waren. Was aber unser Drama betrifft, so ist das Eintreten des Zeugnisses von Christo dem Auferstandenen, wie ich schon vorhin andeutete, durch das vorausgehende vollständig motiviert: soll Faust noch einmal gerettet werden, so ist gar kein anderes Mittel möglich, als ein unmittelbares Eingreifen der göttlichen Kraft, die ihn dem Satan entreißt. Und noch mehr ist dises Eintreten des Himmelsliedes gerechtfertigt, wenn wir die folgenden Scenen ins Auge faßen — wir werden sehen, daß die Einwirkung, die von disem Augenblick ausgeht sich in Faust noch fortsetzt und vom Satan ebenso durch unmittelbares Eingreifen überwunden werden muß. Faßen wir aber den gesamten Gang der Tragödie, faßen wir ihren Grundgedanken, den

Kampf Gottes und des Teufels um Fausts Seele, ins Auge, so werden wir diese Scene noch weniger als ein müßiges Beiwerk, vilmehr als einen der wichtigsten Momente in der Entwickelung unseres Dramas auffaßen müßen. Fausts persönliche Schuld an seinem Untergang wird vor allem durch dise Scene motiviert: er hat die Kräfte der zukünftigen Welt einmal geschmeckt, einmal so gewaltig gefühlt, daß sie ihn von den Pforten des Todes, aus der Macht der Hölle erlöst haben, er weiß, was böse und gut ist und schließt sich, obgleich er das weiß, dem Teufel an, er geht also unter nicht bloß durch eine finstere Macht, nein durch eigene Schuld, wie es in der rechten Tragödie sein soll.

Uns aber ist diese Scene eine ernste Mahnung an die Donnerworte des Apostels: Denn es ist unmöglich, daß die so einmal erleuchtet sind und geschmeckt haben die himlische Gabe und theilhaftig geworden sind des heiligen Geistes und geschmeckt haben das gütige Wort Gottes und die Kräfte der zukünftigen Welt, wo sie abfallen und wiederum ihnen selbst den Sohn Gottes kreuzigen und für Spott halten, daß sie sollten wiederum erneuert werden zur Buße. Wir stehen dicht vor Ostern *), auch uns wird abermals tönen das Zeugnis und der Lobgesang: Christ ist erstanden, so gebe Gott, daß es in uns allen wirke eine Kraft des ewigen Lebens, mit der wir dem Versucher Widerstand thun und unsern Lauf vollenden können mit Freuden!

7. Die Osterfeier der Kinder dieser Welt.

Auf den ersten Blick fällt uns der diametrale Gegensatz auf zwischen dieser und der vorhergehenden Scene: aus dem finstern engen Raum des Studierstübchens werden wir hinaus ins Grüne, vor das Thor, außerhalb der engen Mauern gefürt, aus dunkelster Nacht in helles Licht, aus Lebensscheu und Lebenshaß in derbste

*) Obenstehender Vortrag wurde Palmsontag 1859 gelesen.

Lebensfreude und statt des einen blaßen Professoren und seines noch bläßern Famulus sehen wir auf einmal eine bunte Reihe kräftiger Gestalten mit gebräunten Wangen und derben arbeitgewonten Fäusten. — Aber trotz dieses, wie es scheint, unausfüllbaren Gegensatzes geht der Ton, den die vorige Scene anschlug, fort auch durch dise, und das bunte Bild, das uns der Dichter entrollt, muß dazu dienen, uns den Uebergang von dem Faust, dem die Himmelstöne das Herz weich machen zu dem Faust, der sich dem Teufel verschreibt, erklärlicher zu machen. Wie ist es möglich, fragen wir, daß das Zeugnis von Christo dem Auferstandenen trotz seiner augenblicklichen gewaltigen Wirkung so rasch verklingen kann in Fausts Seele? In dieser Scene liegt die Antwort. Faust handelt, indem er in der Nacht auf Gottes Stimme und schon den Tag darauf auf des Teufels Stimme horcht, wie — ein jeder Mensch, in dessen Herzen Gottes Gnade nicht das Zeugnis von Christo versiegelt und fest gemacht hat. Alle die Menschen der verschiedensten Stände und Berufsarten, die uns dise Scene vorfürt, wißen daß Ostern ist, das Fest des auferstandenen Heilands, sie haben alle gleich Faust das tiefe Summen der Osterglocke gehört, gewis die meisten haben nicht bloß wie Faust von fern in enger Kammer den Ostergesang vernommen — nein sie sind im Gottesdienst gewesen, haben das Zeugnis von Christi Auferstehung, das weltbewegende, vernommen — und wie finden wir sie hier?

Vergeßen ist jeder ernste Eindruck, nur daß Feiertag ist, wißen sie, aber sie wißen es nur, weil der arbeitsfreie Tag ihnen eine schöne Gelegenheit gibt, sich ganz und gar dem Vergnügen hinzugeben. Vergeßen ist der eine schmale Weg, Christo nach, von dem die Osterpredigt zeugt, — über die vilen Wege, die alle nach dem großen Ziel, dem Vergnügen führen, mag man in den Wald zum Jägerhaus oder zum Waßer an die Mühle seine Schritte lenken. Hier kann man sich auswälen was man will: das Ziel ist schön, so muß der Weg auch schön sein, sonst ist das Vergnügen nicht vollständig: nein, keinen Augenblick wollen wir uns langweilen,

selbst nicht wenn wir durch dise Langeweile auf dem Wege uns ein Vergnügen erkauften. Hat der andere etwas beßeres bei der Jagd nach Vergnügen erwält, so nimmt man das, wenn nicht, so läuft man mit dem großen Haufen und machts wie die Andern. Denn beim Vergnügen wäre es unrecht mehr sein zu wollen als andere — hier ist alles gleich, wenn es gilt dem Vergnügen nachzujagen. Daß diß Vergnügen ausartet, schreckt die recht Vergnügungsdurstigen nicht: gerade die Hefe des Bechers muß auch ausgetrunken werden, und Zank und Streit und gewichtige Prügel muß es setzen, soll das Vergnügen vollständig sein: nicht nur das Prügelausteilen, nein, auch das Prügelkrigen ist für besonders derb angelegte Naturen ein Vergnügen, das sie gern ein paarmal mitnehmen. — Nur manchen etwas bequemeren Naturen ist doch eine solche Vergnügungsart zu lustig — sie sind sich nicht so ganz bewust, ob sie bei dieser Sorte Pläsir ihren Mann stehen werden und gehen lieber dahin, wo es wenigstens etwas ruhiger zugeht.

Das ist unser Handwerksbursche — wie er leibt und lebt — in zwölf Zeilen vom Dichter vortrefflich charakterisiert — und Gott gebe bei all diser Roheit, daß dise Race nicht aussterbe gerade mit ihrer derben Lebenslust und Lebenskraft. Denn sind dise Gesellen nicht beßer als das Geschlecht schwindsüchtiger Fabrikarbeiter, das der moderne ungeheuere Aufschwung der Industrie hervorgerufen hat, nicht beßer, als die dahinsiechenden biß zur Verzweiflung sich abarbeitenden armen Meister, die ganz von dem Capitalisten, dem großen Unternehmer, dem Magazinhalter abhängig, weder Meister noch Gesellen sind? Wenn sich bei dem derblustigen Handwerksgesellen der gährende Wein abgeklärt hatte, so konnten sie standhafte Meister werden, denn sie hatten, wie in der Jugend Freude am Vergnügen, so auch als Männer Freude an ihrem Handwerk, das etwas ganzes lieferte — kann der Fabrikarbeiter, der bloß Fourniere schneiden hilft oder bloß Knopflöcher macht, Freude haben an seiner Arbeit? Und die Nachkommen dises todtenbleichen, hohläugigen Geschlechts? — Fast scheint es, als sollte der nach dem Jahre 1813 eingetretene „ewige Friede“

allmählich die Handwerksburschen mit dickem Stock, verstoßenem runden Hut und obligatem Ranzen aussterben laßen — der moderne „Arbeiter“ färt mit der Eisenbahn. Für disen Fall hätten wir uns bei unserm Dichter bedanken müßen, daß er eine aussterbende Menschensorte hier gleichsam eingelegt hat in sein Menschenherbarium — doch wenn im Krieg der täglich droht, die Fabriken stillstehn, retirierende Heere Viaducte in die Luft sprengen, dann wird der wandernde Handwerksbursch mit seinem gewundenen Prügel wieder aufkommen.

Allein wir geraten zu tief unter die lustigen Gesellen und thun wol unsern Rücken zu salvieren und weiter zu sehn, was der Dichter uns bringt. Auch „vons scheene Jeschlecht in die unjebildete Stände“ hat uns der Dichter einen kurzen Schattenriß entworfen — und zwar einen sehr bezeichnenden. Die Männer gehen trotz aller Disputationen doch zuletzt jeder „mit den Andern“ und ein Lied brüllend zieht der ganze Haufen einträchtig ab. Bei den Damen aber ist's anders: wie die Chinesen um den Begriff Zank auszudrücken, das Zeichen für Frau zweimal neben einander schreiben, so hat der Dichter uns die Dienstmägde auch hier zankend vorgefürt und worüber zanken sie sich? Nun, über den Schrecken aller Hausfrauen, über den „Schatz“ — Eifersucht ist ja ein unerschöpfliches Thema zu dem Lebenselement mancher weiblicher Gemüter, zum Zank. Aber das Zankesfeuer ist eben so leicht gelöscht, wie leicht angesteckt. Es ist der einen Zankenden wenig Ernst mit ihrer Drohung nach Hause zu gehn — sie würde sich selbst ja am meisten damit strafen, denn Vergnügen ist ja heute die Losung und warum sollte man sich eine so schöne Tanzgelegenheit entgehen lassen um eines Verlustes willen, der so leicht ersetzt ist? Sie keift noch etwas, aber da ihr die Gefärtinnen auf einen krausköpfigen Ersatzmann Hoffnung machen, geht sie mit, sich heimlich auf den Triumph freuend neben dem Ungetreuen an den Pappelbäumen vorbei stolzieren zu können, ohne ihn zu beachten. Auch diese Schar zieht den breiten Weg dahin — an Ostern kein Gedanke, keine Erinnerung bei den untersten Ständen.

Wir steigen in etwas höhere Regionen. Die Schüler, die um ihres Wißens willen sich über die Handwerksbursche, über die „Gnoten“ unendlich erhaben dünken, haben sie an diesem Feiertag etwa erhabenere Gedanken, als der verachtete Handwerksbursche? Bewahre, das ordinärste Vergnügen ist auch ihnen das liebste, je gröber, je beßer, und für sie wird, was bei den Handwerksburschen, die in ihrem Kreiß bleiben erträglich ist, widerlich, weil sie herabsinken in Gemeinheit und natürlich gemeiner werden müßen, als der, der nicht erst zu sinken braucht, um an dergleichen Dingen Wolgefallen zu haben. Sie laufen den Mägden nach, was die Handwerksbursche nicht gethan haben und der Tadel der Bürgersmädchen ist deshalb gerechtfertigt — vortrefflich hat der Dichter die zimperliche Eitelkeit, mit der die heute herausgeputzte Bürgerstochter auf die Magd herabsieht (von der sie an Werktagen nicht leicht zu unterscheiden sein wird) in disen Tadel eingemischt und den Neid über die größere Anziehungskraft, welche die Mägde auf die schönen Knaben ausüben: wie bescheiden bezeichnet das eine Mädchen sich und seine Genoßin als die allerbeste Gesellschaft. Es ist darum auch dem den Mägden nachstürzenden Studio nicht zu verdenken, daß er lieber mit der rohen Natur, als mit der zimperlichen Eitelkeit zu thun hat. Der andere, der schon etwas von einer Fensterliebschaft angefangen hat, würde gern seinen Schritt dem zierlichen Trippeln, mit dem die Damen ihre Erhabenheit über die rasch schreitenden Mägde abzeichnen, anbequemen, er würde sich gern mitnehmen laßen — der andere aber will ungebunden sein, heute will er von Niemandem gegängelt sein und der Stille und Sanfte wird wie es geht, von dem Rohen und Wilden fortgerißen. Auch sie laufen auf dem breiten Wege fort.

Das ist die Jugend — und das Alter? Ist in die hartköpfigen Philister heute ein Stral gefallen, daß ihre engen Herzen sich auftäten und ihre blöden Augen etwas weiter sähen, als die Stadtmauer? Bewahre. Nur von ihrem allernächsten Kreiß reden sie auch heute am Festtag. Freilich ist die außerordentliche Courage anzuerkennen, mit der der eine Bürger hier draußen, wo keine

Wände sind, die Ohren haben könnten, über den neuen Bürgermeister raisonirt. Er hat ihn gewis auch mit gewält, ihm die Sache mit übertragen helfen — damals hat er gewis die Verdienste des zukünftigen Stadtregenten anerkannt und gelobt, namentlich vor den Verwandten des Candidaten und drin in der Stadt tut er das, öffentlich gewis, wol noch — aber hier draußen, da muß er von der Leber weg sprechen und wenn er gestern zehnmal das Gegenteil gesagt hätte. Vielleicht hat der Herr Bürgermeister einem Vetter oder Schwager des Raisonnierenden ein Pöstchen „bei der Stadt" nicht gegeben, auch wegen unumgänglicher Reformen das Herz der Pfahlbürger den Geldbeutel etwas in Anspruch genommen und sie zu Leistungen herangezogen und daher kommt der patriotische, warhaft demosthenische Eifer des Redners, mit dem er an dem armen Schlachtopfer seiner Zunge kein gutes Haar läßt. Hier muß er einmal für seine flügge gewordenen Sparthaler und seine von dem eifrigen neuen Herrn gestörte Bequemlichkeit sich Luft machen und im stolzen Bewustsein, ein Patriot zu sein, der auch einmal ein freies Wort wagt, hört er, gravitätisch vorübergehend, den singenden Bettler nicht an.

Der Bettler kommt vortrefflich mitten hinein zwischen die behäbigen und wolgenärten Bäcker- und Metzgerbäuche, welche das Gerede von schlechten Zeiten hinlänglich widerlegen. Er steht da blaß, elend und zerlumpt und vor ihm zieht eine Schar geputzter frölicher Leute dahin. Er hat vielleicht auch einst beßere Tage gesehen, denn das Ableiern seines Liedes, wozu ihn die Not zwingt, ist ihm zur Last — er hofft daß heute wo alle hinausgehn sich zu freuen, auch für ihn ein froher Tag sein werde. Ja wenn die große Schar dieser Spaziergänger durchdrungen wäre von rechter seliger Osterfreude, es würde ihm nicht an einer reichen Ernte felen — dise Freude würde sich in frölichem Geben äußern — aber die Freude des Genußes ruht ganz und gar auf dem Egoismus und der Bettler wird mehr erhalten, wenn einzelne einsame Spaziergänger hier hinausziehen, als jetzt bei diser Völkerwanderung.

So geht denn der Philister, der am ersten geben könnte, gleichgiltig an ihm vorbei und wie kann der auch für fremdes Elend Ohr haben, da er sich eben in der Erinnerung an den höchsten Genuß des ruhigen Bürgers, die politische Kannegießerei ergeht. Die Verse sind sprichwörtlich geworden und mit Recht — sie bezeichnen die Gesinnung derer trefflich, die ihr Schäfchen ins Trockne gebracht haben und nun Ruhe um jeden Preis haben wollen, die Gesinnung beschränkten Egoismus, der nur an Sonn- und Feiertagen über die Kuhweide hinaus siht, dann sich aber von Herzen freut, daß des Nachbarn Scheuer brennt und nicht die eigne. Daß es sich in den Türkenkriegen um den Gegensatz zwischen Licht und Finsternis handelte, davon hat der Philister keinen Begriff, daß die Gefar von türkischer Seite jeden Augenblick, wie 1529, Deutschland und seine Philister bedrohn konnte, davor fürchten sie sich nicht: jetzt sind wir weit vom Feuer, darum wird es bei uns nicht brennen, das ist ihr Schluß. — Ist es heutzutage anders? der Blutsumpf in und um Sebastopol ist dem deutschen „Gebildeten“ unserer Tage nicht mehr gewesen, als eine Unterhaltung, welche das Gähnen der Biertrinker verscheuchte. Mit den Worten „hinten weit in der Türkei“ gibt uns der Dichter zugleich eine leise Hinweisung auf die glänzenden Kenntnisse in der Geographie, welche von disen tiefsinnigen Politikern bei ihren Gesprächen an den Tag gelegt werden, damals wie heute, troz aller angeblichen „Volksbildung“.

Ach es wäre zu schade, wenn man nicht mehr ruhig am Fenster über die „scheene Gegend“ sprechen, wenn man nicht mehr dem Fluß und den Schiffen nachsehn könnte — ach es läßt sich dabei gar so schön gedankenlos sein. Der Krieg verlangt Zusammenfaßen aller Gedanken, männliche Entschloßenheit und weil der Philister bei allem Bramarbasieren doch fült, daß ihm eine solche Mannheit abgeht, darum haßt er den Krieg und segnet den Friden, der ihm erlaubt, in aller Ruhe ein altes Weib zu sein. — Auf den gefärlichen Discurs, den der erste Bürger anfieng, ist Niemand eingegangen, der tapfere Zungenpatriot ist einsam auf

seiner Höhe stehn gebliben — aber was der zweite Bürger sagt, weckt ein Echo in einer gleichgestimten Seele. Gleich als hätte er die Welt zu regieren, fängt diser dritte Herr an: Herr Nachbar ja, so laß ichs auch geschehn — ja wenn er über Wetter und Wind zu gebieten hätte, er würde über sein Scheppenstedt allein regnen laßen, die ganze übrige Welt möchte auch darüber verdorren, er würde gewis nur seine Generation erhalten bei Leben Gesundheit und Fride — die ganze übrige Welt möchte sich immerhin die Köpfe spalten — gut, wenn es da recht bunt zugienge, dann hätte doch der Schildbürger seine Unterhaltung — aber innerhalb der Mauern der lieben Vaterstadt da dürfte kein Hund mucken. Eine schöne Gesinnung für den ersten Osterfeiertag — aber sie ist heute noch eben so an allen Tagen des Jahrs, wie damals als Göthe schrieb; wenn auch die Anhänglichkeit an das Alte sich in eine Vorliebe für das Neue selbst in disen Kreißen verwandelt hat, dieselbe Gesinnung „Heiliger Sanct Florian beschirm diß Haus, zünd andre an“ ist heute noch vorhanden, ist heute vil schlimmer, denn heutzutage sind selbst die nächsten Bande, die Verwandtschaft z. B. nicht mehr geachtet, wenn es gilt Geld zu machen, heute ruiniert der Bruder den Bruder, wenn er kann, und der Kreiß der „sie“, die sich die Köpfe spalten mögen, umfaßt für vile Egoisten alle, nur die eigne werte Person nicht. Noch einmal kommen die beiden Bürgermädchen: sie haben bei allem Putz, bei allem Trippeln keine Gesellschaft gefunden und da haben sie sich oft umsehn müßen nach allen Seiten — und bei disem Umsehn, wie vil ist ihnen da in die Augen gefallen: der allzugroße oder der allzugeringe Putz einer Altersgenoßin, welch reichhaltiges Kapitel allein, um darüber zu sprechen — da kann man freilich nicht rasch vorwärts kommen und selbst die ehrsamen Bürger kommen mit ihren stattlichen corpus rascher vorwärts, als das neugierige und schwatzhafte Geschlecht ihrer Töchter. Dise thun zwar bei all ihrem Schwatzen und Um sich sehn gewaltig sittsam — aber das scharfe Auge der alten Hexe hat sie längst wider erkannt, obgleich sie einst in dunkler Nacht zu ihr geschlichen sind, ihre

Zukünftigen zu sehn. Mit fein berechneter Schmeichelei drängt sie sich an die jungen Damen heran; als sie stolz abgewiesen wird, winkt sie: Nur nicht so stolz! Ich kenne euch, ich kenne eure Gedanken und Wünsche beßer, als ihr glaubt. Aber es wäre doch zu gefährlich für den guten Ruf, wenn die Mädchen die nächtliche Bekanntschaft bei Tag fortsetzten, darum wird die Hexe fortgewiesen. Ums Leben gern freilich hörte die eine von Agathe etwas genaueres über den, dessen Gestalt sie in der Andreasnacht gesehn hat — und diser Wunsch läßt sie, villeicht zum erstenmal bekennen, daß sie sich bei der alten Hexe Rat geholt hat — aber sie hätte sich vor ihrer Genoßin nicht zu schämen brauchen, die ist gleich bei der Hand zu gestehn, daß sie ganz dieselben Schleichwege gegangen ist und daß sie steif und fest an das glaubt, was sie im Krystall gesehn. Auch mag sie wol deshalb ihre Genoßin zu recht langsamem Gehn bewogen haben, weil sie hoffte, unter der fern heranziehenden Soldatenschar, unter den Verwegenen, den Zukünftigen zu sehn.

Das Lied der Soldaten ist nicht nur eine grobe Antwort auf den zarten Liebesseufzer der schönen Seele, es ist so leicht und lebhaft es klingt, zugleich eine furchtbare Antwort auf alles, was die genußhungrigen Fridensverehrer gesagt haben: wähnt nicht hinter dem Mäuerchen euerer Stadt sicher zu sein, wir stürmen stolze Burgen und werden eueren ruhigen Sitz bald erobert haben! Seht nicht zu verächtlich auf uns herab, ihr stolzgeputzten Damen, es kommen Zeiten, wo ihr den wilden Plünderer um Barmherzigkeit bitten müst! Rechnet nicht darauf, ihr Bürger, daß euch eure Arbeiter und Gesellen bleiben, wenn die Trompete klingt, die zum Krieg wirbt — sie, ja eure Söhne werden euch entlaufen. Sie wißen zwar daß sie warscheinlich ins Verderben rennen, in den Tod von Kugel oder Säbel, aber doch laufen sie weg zu kühnen Thaten und um Beute zu machen; um der kurzen Freude willen eines Sigstags, eines Beutetags laufen sie zu uns und erklären mit uns euch allen, euerer Ruhe, euerer Behaglichkeit den Krieg — uns muß alles weichen, denn ist der erste Schuß gefallen, so sind wir die Herren der Welt — aber nur um die

Ruhe und Behaglichkeit der Welt von Grund aus zu zerstören. Und haben wir euere behagliche gesicherte Existenz gestört, dann ziehen wir weiter, um es anderwärts ebenso zu machen — denn das Zerstören ist unsere Freude.

So faßt das Engelslied und das Soldatenlied unsere bunte Scene in einen seltsamen, aber doch zusammen passenden Rahmen. Dort lädt eine sanfte Fridensstimme von oben uns ein, mit Christo dem Erstandenen unser Herz aufwärts zu wenden von der Welt, die doch eitel ist; leise und freundlich klopft sie an in aller Herzen. Aber öffnen sich die Herzen dem sanften Sausen? Der Dichter antwortet uns für die große Mehrzal leider nur zu richtig: nein! „Wir wollen nicht aufwärts, rufen sie, wir wollen festhalten an unserm Genuß, an unserm gewönlichen Weltleben, das doch nicht so eitel ist, wie uns die Frommen glauben machen wollen". So wird die sanfte Himmelsstimme, die leise warnt: „alles ist eitel", verachtet und darum donnert unter die Thoren und trägen Herzens hinein der grobe Soldatengesang, wie eine Stimme aus der Hölle: wir wollen euch schon lehren, daß ihr nichts besitzen dürft, daß nichts euch gehört. Und auf die rauhe Stimme des Kriegs müßen sie wol alle hören, da sie die Stimme des Fridens verschmäht haben, da müßen sie es mit Händen greifen, daß all ihr Besitz und Genuß ungewis und unsicher ist. — Das ist die Geschichte unserer Tage: das entartete Geschlecht diser Zeit hat auch nichts wißen wollen von der Himmelsbotschaft daß alles eitel und nur bei Gott Ruhe und Sicherheit ist, darum müßen es ihm die Kanonen predigen: alles ist eitel, ob sie villeicht anfangen nach Gott zu fragen.

8. Faust und Wagner auf dem Spaziergang.

Faust und Wagner treten auf — in ihren Bareten und Mänteln ihren Stand verratend, einsam unter der großen Menge. Blicken wir noch einmal zurück auf das bunte Getümmel, das vor ihnen hergezogen ist, so müssen wir den feinen dramatischen Takt des Dichters bewundern, der uns lauter Leute vorgefürt hat, die

an Stand und Bildung unter Faust und Wagner stehn, demnach die Hauptperson nicht verdunkeln, sondern ihr zur Folie dienen müßen. Göthe hat diesen Takt im ganzen ersten Teil des Faust bewiesen und es ligt hierin ein charakteristischer Unterschied des ersten vom zweiten Teile, der uns Faust vor dem Kaiser und vor Helena knieend zeigt.

Aeußerlich steht Faust über der bunten Menge, die ihn umgibt, innerlich aber noch mehr. Ueber all ihr Jagen nach Genuß, über die Beschränktheit ihrer kleinen Sorgen hat keiner weder von den Jungen, noch von den Alten, dem erwachenden Frühling nur einen Blick geschenkt — gedankenlos starrten sie in das junge Grün. Faust aber, entronnen dem engen Gewölbe des Studierzimmers fült lebhaft des Frühlings belebende Kraft. Das Eis auch von seinem Herzen ist geschmolzen — wir sehen, er hat durch die Himmelsbotschaft von der Auferstehung Christi wider Freude am Leben bekommen, er hofft mit dem Landmann, dessen grüne Saat eine reiche Ernte verheißt — er freut sich daß der Winter vorbei ist. Das Triumphlied, das hier über den Winter und seine Schwäche angestimt wird, der sich auf die Berge retirierend, noch durch eine Hagelsalve sich zu rächen sucht für seine Niderlage, ist schon 600 Jahre vor Göthe von unsern mittelalterlichen Lyrikern angestimt worden:

der winter wil zergân
er ist vil gar geswachet
der liebe sumer machet
daȥ dur den klê nu lachet
manic bluome wolgetân.

Der Schnee ist vor der Sonne verschwunden, das Grüne ist an allen Orten schon heraus, die Blumen des Sommers freilich felen noch — aber heute wo tausend Festkleider villeicht zum erstenmal in voller Pracht getragen werden, felt das Bunte doch nicht. — Faust steht aber mit diser Freude ganz allein — seinen Famulus, der vor sich hinsiht und villeicht etwas die Nacht gelerntes widerholt, muß Faust erst auffordern sich den schönen Gegensatz des finstern Thors und der freien Natur anzusehn. Aber

Faust selbst, villeicht weil er keinen Gefärten hat in seiner Naturfreude, vertieft sich so in das Wolgefallen an disem Getümmel, daß ihm die eigentliche Bedeutung des Festes darüber verschwindet. Abermals gibt er uns Ursache, zu sagen: Wie ist es möglich, daß der, welcher kaum die Auferstehung des Herrn als eine Thatsache kennen gelernt hat, kennen gelernt hat dadurch daß er selbst von ihr überwunden worden ist — jetzt thut als wüste er nichts von dem, was ihn die Nacht so gewaltig bewegt hat? So ist der stolze Mensch; heute schämt sich Faust schon wider, daß er sich von der Kraft Gottes hat überwinden laßen, heute mag er es sich nicht gestehn, daß Ostern feiern doch noch mehr ist als spazieren gehn und er ergeht sich absichtlich mit solcher Breite über die rein menschliche Seite des Osterfestes, um die himlische Seite, die immer noch in seinem Herzen nachwirkt, sich selbst zu verwischen. Und indem er so wider sich selbst, wider seine eigne beßere und höhere Erfarung spricht, spricht er nur halbwahres, kann er nur halbwahres aussprechen. Ja, dem Leibe nach haben sich die Menschen erhoben aus den Handwerks- und Gewerbesbanden, aus den nidrigen Häusern und den engen Gaßen — aber dem Geiste nach? Die Gespräche der vorausgehenden Scene zeigen uns, wie viel es mit der hier von Faust idealisierten und gepriesenen Auferstehung auf sich hat: die Seele der armen Menschen schleppt die Feßeln erbärmlichster Art auch am Festtage, schleppt sie auch uns ins Freie. Von selbst würden dise armen Seelen sich heute nicht einmal hinauswaßen ans Licht, wenn sie nicht die göttliche Gewalt die heute, am Sigestage Christi, regiert, sie einen Augenblick, wenn auch nur ganz äußerlich, berürte. Würde es wol irgend welche allgemeine Volksfreude und Volksfeier in unsern traurigen Mammonsdienstzeiten geben, wenn nicht die Feste der Christlichen Kirche das arme Volk einmal aufatmen ließen? So scheint also in der „Kirche ehrwürdiger Nacht“ das Licht, das auch den verstocktesten Stubensitzer an Festtagen hinaustreibt, das den geizigsten Mammonsknecht oft gegen seinen Willen feiern läßt. Wäre Ostern ein bloß menschliches Fest, ein Frühjahrsfest, würde es

1800 Jahre gefeiert worden sein? Nein, die Kräfte der Ewigkeit haben das Fest durch fast zwei Jartausende biß heute erhalten und es als frohes Fest erhalten auch für die, welche nicht an diese Kräfte der Ewigkeit glauben.

Faust in seiner Freude, wider einmal Menschen zu sehn, nachdem er so lang nur die steinernen Wände seines Studierzimmers gesehn hat, färt fort seinen Schüler zum Schauen und Mitfreuen aufzufordern: auf Berg und Thal und Fluß geputzte Menschen, ein Strom, der sich über die ganze Gegend verteilt. Nun tritt Faust der es nicht bei bloßen Worten bewenden läßt, auch unter die Menschen, seine Natur ist unverdorben gebliben durch die Universitätsweisheit, er ist kein überhochmütiger Doctor und Professor geworden, er mischt sich gern unter das Getümmel, vergißt die akademischen Grade und die steife Würde des Lehrers und will Mensch unter Menschen, froh unter frohen sein; freilich aber auch will er die mahnende Stimme der Osternacht übertäuben — „hier ist des Volkes wahrer Himmel", sagt er und läugnet mit disem einen Wort abermals alles erlebte. Haben sie die Botschaft von Christi Auferstehung gehört und können nun in wildem Tanz die Mahnung übertäuben die ihre Herzen aufwärts ziehn wollte, so will ich versuchen, ob ich es mit ihnen kann — das ist der andere Beweggrund der Faust sich so rasch unter die Bauern mischen läßt. Mit der unbefangenen Art, wie er diß thut, contrastiert höchst ergötzlich die Angst seines Begleiters, die ihm endlich den Mund öffnet. Bei all dem Schönen, auf das ihn sein Meister aufmerksam gemacht hat, hat er geschwigen und sich villeicht heimlich verwundert, wie ein so gelehrter Mann an solch alltäglichen Dingen sein Wolgefallen haben könne. Jetzt spricht Wagner und wir erfaren, warum er heute mit Faust spazieren gegangen ist: nicht um sich am frischen Grün und hellen Sonnenlicht zu freuen, sondern zuerst der Ehre wegen. Wird der allbekannte hochverehrte Doctor gegrüßt, so kann der Famulus auch mit einem gnädigen Kopfnicken sich anstellen, als sei er der gegrüßte. Dann aber soll auch diser Tag nicht vorbeigehn,

ohne daß etwas gelernt wird; Faust muß wider heute am Tage, wie um Mitternachtszeit, gefragt werden, mag es dem Meister recht sein oder nicht, nur daß der Schüler hernach mit der frisch gelernten Weisheit prale. Nur um diser beiden Vorteile willen wagt er es, Faust auch hierher zu folgen. Die Angst die der Stubengelehrte vor dem wirklichen Leben hat, versteckt er aber trefflich hinter der stolzen Verachtung der Barbarei eines solchen Vergnügens. Der Arme! er kennt keine Freude, als die am Papier, darum ist ihm auch jede andere Freude verhaßt. Und mit Recht sucht er sich das „Fideln, Schreien, Kegelschieben" vom Halse zu halten — denn wenn er zum Fideln tanzen sollte, wie komisch würden sich die dürren Beinchen des Pedanten dazu anstellen, auch wenn er wirklich das Tanzen gelernt hätte; sein schwaches Stimmchen würde eine schlechte Rolle spielen unter den kräftigen Lungen der Bauernburschen — und würde er wol die Kugel bis ans Ende der Bahn bringen, wenn er auch seinen federgewohnten Arm bis aufs äußerste anstrengte? So mischt sich durch das Gefül seiner Schwäche in Wagners großartige Verachtung der bäuerischen Barbarei doch ein geheimer Neid gegen die Lümmel, die solche Künste als Schreien, Kegelschieben und Tanzen verstehn und vermöge ihres kräftigen Körpers nach Herzenslust ausüben können. Ihm, der doch gern alles verstehn möchte, bleibt diß Gebiet verschloßen. Und er flüchtet sich in seinen Gedanken in seine Freuden, die nur bei Grabesstille genoßen werden können. Jetzt aber hilfts ihn nichts, es geht mitten in den Lerm hinein und wilder Gesang und Tanz umtobt die beiden Gelehrten.

Der Ton des Volkslieds ist in dem Liede, das Göthe den Bauern in den Mund legt, gar nicht getroffen — wo Göthe nicht die Absicht hat, volksmäßig zu sein, da ist er es in glänzender Weise, wie vile seiner schönsten lyrischen Gedichte beweisen. Hier wollte er volksmäßig sein und hat die Farben zu stark aufgeragen. Nur in einer Beziehung, aber in einer ganz äußerlichen, hat der Dichter das Richtige getroffen: Das Volk stellt sich aller-

dings selbst dar in seinen Liedern, aber was der Dichter hier hervortreten läßt, das rohe, ungehobelte, unpoetische — das gerade tritt in der überwigenden Mehrzal der Volkslieder zurück und di beßern Elemente des Volksgeistes, Treue, Zartheit, Vaterlandsliebe bilden den Inhalt dessen, was das Volk singt oder leider muß man es sagen, seit es so vile Gesangvereine gibt — in so vilen Gegenden Deutschlands gesungen hat. — „Es steht ein Baum im Odenwald", „Zu Straßburg auf der Schanz". „Es waren einmal drei Grafen gefangen" — ich brauche nur dise bekannten Volkslieder zu nennen, um des Beweises überhoben zu sein, daß diß Lied das Göthe die Bauern singen läßt, das gerade Gegenteil von einem Volkslied ist. Auch singt das Volk selten das, was es unmittelbar treibt und es ist ein eigentümlicher Charakterzug deutschen Gesangs, daß gerade bei der höchsten Freude traurige Lieder gesungen werden, ein Zug der bei unsern nordischen Stammverwandten, den Schweden so stark hervortritt, daß sie mitten im Jubel der Johannisnacht Sterbelieder singen. Sind doch auch von unsern deutschen Volksliedern bei weitem die meisten traurigen Inhalts.

In Bezug auf die Form freilich hat der Dichter diß sein nicht sonderlich geratenes Kind trefflich ausgestattet: unbewust hat er — den Refrain als Abgesang gerechnet — die dreiteilige echt deutsche Strophe angewendet, dadurch, daß er den Refrain vor der letzte Zeile einschob, dise Form vor allzugroßer Gleichförmigkeit bewart und endlich Einen Reim durch alle Strophen gehn laßen. — In Bezug auf die Stellung des Liedes in unserer Scene müßen wir uns selbst etwas Roheit in demselben gefallen laßen; der Dichter rspart sich dadurch eine nähere dramatische Schilderung der bäuerischen Roheit und mit Recht. Philisterhafte Beschränktheit haben wir eben gesehn und die Osterfeier der Kinder diser Welt genügend daran kennen gelernt — wolte uns der Dichter nun auch in einzelnen Figuren bäuerische Roheit zeigen, es würde widerlich: und den Eindruck, daß der tolle Lerm schweigt, sobald Faust sich nähert, daß er, die Hauptperson unseres

Dramas augenblicklich auch hier der Mittelpunkt wird, um den sich alles schart — disen Eindruck haben wir doch unverkümmert. Mit dem feinsten poetischen Tact führt der Dichter keinen der angetrunkenen erhitzten Tänzer redend ein, er läßt einen alten verständigen, von dem wüsten Lerm nicht berürten den Mund der Menge sein. Als Repräsentant der übrigen geht er treuherzig auf Faust zu; er ist ihm aus schweren Zeiten, von denen vile der jüngern kaum etwas wissen, wol bekannt; er empfängt ihn mit kräftigem Handschlag. Herzlich freut sich der alte, daß Faust nicht bloß in Not und Unglück, wo er helfen muste sich unter die Bauern mengt, sondern auch jetzt gern und freiwillig an ihrer Freude Teil nimmt. Und richtig zeichnet der Dichter die Bauern, die, uralter schöner Sirte getreu, den Gast namentlich bei ihren Festen mit etwas beßerem empfangen, als mit schönen Complimenten, nämlich mit einer Labung, die der freundlichen Begrüßung eine reelle Grundlage gibt. Und dise freundliche Begrüßung scheint fast zu fein für einen Bauern — aber wer unter Bauern gelebt hat, wird es erfaren haben, wie treffend dem Inhalt und fein der Form nach alle Bauern, die wirkliche Lebenserfarung hinter sich haben, sich auszudrücken wißen*). Faust ist nicht so stolz, den Krug auszuschlagen, er fült sich wol. Zum erstenmal villeicht seit zehn Jahren spricht wider aus einem Menschenmund ein Menschenherz zu ihm, ohne gelehrten Tand, ohne Citate, einfach und ungekünstelt; und voll Freude darüber nimmt er alle Anwesenden in den Dank auf, der eigentlich dem nur gilt, der ihm das Herz aufgeschloßen hat. So sammelt sich denn um ihn der bunte Kreiß;

*) Die poetische Gratulation

> die Zal der Tropfen die er hegt
> Sei euern Jahren zugelegt,

hat schon vor Göthe Simon Dach, als ihm ein Ochse geschenkt ward ausgesprochen:

> So vil Tropfen Blut es hegt
> So vil sei dir zugelegt
> Hier an guten Stunden.

verwundert sehen alle auf ihn, es wird still und so kann der alte Bauer, von allen gehört, seine Anrede fortsetzen. Er freut sich herzlich, daß er dem treuen Helfer von ehemals nun auch etwas zu Gute thun kann — mit Freuden weist er hin auf die lebendigen Zeugen von der Hilfe, die einst Faust und sein Vater in Pestzeit dem Dorfe geleistet haben; in seinem frohen Eifer preist er Fausts Vater, als den, der der Seuche ein Ziel gesetzt habe, preist er Fausts Mut der Krankheit gegenüber und merkt nicht, wie tief er Faust durch dises Lob beugt, er merkt nicht, wie sein leztes Wort „dem Helfer half der Helfer droben", Faust schmerzlich an den Moment erinnert, wo sein Glaube Schiffbruch gelitten, wo er die schwerste Probe nicht bestanden hat. Faust sucht die schmerzliche Wirkung diser Worte, die lauter Dolchstiche für ihn sind zu verbergen, indem er noch einmal aus dem freundlich gebotenen Krug trinkt. Als aber dabei das Volk mit lautem Glückwunsch die Mützen in die Höhe werfend losbricht — da kann es Faust nicht mehr aushalten; er weist alle Ehre von sich, widerholt aber nur die letzten Worte des alten Bauern — er mag dem festen Glauben an Gottes gewisse Hilfe nicht zu nahe treten, auch nicht dem Glauben an die Kraft ärztlicher Kunst, obgleich er diesen Glauben nicht teilt, nach keiner Seite. Rasch entfernt er sich mit seinem Schatten — erstaunt siht ihm die Menge nach, daß er sich rasch entfernt, obgleich er so froh zu ihnen getreten ist, obgleich sie ihn so freundlich behandelt haben; sie laßen ihn, in zwei Reihen tretend, durch passieren und machen keinen Versuch ihn zu halten.

Nun hat Wagner seinen Meister wider allein; so lange das Volk um ihn stand, hat er halb ängstlich geschwiegen, jetzt spricht er wider und zeigt sich in der ganzen Größe seiner unermeßlichen Taktlosigkeit. Er hat Faust ganz nahe gestanden — er müste gemerkt haben, wie seine Farbe wechselte, wie er in tödtlicher Verlegenheit nicht wuste, wohin er sehn sollte. Aber daß er nur eine Ahnung davon hätte, was das Herz des Meisters bewegte — daß er wenigstens nur schwiege und vor dem Seelenkampf seines Leh-

rers Achtung zeigte — nein er plappert, halb neidisch auf den Meister, der es „so herrlich weit“ gebracht hat, — einen neuen Stachel drückt er dem Meister auch grade durch die Worte, die er braucht, ins Herz. „Welch ein Gefül must du o großer Mann“ — fängt er pathetisch an — er meint natürlich das Gefül befridigter Eitelkeit und Faust muß denken: ja wol, welch ein peinliches Gefül! Der Pedant verrät die Gesinnung die ihm seine Worte eingibt, indem er gemächlich die freundlichen Bauern mit der Bezeichnung: „dise Menge“ abfertigt. Förmlich rhetorisch macht ihn die Eitelkeit: sehr fein weiß er eine allgemeine Sentenz in Form eines Ausrufs anzubringen. Aber durch dise feine Form bricht die gemeine Gesinnung widerlich hindurch: Vorteil will der Pedant von seinen Studien sich erwerben, und vor allen den Vorteil der Ehre, des Ansehns — um der Sachen willen studiert er nicht. Und nur um der Ehre willen neidet er Faust seine Gaben, indem er doch heimlich sich eingestehn muß, daß all sein peinlicher Fleiß ihm den überlegenen Geist nicht ersetzen kann, den er an seinem Meister gegen seinen Willen bewundert.

Mit unglaublicher (aber dem Leben nachgezeichneter) Albernheit beschreibt der Famulus, vergnügt, daß Faust ihn nicht unterbricht, das eben erst geschehene. — Wenn er es doch noch einem erzälte, der nicht dabei gewesen wäre — jetzt wo sie allein sind ist seine Schilderung ganz zwecklos, aber das ist dem Pedanten, der sich so gern selbst reden hört, ganz gleichgiltig. Er kann hübsche, kurze wirksame rhetorische Sätze anbringen und eine Declamationsübung halten. Daß er mit diser Schilderung Faust immer und immer wider daran erinnert, wie wenig er das Lob und die Ehre verdient — das siht er natürlich nicht — er declamiert selbstzufriden für sich, ohne Faust nur anzusehen. Wie lebendig schildert er im praesens historicum, wie geschickt weiß er ein polysyndeton, dann ein asyndeton anzubringen, wie großartig läßt er seine Schilderung zuletzt in einer Aeußerung gipfeln, die freilich fast eine Lästerung ist. — Als der Pedant den Trumpf mit dem Venerabile, der Monstranz, ausgespielt hat, da muß er

er siht ein, daß das Resultat und wenn es noch so „buntfarbig“ *) war, kein sicheres sein konnte — sein Vater hat noch geglaubt, auf dise Weise einen Heiltrank, ein Lebenselixier bereiten zu können, der Sohn siht ein, daß das Gift Gift gebliben ist, troß aller mannigfachen Behandlung, daß die Arznei oft mehr tödtete als die Pest und die Genesung, wenn sie eintrat, nicht dem Mittel zuzuschreiben war. Ja die Arzneien waren schlimmer als die Pest — die Pest tödtete rasch, die Arzneien geben den Schein der Genesung, ließen aber die Kranken langsam hinsterben — und niemand hat das gesehn, man hat die Aerzte frei gewähren laßen, ja man lobt sie jetzt wegen ihres Eifers! Faust schweigt, die Erinnerung ist ihm zu schmerzlich und Wagner, der den Schmerz in Fausts Gesicht liest, fängt an ihn auf seine Manier zu trösten. Man muß es eben machen, wie man es gelehrt worden ist, man muß sich nur recht genau an die überlieferten Vorschriften der wißenschaftlichen Auctoritäten halten — dann thut man genug. Mögen dann auch einige Kranke, villeicht sogar vile umkommen — der Arzt kann sich trösten, daß er rein rationell verfahren ist. Siht er hernach ein, daß er sich geirrt hat, nun so kann es ihm nur schmeichelhaft sein, daß die Wißenschaft seit seiner Jugend, wo er noch blind Autoritäten folgte, fortgeschritten

---

finden sich im tripus aureus von Michael Maier Frank. 1618. 4.) — Auch der Ausdruck: „aus einem Brautgemach ins andere gequält“ entspricht der alchymistischen Praxis; in Melchior Maiers Symbola aureae mensae duodecim nationum heißt es Buch 6. S. 251 von dem Alchymisten Isaac Holland dem jüngern: Quid enim hic non coquit et recoquit, calcinat, solvit, congelat, amalgamat, miscet, fixat et innumeris aliis modis tractat? und im elften Buch S. 536 werden die unvollkommenern Metalle als „ab igne afflicta et cruciata“ bezeichnet.

*) Auch diß entspricht den Vorschriften der Alchymie. Das testamentum Cremeri sagt c. 4 (bei Melchior Maier im tripus S. 192): cum aperueris . . . aliquando nigri, albi coloris esse videbis, aliis quidem temporibus divisorum colorum.

ist und er kann eine Zeit hoffen, wo einst die Fackel der Wißenschaft alles Dunkel aufgeklärt hat, wo ihr nichts mehr verborgen ist.

Faust kann diesem glücklichen Traum, den die oberflächlichen Wißenschaftshelden der Neuzeit auch gerne träumen, sich nicht hingeben, er möchte ihn gern teilen und sein „o glücklich“ kommt aus tiefster Seele und ist nicht bloß eine Floskel wie unmittelbar vorher im Munde seines Schülers — aber er kann nicht. Haben die Väter geirrt, daß wir Söhne über ihre Irrtümer lachen — nun wer steht uns dafür, daß nicht ein späteres Geschlecht unsere sichern wißenschaftlichen Resultate gleichfalls als Irrtümer belächelt? So geht von Geschlecht zu Geschlecht ein Irrtum nach dem andern, eine falsche Theorie löst die andere ab, eine Hypothese verdrängt die andere, wo ist Warheit? Faust hat etwas tiefer gesehn, als sein leichtfertiger Schüler, er hat vor den Schranken gestanden, die jedem menschlichen Wißen gesetzt sind, da hat ihn all sein Wißen nichts geholfen und er hat ahnen lernen, daß dise Schranken nun und nimmermehr von der Wißenschaft überschritten werden können. Er hat eben das Ringen nach Warheit auf dem Wege des Wißens als ein vergebliches, verlornes kennen gelernt — und es steigt die Verzweiflung wider in ihm auf, die ihn zum Selbstmord trieb. Gewaltsam bricht er ab — zu schön ist der Abendsonne Goldglanz auf den Bäumen, auf den Häusern: für einen Augenblick vertreibt Faust die finstern Gedanken. Aber die Sonne selbst, die dem Horizont zusinkt, sie erregt diese Gedanken von neuem — sie geht unter, aber nur für den engen Raum dieser Gegend — andern geht sie auch auf. Ach wenn dem Menschen auch ein immer neues Aufgehn bestimt wäre, nicht das Untergehn im Tode, der für Faust ein Untergehn für immer ist, ach daß der Mensch hinaus könnte über dise engen Schranken der Leiblichkeit! Faust hat den einen Weg, der uns in Hoffnung und Glauben einen neuen Aufgang jenseit des Grabes sehn läßt, verlaßen, jetzt bleibt ihm nur die unbezwingliche, aber unbefridigte Sehnsucht, sich hinauszuheben über das irdische,

und in glänzendem Bild läßt ihn diß der Dichter ausfüren: o daß ich mit der Sonne ziehn könnte in ewigem Glanz ohne Wechsel des Lichtes und der Finsternis! Ach dann könnte er den schönen Anblick goldnen Abendscheins festhalten, ihn immer genießen, dann wüste er nichts von Sorge und Not, still läge dann die Welt zu seinen Füßen und der Sonnenglänz würde alles Erdenelend übergolden. Ach könnte er mit der Sonne fliegen über die Berge hinter denen sie hinabsteigt biß an das Meer, in das sie zu versinken scheint! — Ein schöner Traum, aus dem Faust durch das allmählige Sinken der Sonne gerißen wird — aber die drohende Dämmerung läßt den Trieb nach Licht nur noch brennender in ihm erwachen — ist sie ihm doch ein Bild der geistigen Dämmerung in der er eben jetzt steht, wo er nicht aus noch ein weiß. Noch einmal beginnt er zu träumen: könnte er doch dise Nacht hinter sich laßen, nur vor sich blicken in unendlichen Tag, hellen Himmel über sich, das sonnenbeglänzte leuchtende Meer unter sich, wie die Sonne! — Da geht die Sonne unter, und Faust erwacht ganz aus seinen schönen lichten Träumen; er schämt sich vor seinem Schüler, daß er sich durch einen bloßen Wunsch, ein bloßes Phantasiespiel so hat hinreißen laßen. Könnte man, sagt er halb entschuldigend, nur mit dem Körper dem Geist nach, der so rasch mit Gedankenschnelle über unendliche Räume dahin fliegt! Und doch ist diser Wunsch, so kindisch er ist, so wenig er erfüllt werden kann, ein so natürlicher: der kleine Sänger hebt sich so leicht vor uns hoch in die Luft und sein frölicher Gesang beweist uns, wie wenig Anstrengung es ihm kostet, in schwindelnde Höhe hinaufzusteigen — ist da der Wunsch nicht natürlich für den Menschen, den Herrn der Schöpfung, gleiches zu vermögen? der gewaltige Aar schwebt ohne eine Bewegung mit den Flügeln lange über den steilen Felsen, über den düstern Waldungen, in denen er nistet — und wir armen Menschen sind an die Scholle gebunden! Ach daß wir auch mit den Kranichen südwärts ziehn könnten leichten Fluges über Berg und Thal, über Fluß und Meer! Ja wer mit der Natur fülen, wer sich, in der

Seele wenigstens, mit der Lerche in die Höhe heben kann, wer den stolzen Flug des Adlers in seiner Erhabenheit begreift, wer im Herbst mit Frühlingssehnen den Zugvögeln nachsiht, der wird solche Wünsche, mitfliegen zu können, frei von den Schranken des Leibes, gefült haben. Aber es gibt Menschen genug, für die eben die Natur nicht vorhanden ist — die Freude an der Natur scheint vilen eine Albernheit und diß hat Göthe köstlich in Wagner geschildert. Von einem Eingehn auf Fausts Sehnsucht ist keine Spur — er spricht nur von sich. Seine albernen Grillen, wenn er sich über die Fliege an der Wand ärgerte und einen Augenblick aus der gesetzten nüchternen Haltung eines Gelehrten herausfiel, stellt er zusammen mit Fausts naturwüchsigem, den ganzen Menschen faßenden Drange — und halb verächtlich spricht er von „solchem Trieb". Er würde gar nicht spazieren gehn, gar nicht in die freie Natur kommen, wenn es nicht zur Erhaltung der kostbaren Gesundheit so nötig wäre; er langweilt sich draußen, weil er mit ödem Auge nur immer den Wald und das Feld ansiht und das Leben im Wald und Feld nicht beachtet. Ach es ist schon langweilig spazieren gehn, soll man noch gar spazieren fliegen? Nein, nein, wir Gelehrten machen daß wir nach Hause kommen, laßen die rohen und gemeinen Leute oder allenfalls Grillenfänger sich an der Natur ergötzen und wenden uns den Schätzen der Wißenschaft zu. Ja, da gibt es immer etwas neues statt des ewigen Einerlei draußen, wo ein Acker wie der andere, ein Baum wie der andere aussiht — da ist es interessant, dem Gange einer wißenschaftlichen Erörterung von Blatt zu Blatt zu folgen, da treibt uns der Eifer eine vollständige Uebersicht über die Sache der wir nachforschen, zu gewinnen, von Buch zu Buch! Die Natur finden die Grillenfänger hold und schön, besonders im Frühjahr und im Sommer — nein der Winter, das ist die Zeit, die hold und schön für uns ist, da läßt sich so schön beim Lämpchen studieren. An der Sonnenwärme freuen sich die sentimentalen Schwärmer — ach sie hängen noch ab von sinnlichen Eindrücken — wir Gelehrte werden warm von Eifer für die

Wißenschaft und wenn wir bis zu den Quellen steigen, dann vergeßen wir uns selbst und alle Welt, dann sind wir glücklich, zehnmal glücklicher als alle Naturschwärmer.

Wie zufriden ist der arme mit seinem papiernen Dasein! Wie geht er ganz auf in seinem Streben! da ist von einem Zwiespalt, einem Schwanken keine Rede,* er geht wie ein Pferd am Tretrad ruhig seinen Gang. Und Faust in seiner verzweifelnden Stimmung muß den Pedanten glücklich preisen, der nichts höheres kennt, als seine Bücher, in dem alles natürliche menschliche Gefül erstorben scheint. Und so stellt er neben dise Selbstzufridenheit seines Schülers in scharfem Gegensatz ein Bild seiner eignen Seele — mit dem gewaltigen Wort:

> Zwei Seelen wohnen ach in meiner Brust,
> Die eine will sich von der andern trennen.

Es ist der Kampf des Fleisches mit dem Geist, wie ihn uns die Schrift klar hinmalt, der hier in schwachem menschlichem Gegenbild uns vorgefürt wird. Fleisch und Blut ist bei Faust nicht so eingetrocknet, wie bei seinem elenden marklosen Schüler — es will ihn abziehn von dem geistigen Genuß in die Freuden der Welt, in den Sinnengenuß; aber immer noch ist ein Streben in ihm, das zwar, immer gehemmt von der so tief eingefleischten Sehnsucht nach der Welt, ihn emporzuheben sucht aus dem Staub, aus der Lust der Welt, in das Reich der Ideale, das ihn treibt gleich zu werden den Heroengestalten der Sage, die frei, losgelöst erscheinen von allem irdischen. Aber er fült, daß der eine, der irdische Trieb sigen wird, wenn er keine Hilfe erhält, jedoch statt nach der rechten Hilfe sich umzusehn, sinkt er zurück in den Irrtum, die Geisterwelt herbeizurufen, ein Irrtum der schon einmal, als er den Erdgeist citierte fast sein Verderben geworden wäre. Abermals wünscht er mit Geistern zu verkehren, abermals hofft er Leben von den finstern Mächten der Magie — ein neues buntes geistiges Leben hofft er, der Arme, und weiß nicht, daß die bösen Geister die in der Luft herschen, ihn nur zu einem, für ihn allerdings neuen und bunten, Leben ordinärster Sinnlichkeit

führen werden. Denn nicht umsonst hat Faust diesen Wunsch ausgesprochen — schon umkreißt ihn, von ihm selbst unbemerkt, in Thiergestalt der Satan, dem diser Wunsch eine Handhabe wird, ihn zu faßen. Ja, der Satan wird ihm einen Zaubermantel geben, wird ihn in fremde Länder führen, aber um welchen Preis? Nicht um köstlicher Gewänder, sondern um den Preis von Fausts Seele und Seligkeit.

Dem unheimlichen Eindruck von Fausts Wunsch, der wie eine Beschwörungsformel klingt, kann doch selbst die kalte Seele Wagners sich nicht ganz entziehn. Freilich an Geister glaubt er nicht — daran können nur ungebildete oder Schwärmer glauben, die Geister in der Luft sind ihm eben nur die verschiedenen Winde, vor denen man sich sorgfältig in Acht zu nehmen hat, weil sie verschiedne Krankheiten erzeugen. Bleibt ja zu Haus, denn es ist gefährlich auszugehn: erstens bei Nordwind — da ist es als wenn ein böser Geist in der Luft wäre, so scharf ist sie, wie ein Pfeil dringt sie in die Lunge; zweitens bei Ostwind — der dörrt aus und verzehrt die Lunge; vollends drittens bei Südwind, da ist es zu warm — nun bliebe noch viertens der angenehme feucht kühle Westwind übrig, aber der bringt so oft starken Regen, daß man nicht spazieren gehn kann. — Wir hören in diesem Spott über die Stubensitzer unsern Dichter, der von eisenfester Gesundheit, es liebte, wie er selbst erzält, dem Sturm entgegenzugehn und sich jedem Wetter auszusetzen.

So lächerlich dise Vorsicht des ängstlichen Stubensitzers ist — in der Warnung die er dieser komischen Expectoration anhängt, ist nichts lächerliches mehr — es ist eine mahnende Stimme an Faust — die letzte, die ihn zurückruft sich mit dem unheimlichen Reich der Geister nicht einzulaßen. Wagner spricht mehr, als er weiß und will — seine Worte passen nicht mehr auf die Winde, die er eben in ihrer Gefährlichkeit geschildert hat, sie passen nur auf die trügerischen Geister. Offenbar aber ist es dem ängstlichen unheimlich, daß das Gespräch eine solche Richtung genommen hat — er glaubt, wie heutzutage so vile, nicht an Geister, aber er fürchtet

sich doch vor ihnen — darum bricht er ab mit der Aufforderung nach Hause zu gehn. Es ist ja hier draußen in der Dämmerung nichts mehr zu sehn und es fängt die Abendkühle an, in der man sich verderben könnte — da muß man sich ins geschützte Haus zurückziehn. Indem er aber dise Aufforderung an Faust richtet, muß er schon wider bemerken, daß der auf seine geistreichen Wetter= nnd Windbetrachtungen gar nicht gehört hat. Faust steht, wie der Vogel, den der Blick der Klapperschlange bannt und siht in die Dämmeruug, obgleich da nichts mehr recht zu sehn ist. Er siht nach dem schwarzen Hund, der ihn umkreißt — das Restchen Gottesleben in ihm, angeregt von neuem durch den Engelgesang, warnt ihn vor dem Satan, der in dieser Gestalt verborgen ist. Wagner geärgert, daß Faust bei so gelehrten Gesprächen sich um eine solche Bestie kümmern kann, sagt: Ich sah ihn lange schon, nicht wichtig schien er mir — du aber, ligt im Hintergrund, bist ein seltsamer Mensch, ein Grillenfänger, daß du dich um einen gewöhnlichen Pudel so bekümmern kannst. Faust fühlt den Vorwurf — er will seine geheime Angst noch nicht verraten, er hofft der Schüler soll auch den bösen Geist durch die Thiergestalt hindurch sehn. Aber da irrt er sich: Wagner kann eben nichts sehn, als das alleräußerlichste, er siht keine Geister und wenn er sie sähe, würde er sich schämen es zu gestehn um seinen Ruf als Mann der Wißenschaft nicht zu verlieren. Nun, da Wagner nicht sehn will, gesteht Faust seine Angst: Kreiße zieht das unheimliche Wesen um sie, ein höllisches Netz und ein infernales Leuchten verrät, daß hier mehr ist als ein Thier. Wagner freilich will wider nur einen Pudel sehn, schwarz wie alle Pudel: mit Fausts Besorgnissen findet er sich durch natürliche Erklärung ab, wie sich die Aufklärung stets mit allen Wundern des Himmels und dem Grauen der Hölle durch solche Erklärungen abgefunden und die unzweifelhaftesten Dinge als Täuschungen abgewiesen hat. Faust läßt sich aber durch dise natürliche Erklärung nicht abbringen, nur zu einer milden Form der Behauptung zu einem „Mir scheint es“ bewegen; seine Ahnung, seine Angst bleibt —

seine Angst vor den Schlingen des Argen, vor dem Bund mit der Hölle, vor dem ihm jezt noch graut. Zum drittenmal aber kommt Wagner mit seinem langweiligen: „Ich seh“ — wie es denn eine Sitte pedantischer Menschen ist, ihre Reden regelmäßig mit denselben Worten anzufangen — er muß zugeben, daß der Hund sie umspringt, aber er glaubt, das Thier sei ungewis, während Satan der Beute, die er umkreißt, nur zu gewis ist. Er glaubt das Thier fürchte die Unbekannten — Satan aber kennt sein Opfer zu gut und sein Opfer fürchtet sich vor ihm: ein Angstschrei durchzittert die Lüfte:

Der Kreiß wird eng, schon ist er nah!

ein Schrei der Angst vor den Mächten der Hölle, in deren Klauen sich Faust schon sieht. In schneidendem Gegensatz zu dieser Angst des Meisters steht die Ruhe des blinden Schülers, der dißmal nur statt mit dem „ich sehe“ mit einem „du siehst“ anfängt. Villeicht spricht er sich selbst zur Ruhe, denn heimlich mag es ihm doch gegraut haben, heimlich dachte er wol, es könnte ein Gespenst sein — aber jezt hat er seine unverwüstliche Ruhe widergewonnen. In dem Knurren des Pudels, dem wir später noch begegnen, hört er nichts besonderes — und wenn sich das gespenstische Wesen auf die Erde legt, wie der Löwe, um sicher seine Beute zu erhaschen — es scheint ihm so natürlich, er kann in dem Wedeln nicht die Höllenfreude Satans sehn, der endlich von seinem Opfer herbeigerufen ist.

Und Faust? Gibt er der Stimme die ihn warnt Gehör? Jagt er das unheimliche Thier weg, sagt er sich los von der Geisterwelt, die er unbesonnen zum zweitenmal herbeigerufen hat? Nein, er schämt sich diser beßern Regung, er sucht es seinem Schüler, dessen Blindheit er doch kennt, nachzumachen, und wenn auch mit geheimer Angst, das unheimliche Wesen wie einen Hund zu behandeln — aber doch nicht sofort; erst redet er es wie seines Gleichen an: „Geselle dich zu uns“ — ein schreckliches Wort, wenn es zur Hölle gesprochen wird. Dann erst ist ihm der Mut gewachsen, er redet sich ein, alles sei doch Täuschung

gewesen und mit einem kräftigem: „Komm hier“ stellt er sich mutiger, als er ist. — Nun, da der Meister auch nur einen Hund in dem Wesen siht, ist Wagner vollständig beruhigt und benutzt dise Gelegenheit, sich wider reden zu hören, sei es auch über Hundedressur. Ohne Albernheit geht es natürlich nicht ab, den Pudel nennt er pudelnärrisch und so überlegt er auch weiter nicht, warum sich das Thier um ihn gar nicht kümmert, sondern nur auf Faust achtet. Faust steht noch einmal still, mit mistrauischen Augen den angeblichen Hund musternd — aber geschwind wirft sich der Teufel so natürlich in die Hundemaske und wartet auf, daß Faust ruhig mit ihm spricht und Satan, seines Opfers froh, an ihm hinaufspringt, auch wider ganz natürlich. Da holt Faust tief Atem, mit einem noch immer zweifelnden „wol“ wird dem Schüler Recht gegeben und Faust belügt sich selbst mit der Dressur. Diß schmeichelt Wagner und er siht wolgefällig auf das Thier das er sonst nicht beachtet haben würde. Aber freilich ein so gut dressierter Pudel! Hundedressieren ist auch eine Art Wißenschaft und so brauchen sich sogar weise Leute, wie Wagner einer ist, nicht zu schämen, wenn sie ein so gebildetes Thier um sich dulden. Daß man einem Hunde auch ohne Kunststücke um seiner Treue und Anhänglichkeit willen „gewogen“ sein kann, davon begreift Wagner nichts. Ihm ist der Hund ein Schüler, (ein Scolar sagt er pedantisch), wie er selbst am Ende auch einer ist und so recommandiert er denn Faust den Hund noch einmal aufs angelegentlichste.

Mit diser Recommandation überliefert Wagner gleichsam Faust an die Hölle, mit der er, der kalte Wißenschaftsmensch, nichts zu thun haben will. Darum erscheint Wagner nun auch im ganzen Stücke nicht wider (selbst im zweiten Theile des Faust ist er nur Homunculusfabrikant). So ist uns hier Gelegenheit gegegeben, den ganzen Charakter Wagners noch einmal an uns vorüber gehn zu laßen. Die ganze Anlage der Figur ist komischer Natur — aber wir müßen den Dichter bewundern, daß er Maß gehalten hat in diser Beziehung — nur mit leisen Strichen ist

Wagners Albernheit angedeutet, Hauptsache bleibt immer, Fausts geistige Kraft und Lebendigkeit durch deu Gegensatz um so heller ins Licht zu setzen. Faust aber ist hier unser Dichter selbst und Wagner ist nicht bloß sein Straßburger Kamerad, nein es ist Göthes ganze aufgeklärte, wißensstolze und doch unglaublich alberne und beschränkte Zeit, die der Dichter hier mit großartigem Griff in Einer Person dargestellt und sich selbst und dem gewaltigen Stürmen und Drängen in ihm entgegengesetzt hat — es ist, um einen Namen zu nennen, Göthe und Nicolai mit seiner ganzen Richtung, die uns hier als Faust und Wagner gegenüber treten. Und dieser Gegensatz ist noch immer vorhanden, ja in noch weit größerer Schärfe vorhanden, weil nicht Stürmen und Drängen, sondern fester Glaube und sicheres Gefundenhaben jetzt dem Aufkläricht gegenübersteht. — Diser Gegensatz wird immer vorhanden sein und wann wird der Dichter kommen, der, größer als Göthe, die tiefsten Tiefen dieses Gegensatzes darstellt, was Göthe nicht vermochte, darstellt das Ringen der starken Menschenseele nach oben, bis sie gefunden hat und das bewuste Abkehren vom lebendigen Gott, um die Wißenschaft zum Götzen zu machen? Wird jemals unser Volk einen solchen Dichter erzeugen? Ich weiß es nicht, aber das weiß ich, daß jetzt die Zeit nicht dazu angethan ist, und daß wir deshalb immer noch bei Göthe und bei ihm allein ein relativ vollkommenes Bild des Gegensatzes finden können, der die ganze Menschheit in die mit sich zufridenen und die mit sich unzufridenen teilt.

Ist aber dieser Gegensatz ein so bedeutender, so können wir Wagners Verschwinden vom Schauplatz für den Gang unserer Tragödie unmöglich unwichtig finden. Man könnte fragen: was liegt daran, ob der Pedant noch einmal auftritt oder nicht? Er ist doch nur Nebenfigur. — Aber so ist es nicht — Wagner ist Fausts Schüler und Faust zeigt sich in den Scenen, in welchen er mit Wagner zusammen ist, als der überlegene Führer der weit unter ihm stehenden Lernenden. — Von jetzt an hat Faust keine Schüler mehr, er leitet nicht mehr, er wird geleitet und zwar auf

einen Weg, auf dem ihm jeder Schüler vorangehn kann, auf den Weg sinnlichen Genußes. Faust hat keine Schüler mehr — er will auch keine mehr haben — Mephistopheles muß den Neuling anweisen — und so ist Wagners Abgang ein recht auffallendes Zeichen, daß Faust jetzt einer ganz andern Lebensrichtung sich hingibt, nicht mehr der Wißenschaft, sondern dem Leben, aber nur dem Leben diser Welt. Es geht demnach mit Wagners Verschwinden der erste Teil unserer Tragödie zu Ende, den man geradezu Faust und Wagner überschreiben kann; mit der folgenden Scene beginnt der zweite Teil: Faust und Mephistopheles, und der dritte: Faust und Gretchen, schließt das Ganze. Von meinen verehrten Zuhörern*) wird es nun abhängen, ob ich hier abbrechen oder die finstern Gestalten des zweiten Teils in unsern traulichen Kreiß einführen soll.

*) Und nunmehr von meinen Lesern.

Zweiter Act.

Faust und Mephistopheles.

1. Faust und das Wort Gottes.

Der zweite Teil unseres Dramas beginnt wie der erste, mit einem Monolog — aber wie gänzlich verschieden ist die Stimmung Fausts bei dem ersten Auftreten, von den Gefühlen mit denen er jetzt sein Studierzimmer wider betritt. Eben noch war ihm diß sein Studierzimmer ein Kerker und die Schuld seiner Unzufridenheit schob Faust auf seine Umgebung — jetzt tritt Faust zufriden wider ein in den engen Raum, der ihm vor 24 Stunden unerträglich war. Es ist nicht bloß der Spaziergang, nicht bloß die Erfrischung in der freien Natur, die ihn zufriden macht, auch nicht bloß die Nacht läßt Faust sein Stübchen traulich finden. — Hat doch wenige Stunden vorher eben die Nacht ihm den Selbstmordversuch erleichtert — fürchtete er doch den Morgen! Nein, es ist die Nachwirkung von dem Auferstehungsgruß, es ist die Festatmosphäre, die woltätig auf Faust gewirkt hat; es ist die Erinnerung an die Zeit festen kindlichen Glaubens nicht ganz vergeblich gewesen — sie hat alle Reste dises Glaubens wider wach gerufen in der Oede von Fausts Herzen. Aber so wol es uns tut, den Verzweifelnden wider zufriden zu sehn, so sehr die süßen Töne des lyrischen Metrums, des Göthe hier, wo es sich um die Darstellung von Empfindungen handelt, passend braucht, dises woltuende Gefül noch verstärken — es muß einen um so furchtbarern Eindruck auf uns machen, wenn wir das Ganze der Scene ins Auge faßend neben Faust und seiner gottgewirkten Zufridenheit den Satan sehn, der ihn nun in seiner Gewalt hat, wenn wir so bald Faust von diser Höhe des Gotteslebens, der

höchsten die er in unserm Stücke erreicht, herabstürzen sehn zu einem Pact mit dem Satan.

Für jetzt aber ist noch Fride in Fausts Seele — die wilden Triebe der Verzweiflung und der Lust am Selbstmord ruhen und Faust wünscht auch nach so mannigfachen Erlebnissen Ruhe zu genießen. Wie anders, als da er sich nach dem ruhelosen Umherschweifen mit der Geisterwelt sehnte! Die kalte Menschenverachtung von der gleich der Anfang des ersten Monologs zeugte, sie hat Fausts Herz verlaßen und obgleich Niemand bei ihm ist, kann er sagen: „es reget sich die Menschenliebe" — ja so weit ist die alte Erkenntnis und das frühere Gottesleben in ihm aufgewacht, daß er den Grund der warhaftigen Menschenliebe, die Liebe Gottes und die durch dise gewirkte Liebe zu Gott, richtig bezeichnet und an sich empfindet.

So ist das kalte Herz erwärmt, das ungestüme Ringen Fausts beruhigt, aber die innere höllische Unruhe, die Faust verzerte, sie scheint verkörpert in dem unheimlichen Wesen, das er mit sich hereingenommen hat. Der Teufel kann es nicht aushalten, wo Fride und Ruhe aus Gott ist, mögen es auch nur die schwächsten Anfänge dieses Fridens sein — er gibt seine Beute auf und sucht wider hinauszukommen. Durch nichts verrät Satan seine eigentliche Natur, so daß Faust ganz getäuscht die Ruhelosigkeit der Hölle nicht erkennt, sondern das hin und herrennen vor der dem Teufel verschloßenen Pforte für die natürliche Unruhe des Thieres hält, das wider zu seinem Herrn will. In diser Meinung denkt er das Thier sich zu gewinnen und bei sich zu behalten und bereitet ihm ein bequemes Lager hinter dem Ofen, auf dem Satan in Hundegestalt auch, überzeugt, daß alle Versuche hinauszukommen vergeblich sind, sich hinstreckt. Diß macht nun Faust vollständig sicher, so daß er die kaum ausgestandene Angst vergeßend, sich wol immer aber noch selbst täuschend, davon spricht, daß der Hund ihn und Wagner ergetzt habe; so sicher macht die täuschende Gestalt den Arglosen, daß er Satan als Gast willkommen heißt. Jetzt weiß er noch nicht, was er mit disem furcht-

baren Wort ausgesprochen hat; er freut sich des stillen Lampenlichts, das den engen Raum erhellt, es ist ihm ein Bild des Gotteslichtes, das schwach und leise in dem engen Raum seines Herzens wider zu leuchten anfängt. Faust hat den hochmütigen Troß und die Verzagtheit seines Herzens kennen gelernt und dise Selbsterkenntnis hat in ihm die Sehnsucht nach einer Stütze für diß arme Herz wach gerufen — aber doch traut er sich zu vil zu, wenn er so unbedingt es ausspricht daß er sein Herz kenne — wer kennt denn sein Herz, wer kann es ergründen? Aber zu ungewohnt ist Faust das neue Leben, als daß er an eine Gefar denken sollte: fürchtet er von außen, vom Satan keine Gefar — noch weniger fürchtet er sie von innen, vom eignen Herzen. Denn zu klar siht er jetzt ein, wie unvernünftig er seinen Beruf verachtet, an sich selbst verzweifelt, mit dem Grauen des Todes gespielt hat; auf der ausgebrannten Asche in seiner Seele fängt es an wieder grün zu werden, er hofft, ein neues Leben anfangen zu können und der Weg den er jetzt einschlägt ist der richtige. Noch hat ihn die Hölle nicht betrogen — noch siht er, daß allein von Gott und Seinem Worte Bäche des Lebens fließen, welche auch auf dem dürrsten Lande noch föhliches Wachstum hervorrufen können. Mit einem Ach! bereut er seinen Irrtum, der ihn des Lebens Quelle so eifrig und vergeblich hat suchen laßen auf dem Wege der Wißenschaft; jetzt weiß er wider daß die Quelle ganz nahe ligt für den, der den Weg des Glaubens gehn will.

Ungestört glaubt sich Faust seinem Sehnen nach dem Worte Gottes hingeben zu können — da schallt ein unheimlicher Ton aus dem finstern Winkel — die Qual Satans, der das Leben aus Gott empfinden muß, die Wut der Hölle über die Beute die zu entwischen droht — sie spricht sich im thierischen Laut aus. Wer von uns hat nicht schon das Knurren Satans gehört wenn man der Welt, in der er regiert, mit dem einfachen Worte des lebendigen Gottes nahe tritt? Der gewaltige Gegensatz den uns das erste Evangelium im Paradiese aufschließt, zwischen dem Thiere, der

Schlange, und dem Menschen, ein Gegensatz, der noch einmal widerkehrt vor dem jüngsten Tage in dem Thiere des Abgrunds das da streitet wider die Heiligen — diser weltumfaßende Gegensatz von dem Thiere in dem der Satan ist, und vom Menschen, in dem Gott eine Gestalt gewonnen hat, er wird uns hier in schwachem silhouettenartigem Bild vorgefürt. Faust weiß nicht, was die Gestalt des Pudels verbirgt, aber er ahnt es, er fült, daß dises Knurren dem neuen Leben gilt, das in ihm aufgewacht ist. Widerlich klingt der unharmonische Laut in die Harmonie der Zufridenheit, in der sich Faust wider befindet — kopfschüttelnd fragt er sich, ob der Hund es wol mache, wie die Menschen, ob das Thier das kaum gesprochene verhöhnen wolle? Faust fült, daß er, wenn er mit seinem Sehnen nach dem Lebensquell hinausträte vor die Menschen, er unverstanden bleiben, daß er verhöhnt werden würde; er ist so froh gewesen über die Einsamkeit seines Zimmers — jetzt ist es ihm um so unangenehmer, einen Zeugen zu haben der ihn stört, wenn es auch nur ein Thier ist.

Satan schweigt, um sich nicht zu verraten und Faust wendet sich von dem Thiere ab. Aber da fült er, was schon so vile erfaren haben, namentlich im Anfang ihres Glaubenslebens: das Wüten der Hölle, so sehr es auch in dem thierischen Laut versteckt war, ist nicht ohne Einfluß auf ihn gebliben. Der einzige Ton, der nicht paßte zu den Himmelsklängen in Fausts Herzen, reicht hin, dise Himmelsklänge gänzlich zu stören. Eben hat Faust noch geglaubt, stark zu sein, kräftig fortschreiten zu können auf dem neuen Weg, der sich ihm zeigte; jetzt fült er immer noch, daß er Lust hat an Gottes Gesetz nach dem inwendigen Menschen, aber er fült zugleich seine ganze Schwäche, er fült, daß aus seiner eignen Kraft keine Befridigung kommen kann. Eben hat er noch Ströme neuen Lebens in sich gefült, jetzt sind sie versigt und er dürstet wider nach einer Erquickung, gerade wie er es so oft erfahren hat — hat er doch mit Geistern fliegen wollen und ist gleich darauf ohnmächtig zusammengesunken.

Damals hat er keine Hilfe gewust, als den Tod durch eigne Hand — jetzt weiß er eine Hilfe. Nicht in sich und um sich, über sich sucht er sie: aufwärts geht sein Blick, nicht nach menschlicher Erkenntnis, nein nach Offenbarung. Eine Offenbarung Gottes hat er bisher in der Natur und der Wißenschaft gesucht, jetzt weiß er, daß Gott zu uns am deutlichsten redet und das Licht, das den Weg zu ihm zeigt, am hellsten leuchten läßt in seinem Worte. Aber über den alten Bund, über das Gesetz geht er hinaus — da ist, denkt er mit gar manchem Weisen diser Welt, so viles, das einer Offenbarung Gottes unwürdig ist. Gottes würdiger nach seinem Maßstab, schöner nach seinem Urteil, tritt ihm Gottes Wort im neuen Testament entgegen. Und soll es uns nun noch wundern, daß der, der am Gesetz vorbeigeht, die ohne sich vorher gebeugt zu haben vor dem Ernst der Gerechtigkeit Gottes — gleich in das Geheimnis des Neuen Bundes eindringen will, sich nicht beugen kann vor dem Gotteswort, das er doch als solches anerkennt? Kann es uns nun noch wundern, daß Faust von der Beschäftigung mit dem Worte Gottes zum Vertrag mit dem Teufel übergehn kann? Wo der Ernst des Gesetzes und der durch das Gesetz bewirkte Ernst der Sündenerkenntnis felt, da bleibt auch die lebendigste Empfindung eigner Ohnmacht und der Notwendigkeit göttlicher Hilfe eben nur Empfindung, nur Gefül das sofort dem entgegengesetzten Platz machen kann — da kann heute Gott und morgen dem Teufel gedient werden.

Faust aber siht den falschen selbstgewälten Weg nicht, auf dem er sich befindet; er glaubt es sei genug, nur an die Quelle zu gehn und sie gebe Waßer. Ja, sie gibt Waßer, die Quelle des göttlichen Wortes — aber nur dem wirklich Durstigen. Das „redlichste Gefül" des auf seine eigne menschliche Weise Warheit suchenden ist aber von dem brennenden Durste des nach Trost verlangenden armen Sünderherzens noch weit entfernt, die aufrichtigste menschliche Ehrfurcht vor dem „heiligen Original" ist noch lange nicht die zweifellose Gewisheit, mit der der Glaube

sich erhebt an Gottes Verheißungen aus der Tiefe des Gottverlaßenseins. Daß menschliches Forschen in der Schrift nie und nimmer, und wenn der Forscher der gelehrteste und zugleich der redlichste wäre, zum Glauben führt, das wird hier mit einer Ehrlichkeit gestanden und mit einer Anschaulichkeit dargestellt, wie nirgends. Es ist dise Partie unseres Stückes wol geeignet, die zu warnen, welche auf eine bloß äußerliche Berürung des Menschen mit dem Worte Gottes zu vil Gewicht legen, wie so viele Beförderer der Bibelverbreitung. Hier schlägt Faust die Stelle des N. T. auf, in der uns der tiefste Blick in das kündlich große Geheimnis, daß Gott offenbaret ist im Fleisch, gewährt wird; versenkt er sich ohne weiteres gläubig in die Tiefen göttlicher Barmherzigkeit, die sich ihm aufthun? Nein, er thut wie tausende thun, er faßt nur die Schale, nicht den Kern ins Auge und stößt sich an der Schale, während es nur an ihm läge, erst den Kern, erst die Sache an und hin zu nehmen um dann sich auch mit der Schale, dem armen Menschenwort, der schwachen Menschensprache zurechtzufinden. Faust list das gewaltige: „Im Anfang war das Wort". Lis weiter armer Verblendeter! Dein Verstand und aller Menschen Verstand ist zu kurz, um in die Tiefe dises Anfangs zu reichen, zu schwach um die Gottheit des Sohnes und das Geheimnis seines Verhältnisses zum Vater zu faßen, das in dem Worte λόγος mehr verdeckt als enthüllt ist, wie es bei einem Menschenwort nicht anders sein kann. Lis weiter und freue dich, daß das Wort Fleisch ward und unter uns wohnete; das ist zuerst, das ist zunächst für dich, für die armen Menschenkinder geschrieben. Erst wenn du diß im Glauben gefaßt hast, wenn du weist, daß das Wort für dich Fleisch ward, dann wirst du zurückkehren dürfen zum Anfang, um einen Schatten von dem zu ahnen, was gesagt ist mit dem unbegreiflichen: Im Anfang war das Wort. Aber das fleischgewordene Wort, in der Krippe von jüdischer Mutter geboren und unter das Gesetz gethan, ist Faust, wie so vilen zu gering: da ist nichts für die Erkenntnis, nichts für die Wißenschaft, nichts für die Speculation zu holen; Auf-

schlüße erwartet das kluge Geschlecht von der Offenbarung Gottes, die doch nur für Kinder geschrieben ist, und mit mühsamer Wortklauberei suchen sie aus dem Buchstaben solche Aufschlüße zu nehmen, weil ihnen der Geist, der Kindesgeist fehlt.

Warum stockt denn Faust schon bei dem ersten Worte? Warum siht er sich ratlos nach Hilfe, nach Erklärung um? Er kann das „geschrieben ist“ nicht festhalten, sich nicht unter das beugen, was für alle Ewigkeit einmal da steht. Eben hat er erst gesagt: wir sehnen uns nach Offenbarung, eben erst seine Armut gefült und schon steht er wider als Meister und Richter über dem Lebensquell, tadelt des Waßers Farblosigkeit, statt seinen Durst zu löschen.

So redt' ich wenn ich Christus wär!

so redete ich, wenn ich Gott wäre — das ist Fausts Gesinnung, ein Ausfluß des satanischen: ihr werdet sein wie Gott — das ist die Gesinnung der „Vocabulisten und Grammatisten“, die Gottes Wort meistern, biß auf disen Tag.

Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen,

das kannst du auch nicht, wenn du den Maßstab nimmst vom Menschenwort, das so oft Lüge und Schein ist, das verfliegt und vergeßen wird. Aber wenn du etwas von der Kraft und Macht des Wortes Gottes an dir erfahren hast, wenn du weist, daß Gottes Worte keine flatus vocis sind, sondern Thaten, dann wirst du ahnen, warum der ewige Sohn Gottes es nicht verschmäht hat, sich das Wort zu nennen, da ja alle Gottes Verheißungen Ja in ihm und Amen in ihm sind. Wie klein bist du, armes Menschenkind, das du durch eine andere Uebersetzung meinst in die Tiefen göttlicher Offenbarungen, göttlicher Thaten zu dringen, wie bald strandest du an dürrer Sandküste, wenn du nur von deinem Geist erleuchtet bist. So strandet Faust, wenn er das Wort λόγος alles geheimnisvollen entkleidet und es durch „Sinn“ übersetzt. Das scheint aber doch Faust selbst gar zu dürftig, er hält inne. Jetzt denkt er an das Folgende; es wird ja von disem λόγος ausgesagt: Alle

Dinge sind durch dasselbige gemacht — das kann zu der Bedeutung „Sinn" nicht passen. Es muß doch eine lebendige Kraft sein, die alles wirkt und schafft und diser Schluß bringt ihn dazu, daß er von dem „geschrieben ist" ganz abgeht und hinschreibt: im Anfang war die Kraft. Aber auch das genügt dem Schwankenden nicht, der den festen thatsächlichen Boden göttlicher Offenbarung verlaßen hat und nun auf dem Meer der Wortbedeutungen hin und her fährt; eine Kraft kann auch eine ruhende regungslose sein, das ist der λόγος nicht. Jetzt glaubt Faust, er habe das richtige gefunden: und sicher, den eigentlichen Sinn des geheimnisvollen Wortes gefunden zu haben, schreibt er hin:

im Anfang war die That!

Das ist nun freilich vom Original, vom Grundtext weit entfernt dem Wortlaut nach — innerlich aber nicht so weit, als es scheinen könnte. Faust hat aus dem Augenblick, wo er absah vom bloßen Wort λόγος und auf das folgende, auf den Zusammenhang sah, wo er also einmal ohne philologische Hintergedanken die Sache, den Inhalt auf sich wirken ließ, so vil gelernt, daß mit dem an und für sich todten Worte λόγος etwas lebendiges thätiges bezeichnet sein müße und auf diser Grundlage kann er weiter kommen.

Da aber tritt Satan ein; es ist ihm eine Qual Gottes Wort zu hören, er möchte hinaus, aber leichte kleine Menschenkünste versperren ihm den Ausweg und die Wut darüber wird in thierischem Heulen laut, da er es jetzt noch für geratener hält die Maske beizubehalten. Faust sihtsich ungern gestört — wir sehen die Einwirkung von Gottes Wort daran — er will das Thier hinaustreiben. Unbewust stellt er sich und das Thier wider gleich:

Einer von uns beiden
Muß die Zelle meiden,

aber ahnungslos spricht er gleich darauf wider sein Bedauern aus, den unterhaltenden Gesellschafter zu verlieren. So wird

Satan gezwungen sich zu enthüllen. Aber fürs erste denkt er Faust zu schrecken, auf den ja die Erscheinung des Feuergeistes einen so niederschmetternden Eindruck machte; er nimmt eine furchtbare Gestalt an. Faust aber, gestärkt durch das Wort Gottes verwundert sich nur und zweifelt an der Wirklichkeit, statt sich zu fürchten; er bezeichnet die furchtbare Gestalt ruhig als ein Gespenst, als ein kraftloses schattenhaftes Wesen und vergleicht sie mit dem plumpsten Geschöpf unter allen Landthieren. Bald merkt er, daß der ganze ungeheure Körper nur ein scheinbarer sei und beschließt Satan zu zwingen, daß er seinen aus allen vier Elementen zusammengesetzten Scheinleib*) fahren läßt und sich zeigt wie er ist. Faust betrachtet die ganze Sache also als ein Experiment in der Magie; anders aber sehen sie Satans Engel an: sie wißen, daß ihr Oberster gefangen ist. Sie warnen sich gegenseitig, nicht auch in die Falle zu gehn, wozu das offene Pentagramm auf der Schwelle einlädt; aber die Hölle kann das Spotten nicht laßen: sie verhöhnen Satan und sein Zagen vor einem Menschen, sie verspotten ihn, daß er, ein so alter Fuchs sich beim Lauern auf eine Menschenseele habe fangen laßen. Sie versprechen ihm Hilfe, aber die Versprechungen der Hölle sind immer Redensarten, sie wollen nur auf und niderschweben, sich vilgeschäftig anstellen, er aber soll sich allein losmachen. Und nur die Erinnerung in gleicher Lage schon von ihm unterstützt zu sein, bewegt die Höllengeister überhaupt von Hilfe zu reden. — Faust merkt das Geisterweben auf seinem Gange wol, aber richtig erkennt er, daß der Geist in Thiergestalt die Ursache dises Getümmels ist und hofft, ist er mit disem einmal fertig, die übrigen Geister leicht vertreiben zu können. So beschwört er denn die Geister der vier Elemente: Salamander, den unverbrennlichen, den Feuer-

*) Daß Satan sich einen Scheinleib aus den vier Elementen zusammensetzen könne, sagt Theophrast Philosophia occulta cap. 5. (Werke Theil 9.)

geist; Undene, die bewegliche, den Waßergeist; Sylphe, den rasch verschwindenden Luftgeist und den Erdgeist, der in der Tiefe mit edlem Metall sich abmüht*). In dem Bewustsein seiner Ueberlegenheit über das ihm entgegenstehende Wesen, in der Sicherheit umfaßender Kenntnisse in der Magie ist er ganz ruhig — denn im Reiche Gottes ist er, da es auf Glauben ankommt, ein stümpernder Schüler, der sich mit dem Lexicon abquält — hier, in dem Reiche der Wißenschaft und zwar in dem Grenzbezirk, der an die Hölle stößt; ist das Wißen schon eine Macht und hier kann Faust sich als Meister zeigen. Befehlend ruft er dem Feuergeist zu, die unnatürliche Verbindung mit dem Waßer zu laßen und sich als Feuer zu zeigen, ebenso soll das Waßer thun und der unsichtbare Luftgeist soll durch ein Meteor seine Gegenwart darthun, so daß zuletzt nur der Erdgeist**) übrigbleibt. — Aber Satan hat sich dißmal beßer gerüstet, die Angst und die Unruhe schwinden, sowie er merkt, daß Faust ihn nicht mit dem Worte Gottes, wie er gefürchtet, sondern auf dem dunkeln Gebiet der Magie angreift: höhnisch grinzt die Teufelslarve den Menschen an, der nichts über ihn vermag. Da siht Faust, daß er es hier nicht mit zwischen Himmel und Hölle stehenden Elementargeistern, sondern mit einem höllischen Geist zu thun hat; der Betrogene hält ihn nur für einen Verirrten, der zufällig in

*) Theophrast Philosophia Tractatus IIII. stellt die Geister der Elemente ähnlich zusammen, nur nennt er die spiritus aquatici Nymphae, die spiritus terrae Sylphes oder Pygmaei. Kobold ist eigentlich Hausgeist, nicht Erdgeist; die deutsche Uebersetzung von Theophrasts Werken (Basel 1590) nennt die Erdgeister Schröttlin, Bützlin, Bergmännlein.

**) Incubus (von incumbo) ist eigentlich so vil als Alp und also wider nicht genaue Bezeichnung für den Erdgeist. Man unterschied incubi und succubi; warum? und wie? lese, wems gefällt, in Ambrosius Paraeus Lehrbuch der Chirurgie, deutsch von Peter Uffenbach. Frankfurt am Main 1601. fol. p. 1076, wo das ganze 16. Capitel des 24. Buchs davon handelt.

sein stilles Studierstübchen geraten sei; er ahnt nicht, daß Satan es bestimt auf ihn abgesehn hat. Aber er hat im Kreiße der Magie Mittel, dem Teufel zu widerstehn: auch die Magie hat Elemente in sich aufgenommen aus dem Christentum und braucht sie. Ist diser Gebrauch nicht der rechte, so verfehlt er doch nicht seinen Zweck, Satan in Zorn zu setzen, der auch nicht einen Schatten aus dem Reiche Gottes vertragen kann. Vor Christo beugen sich die Knie der bösen Geister, vor seinem Zeichen selbst erschrecken sie; das Untier schwillt auf, die sich sträubendeu Haare verraten Satans Angst, die ein Schatten ist von dem Ausruf: Bist du hergekommen, uns zu quälen, ehe denn es Zeit ist? — Da erkennt Faust, in dem die Himmelskräfte der Osternacht und des Wortes Gottes noch lebendig sind, bestimt den Teufel und er ist noch stark genug, den Höllenfürsten als ein verworfenes Wesen zu bezeichnen. Triumphierend ruft er ihm entgegen, wie der Meister dem Schüler, ob er diß Zeichen lesen könne, das Zeichen des ewigen Gottessohnes, dessen ewige Kraft und Herrlichkeit niemand ausspricht, weil sie Himmel und Erde erfüllt und der doch wie ein Sünder am Kreuze gehangen hat, dem Mutwillen roher römischer Söldner ausgesetzt.

Dise Worte hat Faust nicht bloß die Magie eingegeben, sondern in ihnen zeigt sich plötzlich der alte Kinderglaube wider, hervorgelockt durch die Stellung des Kampfes, die Faust gegen den Satan eingenommen hat; nicht bloß vor dem magischen Zeichen, sondern vor disem überraschenden Zeugnis von Christo, das plötzlich aus Fausts Munde hervorbricht, verkriecht sich Satan in die Ecke. Er ist daran, seinen Scheinkörper in Nebel zerfließen zu laßen — villeicht noch einmal hofft er Faust durch eine ungeheure Gestalt zu schrecken — aber Faust durch seine eignen Worte wunderbar ermutigt, befiehlt dem Ungeheuer sich zu legen wie man einem Hunde zuruft. Er kann sich trotz aller dieser Anstalten schon den Meister des Thiers nennen, er weiß daß es glühende Höllenqual ist für Satan, sich dem Zeichen Christi gegenüber zu befinden, aber Faust droht mit dem dreimal glühenden Licht, mit

dem Zeichen der heiligen Dreieinigkeit, deren Name und Zeichen in der Magie so oft gebraucht und misbraucht wurde. Die höchste Spitze der „weißen Kunst“ will Faust gegen den Fürsten der Schwarzkunst anwenden; da muß Satan nachgeben, muß sich enthüllen, oder sich wenigstens in einer andern Hülle zeigen, denn die Hölle zeigt sich ungern in ihrer wahren Gestalt.

So geht also Faust als Siger aus diesem Kampfe mit dem Satan hervor, wie jeder, der ihm mit Gott mutig entgegentritt. Aber statt Satan nun hinwegzuweisen, und so seinen Sig zu verfolgen, glaubt er Siger zu bleiben, wenn er ihn festhält. Er läßt sich mit ihm ein und wenn es nur auf Frage und Antwort ist — so gewinnt Satan doch und in tragischem Gegensatz zeigt uns das Ende der nächsten Scene den stolzen Siger, der hell und wach über Satan triumphiert hat, geäfft vom Fürsten der Hölle, aus schmählicher Betäubung sich ermunternd.

2. Fausts Verhandlung mit Mephistopheles.

Faust hat bei dem Kampfe mit dem Satan, den uns die vorausgehende Scene schilderte, fast alle Mittel seiner Kunst ins Gefecht geführt — er erwartet nun, wenn nicht Satan in seiner eigentlichen, doch in einer eben so schrecklichen Gestalt zu sehn, wie früher den Feuergeist. Satan aber weiß, daß Faust nicht zu schrecken ist und nimmt deswegen zu dem entgegengesetzten Mittel, das die Hölle gegen ihre Opfer braucht, seine Zuflucht, zu hündischem Kriechen: in der demütigen Gestalt eines farenden Schülers tritt er hervor, aber frech bezeichnet er Fausts ganze Kunst als unnützen Lerm und hochfarend im Kriechen stellt er sich an, als habe Faust von ihm etwas haben wollen und ihn deshalb mit der weißen Kunst geplagt. Aber das kriechende anmaßende Wesen Satans macht keinen Eindruck auf Faust, er lacht über die erbärmliche Gestalt die Satan jetzt annimmt, wenn er sie mit der ungeheuern vergleicht, die der Höllenfürst kaum abgelegt hat. Nichts aber kann die Hölle weniger vertragen als

Verachtung; um jeden Preis, auch um den Preis einer Selbstdemütigung sucht Satan seinen Gegner von disem Ton abzubringen. Er fängt an ihm zu schmeicheln wegen seiner Gelehrsamkeit in der Magie, in halb scherzendem Ton gesteht er die Angst, die ihn gequält — und er erreicht durch seine Schmeichelei wenigstens sovil, daß Faust ein Gespräch mit ihm anfängt durch die Frage nach seinem Namen. Faust braucht nach dem Namen nicht zu fragen, er weiß ja, daß er einen „Flüchtling der Hölle“ vor sich hat; aber „der Casus“ ist doch für den gelehrten Herrn zu neu, zu interessant, und so fragt er, wo er ohne Frage wegweisen sollte. — Noch zwar hat er nicht vil verloren, denn die Hölle enthüllt ungern ihr wahres Wesen, wie es der Name verraten würde: der Teufel würde ja die Warheit sprechen müßen, wenn er seinen wahren Namen nennte und wie könnte das der der Vater der Lüge? Darum sucht er mit Ironie um die Antwort herumzukommen; mit boshaftem Hohn knüpft er an Fausts Beschäftigung mit der Bibel an: da hast du ja das Wort nicht hoch schätzen können, wie kannst du jetzt einem bloßen Wort, dem Namen, so vil Gewicht beilegen; und kaum minder boshaft ist es, wenn Satan Faust weit entfernt von allem Schein nennt, da der arme jetzt gerade daran ist, die Warheit zu verwerfen und sich höllischem Trug und Wahn hinzugeben. Satan sucht aber auch zugleich in Faust die Verzweiflung widerzuerwecken, daß er auf dem Wege der Wißenschaft in der Wesen Tiefe umsonst zu dringen gesucht hat — aber vergebens: Faust steht noch immer fest und mit überlegner Sicherheit spricht er den Satz aus, daß der Name das Wesen ausdrückt, ein Satz, der in seinem vollen Umfang nur im Gebiete der heiligen Schrift gilt. Faust steht also, immer noch auf disem Grund und begegnet dem Spott des Satan wider mit der spöttischen Anrede: ihr Herrn; ich brauche deine Antwort nicht, ich kenne dein Wesen recht gut, es spricht sich aus in den biblischen Namen Fliegengott, Verderber, Lügner. Seit der Baal Sebub in Ekron gefragt wurde statt des lebendigen Gottes und dise Frage das furchtbare Gericht über Jero-

beams Haus brachte, ist der Name dises Götzen, den der abgefallene König über Gott stellte, ein Name geworden für den obersten der Teufel; seit der Teufel ausgieng Hiobs Kinder Haus und Habe zu verderben, ist er als der Verderber für alle Zeit gekennzeichnet; seit die Warheit unter den Menschenkindern persönlich wandelte, ist der Teufel, der den Sohn Gottes versuchte, als Lügner offenbar geworden so daß jeder, der aus der Schrift lernen kann und will, ihn als solchen kennen muß. So braucht auch Faust, der wider etwas von der fleischgewordnen Warheit gelernt hat, weiter nicht zu fragen, wie Satan heißt; er fragt wer bist du? Er erkennt aber dabei mit einem: Nun gut, Satans Ausflüchte als berechtigt an; er braucht auch nicht zu fragen, wer er ist, da er ihn mit den Bibelnamen eben hinlänglich bezeichnet hat: es ist eine Neugirde, ein Rest seines ungebändigten Wißenstriebes, der ihn noch einmal fragen läßt. Er möchte doch gern einmal hören, wie Satan sich selbst bezeichnet. Und Satan weiß dise Neugirde (die schon Lessing richtig in seinem Faustfragment als den Haken bezeichnet, an dem der Teufel Seelen wie Faust faßt) als eine schwache Seite gut zu benutzen, er gibt eine Antwort, die Fausts Neugirde von neuem reizt. Zugleich aber ist dise Antwort für den Satan und all seine Genoßen sehr bezeichnend: ich sagt das böse Gewißen nicht gerne, wie solte es der Repräsentant des bösen Gewißens sagen? Gern vermeidet die Hölle das „ich", denn auf disem ich, auf der persönlichen Verschuldung, die keine Gesellschaft und Gemeinschaft entschuldigt, ruht ja die Strafe Gottes, sein Zorn und seine Verdamnis. — Lieber steckt sich die Hölle hinter die Masse: Legion heißen wir, denn unser sind vil, das ist der Walspruch der Hölle biß auf disen Tag; hinter die Worte: Volk, Majorität, Gemeinde verbirgt sich das Treiben der Diener des Teufels noch immer gar gern. So bezeichnet sich auch hier der Teufel nicht als eine selbständige Person, sondern als ein Abstractum, ja als den Teil eines Abstractums. Er sucht sich außerdem so ehrlich und unschuldig darzustellen, als nur möglich: ehrlich, indem er zugibt,

daß er das Böse will, unschuldig, als wenn durch sein Zuthun Gutes aus disem Bösen komme. Aber die Höllenwut, daß alle Verführung, alles Verderben, alle Lüge nichts hilft, daß Gottes Reich bei disem Treiben, ja durch dises Treiben um so herrlicher seinen leuchtenden Weg geht, spricht sich doch auch, wenn gleich verborgen, in disen Worten aus. — Faust bemerkt diß nicht, er hält sich nur an die äußerlichen Worte und es scheint ihm rätselhaft, daß Satan, der Verderber, Gutes schaffen soll: noch einmal fragt er, noch einmal läßt er sich mit Satan ein. Nun wirft Satan die Maske ab; mit einem: Ich bin, tritt er seinem Opfer, dessen er jetzt sicher zu sein glaubt, trotzig entgegen; und mit den Worten: ich bin der Geist der stets verneint, bezeichnet er sein Wesen so ehrlich, wie es Satan nur thut, wenn er sigesfroh ist. Ja, Amen, ist der Name des treuen Zeugen, des erstgebornen von allen Kreaturen, in dem alle Gottes Verheißungen Ja sind; Nein ist das Wort des Satans und wird es sein, bis er im feurigen Pfuhl ligt — wehe dem, zu dem Satan Ja sagt! Indem sich aber Mephistopheles als solchen bezeichnet, rechnet er wider auf Anklang in Fausts Seele: Faust hat ja auch zuerst vom Standpunkt der Wißenschaft seinen eignen Glauben verneint und dann, mit tieferer Erkenntnis ausgerüstet, das gesamte Gebäude der vier Facultäten wider verneint. Auf disen Erfolg seiner Versuchung bauend, beginnt Satan ganz gemütlich dise seine Höllenmaxime, das Verneinen, als berechtigt auseinanderzusetzen. Daß er sein Nein gegen Gott richtet, verschweigt er klüglich — er stellt sich an, als setze er sein Verneinen nur dem Leben auf der Erde entgegen, dessen Nichtigkeit Faust ja eingesehn hat. Ja was auf Erden entsteht, ist allerdings wert, daß es zu Grunde geht, denn es ist der Mensch und mit ihm die ganze Natur von der Sünde durchzogen und steht damit unter dem Gesetz: du bist Erde und sollst zur Erde werden. Aber nur wer in diser vergänglichen Schöpfung die Anfänge einer neuen, ewigen Welt nicht sehn will, nur wer Gott läugnet, nur Satan kann sagen: beßer wärs, daß nichts entstanden. Wären wir nur

für diß arme Leben geboren, ja es wäre beßer, daß wir nicht geboren wären; warteten wir nicht einer neuen Erde, auf der das ewige Grün des Paradises widerkommen wird, so wäre es beßer, es wüchse nichts auf diser Erde, die im Feuer untergehn wird. Satan aber weiß nichts vom neuen Leben aus Gott oder will nichts davon wißen und deshalb färt er ganz kaltblütig fort, zu entwickeln, wie berechtigt seine Stellung in einer Welt sei, in der das Vergehn und Zerstörtwerden täglich sich widerholt. Als den tiefsten Grund dises Vergehens gibt er mit Recht die Sünde an, aber dise Bezeichnung sucht er halb verächtlich als eine bloß menschliche darzustellen. Er verachtet die kurzsichtigen Menschenkinder, die von Zerstörung reden, wo Satan ein großes Weltgesetz, dem er dient, vorschützt und in disem teuflischen Hochmut bekennt er vor Faust, den er nicht mehr fürchtet, daß das Böse sein eigentliches Element sei. An Faust aber gleitet dise ganze Exposition ab; das Rätselwort Satans, womit er sich zuerst bezeichnete, beschäftigt den Wißbegierigen, der es ganz ergründen möchte, immer noch. Nur zur Hälfte ist dises Wort erklärt, die erste Hälfte ist noch unerklärt und nach diser, nach den Worten: ich bin ein Teil von jener Kraft, fragt Faust; es ist ihm auffallend, daß ein Individuum, ein abgeschloßenes Wesen sich als einen Teil bezeichnen kann: das ist gegen die Logik, gegen die Grundsätze der Wißenschaft, an denen Faust noch immer festhält, wenn er auch die darauf gestellten Systeme verwirft. Satan siht, daß seine Rede nichts gefruchtet hat und gleich macht er sich wider eben so klein, wie er kaum sich groß gemacht hatte. Er hängt seinem Wort ein gar feines Mäntelchen um: Bescheidenheit soll das sein, wo im Grunde der Hochmut der Hölle gesprochen hat, die sich als Legion fühlt; und allerdings dem lächerlichen Hochmut der schwachen Menschen gegenüber, die oft gar gewaltig auf ihr Ich pochen, oft alle Bande, an die sie geknüpft sind zerreißen, sollte es fast wie Bescheidenheit aussehn, wenn der Teufel es vermeidet „ich" zu sagen. Indem aber der Dichter durch Mephistopheles den Menschen als den Mikrokosmus, die kleine Welt

bezeichnen läßt, wenn auch mit spöttischem Zusatz, bereitet er uns auf das folgende vor: in der Menschenseele findet sich auch der große Gegensatz von Licht und Finsternis, der das ganze Weltall, leiblich und geistig erfüllt. Der Teufel spricht von disem Gegensatz und von seiner Entstehung, aber wie es ihm zukommt, mit unverschämter Lüge. Er ist einer von der Menge abgefallener Engel, die anfangs ein Teil des ewigen Lichtreichs, nicht wie jetzt ein Teil der Finsternis waren. Anfangs war alles Licht, nicht, wie Satan sagt, war die Finsternis alles. Denn Gott war alles in allem, wie es dereinst wider sein wird. Satan wollte freilich gern alles sein, wollte gern mehr sein, als Gott, aber durch disen Versuch wurde er ein Engel der Finsternis. Wie geschickt jedoch weiß Mephistopheles disen Abfall zu verdecken, wie geschickt weiß er die Ordnung umzukehren und die Finsternis als das frühere, das Licht als das später entstandene ja als das abgefallene, hinzustellen. Wie die Heiden, deren Blick nicht weiter reichte, als dahin: die Erde war wüst und leer, ja auch das finstere Chaos als das prius darstellten und den Naturproceß, daß jeden Morgen Licht gleichsam aus dem Schoße der Nacht hervorgeht, auf den Anfang aller Dinge übertrugen, so hier Mephistopheles. Ja das natürliche Licht ist das posterius, weil es eben wegen der Finsternis, die der Teufel in die Welt gebracht hatte, geschaffen werden muste, aber das ewige Licht ist das prius von aller Ewigkeit her gewesen, mögen auch alle Heiden und halben Heiden und alle Gnostiker mit ihren Emanationstheorien gleich dem Satan das Gegenteil lehren. Das ewige Licht hat sich klar und rein erhalten von aller Vermengung mit der Finsternis und erbittert darüber, daß sein Abfall nichts vermocht hat über den Himmelsglanz, nennt es Satan deshalb das stolze Licht und wirft ihm vor, es sei von der Finsternis abgefallen, obgleich Mephistopheles das Gegenteil recht gut weiß. Ergrimmt darüber, daß sich das Licht nicht alles von der Finsternis gefallen läßt, daß der Herr seine Diener unter Engeln und Menschen kämpfen läßt gegen die Finsternis, sagt er, das Licht mache ihm den Raum

für diß arme Leben geboren, ja es wäre beßer, daß wir nicht geboren wären; warteten wir nicht einer neuen Erde, auf der das ewige Grün des Paradises widerkommen wird, so wäre es beßer, es wüchse nichts auf diser Erde, die im Feuer untergehn wird. Satan aber weiß nichts vom neuen Leben aus Gott oder will nichts davon wißen und deshalb färt er ganz kaltblütig fort, zu entwickeln, wie berechtigt seine Stellung in einer Welt sei, in der das Vergehn und Zerstörtwerden täglich sich widerholt. Als den tiefsten Grund dises Vergehens gibt er mit Recht die Sünde an, aber dise Bezeichnung sucht er halb verächtlich als eine bloß menschliche darzustellen. Er verachtet die kurzsichtigen Menschenkinder, die von Zerstörung reden, wo Satan ein großes Weltgesetz, dem er dient, vorschützt und in disem teuflischen Hochmut bekennt er vor Faust, den er nicht mehr fürchtet, daß das Böse sein eigentliches Element sei. An Faust aber gleitet dise ganze Exposition ab; das Rätselwort Satans, womit er sich zuerst bezeichnete, beschäftigt den Wißbegierigen, der es ganz ergründen möchte, immer noch. Nur zur Hälfte ist dises Wort erklärt, die erste Hälfte ist noch unerklärt und nach diser, nach den Worten: ich bin ein Teil von jener Kraft, fragt Faust; es ist ihm auffallend, daß ein Individuum, ein abgeschloßenes Wesen sich als einen Teil bezeichnen kann: das ist gegen die Logik, gegen die Grundsätze der Wißenschaft, an denen Faust noch immer festhält, wenn er auch die darauf gestellten Systeme verwirft. Satan siht, daß seine Rede nichts gefruchtet hat und gleich macht er sich wider eben so klein, wie er kaum sich groß gemacht hatte. Er hängt seinem Wort ein gar feines Mäntelchen um: Bescheidenheit soll das sein, wo im Grunde der Hochmut der Hölle gesprochen hat, die sich als Legion fühlt; und allerdings dem lächerlichen Hochmut der schwachen Menschen gegenüber, die oft gar gewaltig auf ihr Ich pochen, oft alle Bande, an die sie geknüpft sind zerreißen, sollte es fast wie Bescheidenheit aussehn, wenn der Teufel es vermeidet „ich“ zu sagen. Indem aber der Dichter durch Mephistopheles den Menschen als den Mikrokosmus, die kleine Welt

bezeichnen läßt, wenn auch mit spöttischem Zusatz, bereitet er uns auf das folgende vor: in der Menschenseele findet sich auch der große Gegensatz von Licht und Finsternis, der das ganze Weltall, leiblich und geistig erfüllt. Der Teufel spricht von disem Gegensatz und von seiner Entstehung, aber wie es ihm zukommt, mit unverschämter Lüge. Er ist einer von der Menge abgefallener Engel, die anfangs ein Teil des ewigen Lichtreichs, nicht wie jetzt ein Teil der Finsternis waren. Anfangs war alles Licht, nicht, wie Satan sagt, war die Finsternis alles. Denn Gott war alles in allem, wie es dereinst wider sein wird. Satan wollte freilich gern alles sein, wollte gern mehr sein, als Gott, aber durch disen Versuch wurde er ein Engel der Finsternis. Wie geschickt jedoch weiß Mephistopheles disen Abfall zu verdecken, wie geschickt weiß er die Ordnung umzukehren und die Finsternis als das frühere, das Licht als das später entstandene ja als das abgefallene, hinzustellen. Wie die Heiden, deren Blick nicht weiter reichte, als dahin: die Erde war wüst und leer, ja auch das finstere Chaos als das prius darstellten und den Naturproceß, daß jeden Morgen Licht gleichsam aus dem Schoße der Nacht hervorgeht, auf den Anfang aller Dinge übertrugen, so hier Mephistopheles. Ja das natürliche Licht ist das posterius, weil es eben wegen der Finsternis, die der Teufel in die Welt gebracht hatte, geschaffen werden muste, aber das ewige Licht ist das prius von aller Ewigkeit her gewesen, mögen auch alle Heiden und halben Heiden und alle Gnostiker mit ihren Emanationstheorien gleich dem Satan das Gegenteil lehren. Das ewige Licht hat sich klar und rein erhalten von aller Vermengung mit der Finsternis und erbittert darüber, daß sein Abfall nichts vermocht hat über den Himmelsglanz, nennt es Satan deshalb das stolze Licht und wirft ihm vor, es sei von der Finsternis abgefallen, obgleich Mephistopheles das Gegenteil recht gut weiß. Ergrimmt darüber, daß sich das Licht nicht alles von der Finsternis gefallen läßt, daß der Herr seine Diener unter Engeln und Menschen kämpfen läßt gegen die Finsternis, sagt er, das Licht mache ihm den Raum

auf der Erde streitig, der – das ligt im Hintergrunde — doch ihm, dem Fürsten diser Welt gehöre. Aber Satan spricht, Faust wenigstens gegenüber, den er zu betrügen denkt, die Hoffnung auf Sig aus, weil das ewige Licht, insofern es im Menschen und hier auf Erden zur Erscheinung kommt, durch die von der Sünde zerfreßene Leiblichkeit gehemmt wird. Diß fürt Satan aus, indem er das ewige Licht mit dem natürlichen Licht vergleicht: wie der Lichtäther, den Gott am ersten Schöpfungstage schuf, nicht mehr für uns sichtbar ist, wir vilmehr nur Licht erhalten durch die Körper, die Lichtwellen hervorrufen, so ist auch das ewige Licht nicht in seiner Unmittelbarkeit hier auf Erden sichtbar, sondern es leuchtet in und aus gar schwachen Gefäßen, an denen man, wie an der Sonne, manchen Flecken wahrnehmen kann und deren menschliche Schwäche das ewige Licht in disem Leben nicht ganz aufzuheben vermag. Und wenn auch Satan zugeben muß, daß das ewige Licht selbst den Leib verschönern kann durch einen Zug der Verklärung, wie Abendsonnengold todten Stein selbst und kalte Schneegipfel herrlich erleuchtet — triumphierend wendet er das Naturgesetz, daß jeder undurchsichtige Körper das irdische Licht in seinem Gange aufhält, an gegen das himlische Licht, das auf diser armen Erde so oft in seiner besten Arbeit an einem Menschen durch Fleisch und Blut gehemmt wird. — Und wenn sich auch zuweilen eine Ahnung himlischer Herrlichkeit zeigt am schwachen Menschenleib, wenn auch die Liebe Gottes und des Nächsten, von der das Herz voll ist, einen Zug ewiger Jugend erhält selbst auf dem Gesichte des Greisen, wenn auch des Todten, der in Gott starb, fridevolles Antlitz einen Abglanz zeigt ewigen Lichtes — doch fallen auch dise, an deren Leibe das Himmelslicht seine verklärende Kraft bewies, der Verwesung anheim und in den Moder des Grabes dringt für jetzt kein Lichtstral — darauf baut Satan seine Hoffnung, daß mit den Körpern auch das Licht untergehn werde, wie allerdings das irdische Licht einst aufhören wird, wenn Sonne und Mond ihren Schein verlieren. Daß einst auch in die Grabesnacht Licht fallen wird, das kein Körper

im Gange hemmt, das vilmehr gerade die Körper verklärt, davon schweigt Satan. Aber trotzdem erkennt Faust, noch immer von göttlichem Licht nicht ganz verlaßen, selbst aus den Worten des Satans, wie vergeblich sich die Finsternis gegen das Licht aufbäumt; im Großen bleibt das Lichtreich unerschüttert, Satans „würdiges Geschäft" ist es nur, im Finstern schleichend, hier und da eine einzelne Seele dem Reiche des Lichtes zu entfremden. Der Hohn in diesen Worten trifft Satan hart, ebenso wie die abermalige Einsicht, daß sein Reden und seine pantheistisch-theosophischen Deductionen ihn nichts helfen; er gibt Fausts Worte ohne Weiteres als wahr zu und in der Erbitterung, daß sie wahr sind, in der Erbitterung, daß auch durch dise Arbeit im kleinen verhältnismäßig nicht vil erreicht wird, gesteht er die Fruchtlosigkeit seiner Mühe ohne weiteres ein. Auch hier stellt er seine äußerliche Arbeit, das Zerstören und die fortwärende Reaction gegen das natürliche Leben, auf das Gott bei der Schöpfung seinen Segen gelegt hat: Seid fruchtbar und mehret euch, in den Vordergrund; es ist aber zugleich Bild seines innerlichen Zerstörens auf geistlichem Gebiet, wo ihm gleichfalls immer ein unerschöpfliches Leben aus Gott entgegenwirkt. Disen letzten Gegensatz ausdrücklich darzustellen, hat Satan hier, wo er Faust verfüren will, keine Veranlaßung: er würde sich ja dadurch ganz als den Ueberwundenen bekennen. Um so treffender und lebendiger zeichnet uns dagegen der Dichter den Gegensatz zwischen Zerstören und Wachsen, der ja auch im tiefsten Grunde ein Gegensatz zwischen Gott und dem Teufel ist. Bezeichnend ist gleich im Anfang der Ausdruck „plumpe Körperwelt": da hören wir gleich den Satan, der die Menschen aufklären, civilisiren, aus der Stumpfheit erheben, sie für geistige höhere Interessen begeistern will, damit das Reschen natürliche Kraft, das oft bei einem Volke wie beim Einzelnen noch der letzte äußerliche Damm gegen den Satan ist, aufgezehrt werde und seine Opfer ihm ausgemergelt, hohl und todt schon vor dem Tode, um so leichter in die Hände fallen. Satan weiß recht gut daß diese „plumpe Körperwelt" ein „Etwas" ist,

auf der Erde streitig, der – das ligt im Hintergrunde — doch ihm, dem Fürsten diser Welt gehöre. Aber Satan spricht, Faust wenigstens gegenüber, den er zu betrügen denkt, die Hoffnung auf Sig aus, weil das ewige Licht, insofern es im Menschen und hier auf Erden zur Erscheinung kommt, durch die von der Sünde zerfreßene Leiblichkeit gehemmt wird. Diß fürt Satan aus, indem er das ewige Licht mit dem natürlichen Licht vergleicht: wie der Lichtäther, den Gott am ersten Schöpfungstage schuf, nicht mehr für uns sichtbar ist, wir vilmehr nur Licht erhalten durch die Körper, die Lichtwellen hervorrufen, so ist auch das ewige Licht nicht in seiner Unmittelbarkeit hier auf Erden sichtbar, sondern es leuchtet in und aus gar schwachen Gefäßen, an denen man, wie an der Sonne, manchen Flecken wahrnehmen kann und deren menschliche Schwäche das ewige Licht in disem Leben nicht ganz aufzuheben vermag. Und wenn auch Satan zugeben muß, daß das ewige Licht selbst den Leib verschönern kann durch einen Zug der Verklärung, wie Abendsonnengold todten Stein selbst und kalte Schneegipfel herrlich erleuchtet — triumphierend wendet er das Naturgesetz, daß jeder undurchsichtige Körper das irdische Licht in seinem Gange aufhält, an gegen das himlische Licht, das auf diser armen Erde so oft in seiner besten Arbeit an einem Menschen durch Fleisch und Blut gehemmt wird. — Und wenn sich auch zuweilen eine Ahnung himlischer Herrlichkeit zeigt am schwachen Menschenleib, wenn auch die Liebe Gottes und des Nächsten, von der das Herz voll ist, einen Zug ewiger Jugend erhält selbst auf dem Gesichte des Greisen, wenn auch des Todten, der in Gott starb, fridevolles Antlitz einen Abglanz zeigt ewigen Lichtes — doch fallen auch dise, an deren Leibe das Himmelslicht seine verklärende Kraft bewies, der Verwesung anheim und in den Moder des Grabes dringt für jetzt kein Lichtstral — darauf baut Satan seine Hoffnung, daß mit den Körpern auch das Licht untergehn werde, wie allerdings das irdische Licht einst aufhören wird, wenn Sonne und Mond ihren Schein verlieren. Daß einst auch in die Grabesnacht Licht fallen wird, das kein Körper

im Gange hemmt, das vilmehr gerade die Körper verklären, davon schweigt Satan. Aber trotzdem erkennt Faust, noch immer von göttlichem Licht nicht ganz verlaßen, selbst aus den Worten des Satans, wie vergeblich sich die Finsternis gegen das Licht aufbäumt; im Großen bleibt das Lichtreich unerschüttert, Satans „würdiges Geschäft“ ist es nur, im Finstern schleichend, hier und da eine einzelne Seele dem Reiche des Lichtes zu entfremden. Der Hohn in diesen Worten trifft Satan hart, ebenso wie die abermalige Einsicht, daß sein Reden und seine pantheistisch-theosophischen Deductionen ihn nichts helfen; er gibt Fausts Worte ohne Weiteres als wahr zu und in der Erbitterung, daß sie wahr sind, in der Erbitterung, daß auch durch dise Arbeit im kleinen verhältnismäßig nicht vil erreicht wird, gesteht er die Fruchtlosigkeit seiner Mühe ohne weiteres ein. Auch hier stellt er seine äußerliche Arbeit, das Zerstören und die fortwärende Reaction gegen das natürliche Leben, auf das Gott bei der Schöpfung seinen Segen gelegt hat: Seid fruchtbar und mehret euch, in den Vordergrund; es ist aber zugleich Bild seines innerlichen Zerstörens auf geistlichem Gebiet, wo ihm gleichfalls immer ein unerschöpfliches Leben aus Gott entgegenwirkt. Disen letzten Gegensatz ausdrücklich darzustellen, hat Satan hier, wo er Faust verfüren will, keine Veranlaßung: er würde sich ja dadurch ganz als den Ueberwundenen bekennen. Um so treffender und lebendiger zeichnet uns dagegen der Dichter den Gegensatz zwischen Zerstören und Wachsen, der ja auch im tiefsten Grunde ein Gegensatz zwischen Gott und dem Teufel ist. Bezeichnend ist gleich im Anfang der Ausdruck „plumpe Körperwelt“: da hören wir gleich den Satan, der die Menschen aufklären, civilisiren, aus der Stumpfheit erheben, sie für geistige höhere Interessen begeistern will, damit das Restchen natürliche Kraft, das oft bei einem Volke wie beim Einzelnen noch der letzte äußerliche Damm gegen den Satan ist, aufgezehrt werde und seine Opfer ihm ausgemergelt, hohl und todt schon vor dem Tode, um so leichter in die Hände fallen. Satan weiß recht gut daß diese „plumpe Körperwelt“ ein „Etwas“ ist,

das er mit all seiner Anstrengung nicht in das Nichts hinabziehn wird, weil die Kräfte der ursprünglichen Schöpfung troz aller Sünde noch vil zu gewaltig sind, als daß Satan sie im Ganzen überwinden könnte. Da mag er denn auch im Einzelnen wüten, mag durch Stürme die Wellen aufregen, daß sie hunderte von Schiffen verschlingen, mag die Erde erschüttern, daß ganze Landschaften verwüstet werden, mag Feuerfluten über große Städte gehn laßen — immer ist er, wie Hiobs Geschichte uns zeigt, in die undurchdringlichen Schranken, die Gott ihm sezt, gebannt, und der barmherzige Gott, der nur straft, wenn er muß, sorgt dafür, daß die Verwüstung nicht weiter greife, als es nötig ist. Wenn deshalb auch vile solcher Unglücksfälle auf einmal kommen, zu groß ist die Erde, zu groß ist das Meer, zu groß ist die Barmherzigkeit Gottes in diser Gnadenzeit, als daß nicht der bei weitem gröste Teil der Erde und des Meeres von der Zerstörung unberürt bleiben sollte. So flucht denn der Teufel (nicht über Gott, das darf er nicht) er flucht über die Menschen, die er verächtlich eine Brut nennt, die er vernichten möchte, wie eine Schlangenbrut, und die er doch nicht vernichten kann; er flucht auf die übrigen Geschöpfe, die ja gleichfalls, wie Jonas Geschichte so lieblich zeigt in den paar Worten „dazu auch die Thiere“ im Schutze Gottes stehn und die Satan, obgleich sie vernunftlos sind, nicht nach Gefallen schlachten darf. Wie stets neue Schiffe gebaut werden troz aller Stürme, wie stets neue Städte erstehen, wo Erdbeben oder Feuer die alten vernichteten, so wächst ein neues Menschengeschlecht immer wider troz Krieg, Hunger und Pest auf an der Stelle des alten; denn der Segen: Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde ist vor dem Sündenfall gegeben und nach der Sündflut widerholt: kein Satan und wenn er rasend würde, kann disen Doppelsegen des Herrn und Schöpfers aufheben. Wie in der Natur alles voll Leben ist, die Luft die Pflanzensamen fortträgt, im Waßer Pflanzen und Thiere gedeihen, aus der Erde Keime kommen, wo niemand einen Samenkern gelegt hat, so gedeiht auch das Menschengeschlecht überall, in der dürren

Wüste wie im Sumpfland, unter dem Aequator wie in der kalten Zone: überall wo es Pflanzen und Thiere gibt, gibt es Menschen. Dürre, Sumpfluft, Hitze, Kälte, kann das Geschlecht nicht vertilgen und Satan tröstet sich nur damit, daß es doch ein Element, das Feuer gibt, das wirklich auch die Keime des Lebens zerstört. Deshalb sahen unsere Vorfahren in dem Feuer den bösen Gott.

Die Frechheit, mit der Mephistopheles die girig zerstörende Flamme, das freßende Feuer als sein Element bezeichnet, weckt in Faust Abscheu: es tauchen die leisen Klänge der Osternacht in seiner Seele auf, wo Leben kam aus dem Tod, es tauchen in ihm auf die Worte: alle Dinge sind durch dasselbige gemacht und ohne dasselbige ist nichts gemacht, das gemacht ist — und er ahnt die Tiefen göttlicher Barmherzigkeit, die des sündigen Geschlechts nicht müde wird, sondern es erhält und neu schafft, die alle Verluste ersetzt und alle Schäden heilt. Und neben dieser unendlichen Barmherzigkeit erkennt Faust das ganze Entsetzen in Satans Geschäft: er ist ohne Mitleid, ja es freut ihn mit seiner Faust zu zerschmettern, was er zerschmettern darf; er siht ein, daß dise Arbeit ewig umsonst sein wird, aber aus Haß gegen Gott und Gottes Geschöpfe ballt er immer wieder von neuem die Faust um zu zerstören. — Aber mit der menschlichen Ueber-Gutmütigkeit, die selbst vom Teufel Bekehrung hofft, sagt Faust gleich wider, halb scherzend freilich, Satan möge doch etwas anderes anfangen; er nennt ihn nicht mehr, wie vorher, Verderber und Lügner; etwas haben Satans Reden doch gefruchtet, Faust nennt ihn des Chaos wunderlichen Sohn, erkennt also die Lügenrede Satans von der Finsternis, die vor dem Lichte gewesen sei, als richtig an. Mit Hohn über den törichten Menschen verspricht Mephistopheles spöttisch, er wolle wirklich sich besinnen, ob er etwas neues anfangen könne — denn wenn Satan etwas neues beginnt, so ist es eben nur eine neue Lüge, die Menschen um so sicherer zu verderben. Aus der Anrede Fausts aber list Satan richtig heraus, daß Faust nicht ungern seine Lügen anhört und gleich

spricht er davon, daß er wieder kommen und das Gespräch fortsetzen wolle. Für jetzt freilich ist, wie Fausts Worte von der kalten Teufelsfaust gezeigt haben, Faust noch nicht zu fangen und kriechend bittet Mephistopheles um die Erlaubnis, sich entfernen zu dürfen. Faust kommt dise Bitte seltsam vor: ist doch der Erdgeist von dem Ohnmächtigen weggegangen, ohne ihn erst um Erlaubnis zu fragen und der Teufel ist auch ohne Erlaubnis gekommen. Die Erlaubnis wider kommen zu dürfen, gibt Faust dem Teufel; seine Wißbegirde ist wider rege geworden: es ist ihm interessant, mit einem Geiste zu verkehren. Daß ihm diser Umgang schaden, ihn ins Verderben stürzen kann, daran denkt Faust nicht: er glaubt Satan hinlänglich zu kennen, um sich vor ihm in Acht zu nehmen, er glaubt, stets werde er so sicher, fest und bestimt dem Teufel gegenüberstehn wie jetzt. Jetzt fühlt er sich dem bösen Geiste noch so überlegen, daß er ihn spottend hinausweist, auch zum Schornstein hinaus, wenn es dem Schwarzen gefällig ist. Diser Spott zwingt Satan offen zu gestehen, daß er wirklich nicht hinauskann, weil ihn das Hexenzeichen, der fünfstrahlige Stern auf der Thürschwelle hindert. Da diß Zeichen von der Magie gegen böse Geister gebraucht wurde, so redet Faust den Geist ohne weiteres als den Sohn der Hölle an, wundert sich aber natürlich, daß das Zeichen nicht kräftig genug gewesen ist, ihn von der Schwelle abzuhalten, da es ihn doch jetzt zurückhält; und sieh! ein ganz kleiner Fehler hat Satan die Pforte geöffnet. So unbedeutend diß scheint — es macht einen tragischen Eindruck, daß zu Fausts Verderben ein so geringfügiger Umstand mitwirken muß, wie ja im Leben eines jeden Menschen zu Glück und Unglück Kleinigkeiten beitragen, über die der Einzelne keine bestimmende Gewalt hat. Diser tragische Eindruck wird verstärkt durch die Freude, die Faust unverholen ausspricht darüber, daß er einen Geist gefangen hat; er ahnt nicht, daß es Satan gelungen ist, ihn zu fangen, nicht umgekehrt. Wie dumm stellt sich Satan: er habe als Pudel nichts von dem Pentagramm gemerkt; er schiebt auf die thierische Maske, was doch eben nur sein höchster Wunsch war, nämlich,

daß es ihm gelungen ist, mit Faust zusammen zu kommen. Und so gesteht Mephistopheles auch nicht ohne Absicht, daß er und alle Geister bei ihrer sonstigen freien Bewegung gehemmt sind durch ein unwandelbares Gesetz — denn sofort zündet dieser Funke in Faust: er hofft mit Satan einen Vertrag schließen zu können, durch den er ihn zu seinem Knechte machen könnte. Ganz verächtlich braucht er wieder die höhnische Anrede „ihr Herrn“ und bemerkt nicht, wie geschwind Mephistopheles auf den Plan eingeht, wie sehr er bei der Hand ist, seine Ehrlichkeit im Erfüllen der Versprechen hervorzuheben; was versprochen wird, wer verspricht, mit wem sich Faust einlaßen wird, das verschweigt Satan klüglich: ein „man“ muß lügen helfen. Später, wenn sein Opfer sich ihm mehr genähert hat, will er davon weiter reden, und daß ihm Faust näher kommen wird, kann er aus seinen Worten leicht schließen. Jetzt ist Satans Zeit noch nicht, darum bittet er wider um Entlaßung. Faust hat aber seine Freude daran, daß er Satan gefangen hat, Satan soll ihm noch mehr erzälen, als er vorher von Licht und Finsternis erzälte, er soll ihm noch mehr sagen von einem Pact, der Fausts jetzt noch schlummernde Wünsche vielleicht erfüllen wird. Aber Satan weiß recht gut, daß Faust zurückschrecken würde, wenn er ihm jetzt so offen sagen würde wie später: Faust solle drüben sein Knecht sein; er will jetzt weg, erntet aber nur neuen Spott von Faust, er habe sich ja von selbst wie ein dummer Vogel fangen laßen. Der Teufel hat sich allerdings fangen laßen aber Fausts eigne Seele war der Köder, der Satan in die Falle brachte. Mit Recht traut er den Versprechungen Satans nicht, daß er widerkommen wolle und will ihn festhalten, statt Thür und Thor dem unheimlichen Gast zu öffnen. Da denkt Satan, weil seine Bitten nicht helfen, auf neue List — abermals ist er der Höfliche, Gefällige, der Faust gern Gesellschaft leisten, der zu gleicher Zeit für Unterhaltung sorgen will. Faust hört den Spott nicht heraus, wenn Satan seine Künste, die den glücklichen Herrn über Satan nur einschläfern sollen, einen „würdigen“ Zeitvertreib nennt, begirig geht er darauf ein, um Satan noch

näher kennen zu lernen. Er scheint ganz vergeßen zu haben, daß er den Verderber sich gegenüber hat; nur darin spricht sich die Furcht vor der Hölle noch leise aus, daß er besorgt, Satan werde ihm Höllenspuk vormachen. Dazu aber ist Satan zu klug — das thut er erst, als er Fausts ganz sicher ist; jetzt gaukelt er ihm liebliche Bilder vor, die fürs erste ihn einschläfern, dann aber auch die Sinnenlust und das Begehren nach Genuß in Faust wecken sollen. Verächtlich spricht Mephistopheles deshalb von Fausts Leben und Arbeiten als einem ewigen Einerlei, um ihm wechselnde Sinnengenüße lockend erscheinen zu laßen. Und in diser Beziehung hat Satans Wort eine furchtbare Warheit, daß die Einschläferungskünste seiner Diener nicht ein bloßes Zauberspiel sind — sie sind es nicht in Satans Hand, der sie zu seinem Zweck zu Fausts Verführung braucht. Die Herrlichkeiten aber welche die Geister vormalen, sind ein leeres Zauberspiel für Faust, sie wecken ein Verlangen in ihm, das nur schmerzliche Täuschung zur Folge haben kann. Mit einer gewissen Ironie zält Satan die einzelnen Sinne auf, die ergötzt werden sollen — aber seine Verheißungen beweisen sich, wie alle Verheißungen der Hölle als Lüge: weder für Geruch noch für Geschmack, noch für das Gefühl erhält Faust etwas, lediglich für Auge und Ohr — aber es wird doch in seine Seele ein Brand geworfen, eine verzehrende Sehnsucht nach Vergnügungen, die alle Sinne, die den ganzen Menschen ganz befridigen. Die Geister sind bereits auf dem Gange versammelt, zur Hülfe haben sie sich bereit erklärt — mit einem „beisammen sind wir" faßt Mephistopheles ganz cordial Faust mit dem Höllengesindel zusammen — und der Gesang hebt an.

Schon durch das ähnliche Metrum, die kurzen Reimzeilen erinnert uns der Dichter an einen Gesang ganz andern Inhalts, der in der vorausgehenden Nacht dise Räume, wenn auch nur von ferne mit tiefem Summen und leisem Widerhall erfüllte. Damals tönte Gottes Stimme aus dem Munde der Unmündigen, jetzt hören wir des Teufels Stimme aus dem Munde seiner Engel, die sich in Lichtengel verkleidet haben; aufwärts wies das Christ

ist erstanden zu dem ewigen Licht, in welchem der Sohn thront zur Rechten des Vaters — abwärts zur Erde und ihrer Lust weist der Höllengeister lockende Sirenenstimme: Gestern ward Faust aus dem furchtbarsten Gewühl verzweifelnder Gedanken zum Wachen, zum Leben gerufen — heute gilt es, den erwachten, den von neuem Leben Durchhauchten matt und müde zu machen. Leben verheißen beide Lieder, beide versprechen ein neues Leben, über der Sorge und Arbeit alltägliches Einerlei, über Kummer und Not erhaben — aber das Engellied zieht uns aus dem Staub, das Lied der Teufel weist uns in denselben Erdenstaub, über den es uns zu erheben vorgibt: dort sollen wir Seligkeit finden. Glänzender aber ist das Genußleben dieser Welt kaum irgendwo dargestellt worden, als hier. Zuerst wird die Schönheit der Natur, des Wetters geschildert, als Grundlage jedes weltlichen Vergnügens. Wenn die dunkeln Wolken den Himmel decken, wenn sie gar Regen herabsenden, dann ist aller weltlichen Lust die Wurzel abgeschnitten; die Wolken müßen schwinden, um so reizender ist die blaue Farbe des Himmels, wenn sie aus grauen Wolken hervorbricht! Ganz freilich schwinden die Wolken nie und der Wunsch:

Wären die dunkeln
Wolken zerronnen,

wird bei aller Weltlust immer wider auftauchen, denn selten „öffnen sich die Wolken: theilt sich der Flor" so ganz, daß das Ideal unserer Lust recht erscheint. Aber auch die Wolken, die noch am Himmel sind, verschönern ihn, um so glänzender funkeln die Sternlein, wenn sie Wolken an sich vorübergehen ließen; milder scheint die Sonne, wenn Wolken ihre Hitze brechen, ihre Stralen aufhalten. Nun, unter dem blauen Himmelsglanz gibt es Freude, gibt es Genuß: besonders bevorzugte Wesen geben den Anstoß, sei es durch ihren Geist, sei es durch die äußere Anmut, die in jeder Bewegung, in jeder Beugung sich verrät. Ihnen wird, wenn sie auch nur einmal vorübergehend sich zeigen, um ein Fest zu verschönern, Liebe und Verehrung entgegen gebracht, alles ist voll Fahnen, voll Bänder — selbst der verborgenste Ort ist ge-

schmückt und nur die Liebenden, die allein an sich denken, können sich der allgemeinen Freude entziehn, um ihre eigne höhere Freude zu genießen. Aber auf die Liebe spielt das Lied der Lust nur leise, schon mit den Worten: „sehnende Neigung" und mit disen drei Zeilen an, das „geben fürs Leben" ist doch ein zu ernster Ton, um hier weiter aufgefürt zu werden. Rasch geht das Lied darüber weg zu der derbern Freude des Weines: Laube an Laube gibt ihre Trauben, von den Reben werden sie gelesen, die schwer belastet sich senken, von den Winzern hingetragen, um in der Kelter zu Most gepresst zu werden. Der Wein fließt in Strömen und diß gibt Veranlaßung zu einer Schilderung, wie die des Schlaraffenlandes, wo es kein Waßer gibt, wo statt Waßer Wein durch die Felsenspalten rieselt, als Quelle erscheint, als Bach die Höhe herabstürzt, ja zum See sich ausbreitet, aus dem fruchttragende Hügel hervorzuragen scheinen. Und von disem der deutschen Sage entnommenen Zug schreitet das Lied fort zu der Schilderung der Inseln der Seligen, wie die Griechen sie sich dachten, wo die Geister, den Feßeln der Leiblichkeit entronnen, wie die Vögel scharenweise leicht durch die Luft sich bewegen, sich Wonne schlürfend aus den Seen voll Wein, dann der Sonne entgegen fliegen, die uns hier so unerreichbar hoch ist und vor deren Glanz wir die blöden Augen schließen müßen. Und die leichte Bewegung der Geister scheint sich der Erde mitzutheilen; wie einst Delos, die prächtige, bewegen sich dise Inseln der Seligen tanzend auf den Wellen, durch wiegende Bewegung die Lust erhöhend. Da tanzen denn die seligen Geister in Reigen auf immer grüner Aue, da singen sie in Chören zusammen, aber ihr Singen wird hier, wo alles Freude ist, gemeinsames Jauchzen. Hier gilt nicht Zwang, jeder folgt seiner Neigung, sie zerstreuen sich im Freien, wohin jeder will. Wir werden hier stark an die Spaziergänger am Nachmittage des Ostersonntags erinnert, deren Freude losgelöst von allem christlichen, vil Aehnlichkeit mit disem heidnischen Ideal des Lebensgenußes hatte. Auch dort zerstreuten sich alle nach Gefallen im Freien: wer Lust hatte, seine Kraft zu zeigen

erklimmte die Höhen, wer gern auf dem Waßer fahren wollte, fuhr über den Fluß; so auch die seligen Geister, die hier Faust im Bilde gezeigt werden: leicht ersteigen sie körperlos die Höhen, leicht schwimmen sie, die nicht an die Erde gebannt sind, sondern für die auch das Waßer ein vertrautes Element ist, durch die Seen, und wer in der Luft zu schweben Lust hat schwebt leicht dahin. Faust hat ja auch einst so gern dahinschweben wollen mit der Sonne: Mephistopheles zeigt ihm hier im Bilde die Erfüllung seines Wunsches.

Und das Ende des Liedes, das Freude und Genuß so leicht dahinschwebend und doch halb in Rätselworten schildert? Das Ende des Genußes und der Freude selbst? Zeigt uns der Höllengeister reizender Gesang das wirkliche finstere Ende? Nein, auch darüber wird ein Schleier gezogen, wie über Not und Elend der Erde die Weltfreude einen leicht zerreißbaren Schleier zieht: dort auf den Sternen werden wir glücklicher noch sein, da erwarten uns neue höhere Genüße, denn die selige Huld eines alliebenden Vaters, der seinen Kindern keine unschuldige Freude misgönnt, nimmt uns alle auf zu einem beßern Leben. Das sind die Lügen, mit denen unser armes Volk eingeschläfert worden ist zum Tode, und die uns hier unser Dichter leise andeutet.

„Er schläft", triumphirt der Teufel — nun ist er allein Herr in disen Räumen und im Ton eines Herrn, der seine Knechte lobt, redet er seine Geister halb vertraulich, halb herrisch an. Und Mephistopheles kann ihnen danken, denn nicht allein wird ihm selbst Gelegenheit gegeben, dem Zauberbann Fausts zu entrinnen, sondern es haben auch dise Bilder ein Ideal des Genußes Faust vorgespiegelt, das wie wir sehen werden ihn allen gewöhnlichen Genuß verachten läßt. Jetzt denkt Satan nur an das erste, das nächste; mit der feigen Tapferkeit, welche die Hölle charakterisiert, tritt er noch einmal vor den wehrlosen hin: du bist noch nicht der Mann den Teufel festzuhalten, ruft er verächtlich. Dem Schlafenden den Rücken zukehrend überläßt er ihn seinen Geistern, daß sie

die Bilder, die er halb wachend gesehn hat, ihm nun im Traume noch ferner vorspiegeln. Jetzt wo Niemand da ist, der die bösen Geister belauscht, spricht es ihr Haupt offen aus, daß die schönen Bilder des Lebensgenußes, die wir eben an uns vorüberziehn sehen, nur Trug und Wahn sind, gefährlich für den, der sich in sie versenkt, indem er, wie Faust, darin untergehn kann, um nicht wieder aufzutauchen.

Nun, da Faust besorgt und aufgehoben ist, wendet Satan alle Aufmerksamkeit seiner Befreiung zu. — Er selbst kann sich nicht befreien, von der „verfluchten Thierbrut" die vom Geisterbann nichts weiß, muß die Hülfe ausgehn. An Ratten fehlt es ja in dem alten Hause nicht: eine ist in der Nähe und muß Satan dienen. Die innerliche Ohnmacht Satans tritt hier in fast lächerlicher Weise zu Tage: er wirft sich in die Brust als Herr — von ekelhaftem Ungeziefer, er befiehlt der Ratte ihm den Drudenfuß zu öffnen, aber er traut selbst nicht ganz der Kraft seines Befehls; aus Vorsicht betupft er noch außerdem die Stelle, welche abgenagt werden soll mit Oel aus Fausts Lampe, als Lockspeise für das gefräßige Thier. In der Freude darüber, daß das Thier, mehr vom Oelgeruch als von Mephistopheles Befehl herbeigezogen, so rasch kommt, spricht sich dises Mistrauen in seine Herschaft über ein lebendiges Wesen noch einmal deutlich aus. Ungeduldig steht Satan neben dem nagenden Thier, Ermahnungen, Anweisungen gebend in diser Ungeduld, als wenn das Thier ihn verstünde. Endlich ist der letzte Biß geschehn, der Weg frei — nun wendet Mephistopheles seinem Opfer wider einen Blick zu: Faust schläft und träumt. Der Nachwirkung seiner reizenden Bilder gewis, ruft Satan: träume fort, biß wir uns widersehn; die von Faust gegebene Erlaubnis wird der Teufel zur gelegenen Stunde schon benutzen.

Das Zimmer ist leer geworden, die Geister sind verschwunden, die fast abgebrannte Lampe, der Satan das Oel nahm, wirft nur noch ein ungewisses Licht auf die seltsamen Geräte, auf den

bleichen Todtenschädel, auf die verstaubten Bücher und auf den schlafenden Mann den wirre Träume beschäftigen, der sich unruhig hin und her wirft. Endlich erwacht er, erhebt er sich mit ganzer Manneskraft, schüttelt er den unheimlichen Spuk von sich, geht er seines Weges sicher und gewis, zu der Quelle zurück von der ihn Satan vertrieb? Nein, sich mit der Hand über die Stirn und die matten Augen streichend, hat er Mühe sich nur auf das nächste, auf das eben erlebte zu besinnen. Satans Rätselworte und Rätselbilder haben ihre Wirkung nicht verfelt, es ist ihm davon geworden, wie es uns immer wird von versuchlichen Worten und versuchlichen Bildern; er ist einen Augenblick angeregt und aufgeregt gewesen, um dann in einer Stumpfheit und Dumpfheit zu versinken, die nichts festhalten kann. Lange sitzt der arme Bethörte schweigend, den Kopf auf die Hand gestützt; endlich bricht er, als er auffahrend rings um sich Niemand, als er sich ganz allein siht, in die niderschlagenden Worte aus:

Bin ich denn abermals betrogen?

Einmal ist er betrogen worden vom Erdgeiste, den er nicht festhalten konnte — Satan glaubte er festhalten zu können und nun ist er ebenfalls verschwunden. Einen Geist nach dem andern hat er in dem engen Raum seiner Studierstube gesehn, den ersten in glänzender Erscheinung, den zweiten mit glänzendem Gefolge, aber er kann es eben, vom Teufel verwirrt, nicht zusammenreimen, daß der mächtige Geisterfürst in Thiergestalt zu ihm gekommen sei; er glaubt, alles sei nur ein Traum gewesen und nur ein Pudel nicht ein Geist sei ihm entwischt.

So sind alle Erfarungen, die Faust aus dem Gespräche mit dem Teufel ziehen konnte, durch Teufels List für Faust verloren, umsonst hat er ihn aus seinem eignen Munde als tückischen Verderber kennen gelernt, umsonst sich ihm ernst und fest entgegengestellt — es ist das alles für Faust, wie nicht da gewesen, weil er es zusammenwirft mit den Traumbildern, die ihm das Lied der Höllengeister vorspiegelt. Aber, was schlimmer ist, es haben dise

lockenden Bilder der Wollust sich, wie ein trüber Nebel, gelagert über dise Erfarungen der ersten Osternacht und alle guten Regungen die daraus folgten. Kaum noch ein Stral aus dem Himmel durchdringt disen Nebel, fast ausgelöscht ist die Osternacht aus Fausts Gedächtnisse. Kann es uns da noch wundern, wenn Faust in der nächsten Scene sich von Gott lossagt und sich mit seinem Blute dem Teufel verschreibt? Die Hölle hat ihn nicht gewonnen, so lange sie dunkel und furchtbar ihm gegenüber stand, sie hat ihn dagegen leicht und fest mit einem Schlage überwunden, als sie schön und lockend sich ihm gegenüberstellte. Es ist wider die Geschichte eines jeden Menschen, es ist unsere Geschichte: den Giftzahn der alten Schlange scheuen wir, aber ihre buntschillernden Farben ziehn uns immer wider von neuem an und blenden uns so, daß wir Gott und sein Wort nur zu leicht darüber vergeßen.

3. Faust schließt den Bund mit dem Teufel.

Zum leztenmal begegnen wir Faust in dem kleinen Raum, der sein Streben und Arbeiten bißher umschloßen hat; aber wir sehen schon, daß es bald ein Ende haben wird mit disem ruhigen Stillleben: unruhig, wie ein wildes Thier im Käfig, rennt der durch Satans List tief aufgeregte hin und her, so weit es ihm die engen Wände gestatten, finsteres Brüten liegt auf seinem Angesicht. Da schreckt ihn Klopfen aus seinem trüben Sinnen. Es klopft! fährt er auf; mechanisch geht das Herein! von seinen Lippen — aber verdrüßlich fügt er hinzu: wer will mich wider plagen? Er fühlt sich in der Einsamkeit nicht behaglich — aber auch die Gesellschaft ist ihm zur Last. Mephistopheles antwortet: Ich bins; als wolbekannten Gast muß ihn Faust an der Stimme erkennen. Da erwacht in Faust der wilde Trieb, den Genuß zu finden, den ihm dise Stimme einst verheißen hat: rasch ruft er herein! Aber „die Hölle selbst hat ihre Rechte" — Satan ist in so enge Schranken gebannt, daß er zu keinem Menschen kommen

kann, er rufe ihn denn dreimal. Noch immer also ligt es in Fausts Hand, den unheimlichen Gast draußen zu laßen; aber er ruft ihn herein, unwillig über die Verzögerung. Gerade diß unwillige, ungeduldige „Herein denn!“ gefällt Satan: er hört aus disem Einem Wort das Gähren in Fausts Seele heraus und so drängt er sich dicht an ihn; er, geputzt in auffallender Farbe, wie zum Tanz, Faust äußerlich noch in dem schwarzen Gewand seines Amts, dem er innerlich schon ganz entfremdet ist. Schlangengleich kriecht Satan an ihn heran, vertraulich Faust auf die Schulter klopfend, spricht er die Hoffnung aus auf gute Kameradschaft; hat er sich doch nur geputzt und Herrenkleider angelegt, um Fausts Diener zu sein, ihm die Grillen zu verjagen. — Dise plagenden Grillen, es sind die letzten schwachen Nachklänge aus der frommen Kinderzeit die leise verhallend dennoch Protest einlegen gegen die Höllenlügen; ja dise Grillen müßen ganz verjagt werden. Eins nur steht Mephistopheles noch im Wege: Fausts Gewand; der stumme Ernst des halb geistlichen Kleides würde, wenn alles in Fausts Seele erstorben wäre, doch noch ein lautredender Mahner sein mitten im Genuß. Kurz und gut also: herunter mit dem Plunder und sich auch von dem letzten Band losgemacht, das an vergangene Zeiten, an vergangene Verpflichtungen erinnern könnte! Das Kleid der Edelleute angelegt, die damals wie der Schlesier Hans von Schweinichen und sein edler Herr, saufend, freßend und Schulden machend von Hof zu Hof und von Stadt zu Stadt zogen. So erfärt man, was das Leben sei, sagt Satan; Faust indeß weist nach, daß er das nicht erst zu erfaren braucht, daß das Erdenleben in wirklich engen und in scheinbar weiteren Verhältnissen, doch immer eng bleibt, daß Niemand über die Schranken hinaus kann, die dem Menschen gesetzt sind. Aber freilich darüber hat ihn der Teufel schon hinaus gebracht, daß er sich wol fühlen könnte in engen Schranken, daß er im engsten Kreiß das Leben schön finden könnte. Er ist vilmehr wider so weit wie in dem Augenblick, da er die Schale an den Mund setzte: das Leben selbst ist ihm zur Last: einen lebensfrohen Jüngling konnten

Satans Verheißungen noch locken — Faust fült sich zu alt um mit ganzem Herzen ein solches Genußleben mit zu machen, es würde für ihn nur eine Komödie, noch dazu eine langweilige Komödie sein. „Herz, ich wollte auch du würdest alt" ist der Notschrei gegen das verzehrende Feuer in ihm; so alt er ist, er hat das Leben doch nur wie sein Schüler „kaum einen Feiertag, nur durch ein Fernglas, nur von weitem" gesehen und die brennende Sehnsucht, auch das ihm bißher verschloßene Gebiet des Genußes kennen zu lernen, läßt sich doch nicht ganz durch die Einwendungen selbstmörderischer Lebenssattheit beschwichtigen. Zwar fragt er blasiert: Was kann die Welt mir noch gewähren? Aber sofort flammt der ungestillte Hunger, der hinter diser scheinbaren Sattheit brennt, auf. Faust will genießen, er will nicht entbehren, er wütet darüber, daß dem Menschen Schranken gesetzt sind, daß keiner aller Genüße der Welt zugleich genießen kann. Die Satanslüge: ihr werdet sein wie Gott, blendet auch Faust: er möchte sein wie Gott, überall zugleich, um alles zugleich zu genießen, allmächtig wie Gott, aber nur daß alles nur seinem Genuß diene. Er weiß recht gut, daß das nicht geht, daß kein Mensch so weit kommt — aber er wird gerade dadurch nur um so erbitterter. Und allerdings, wenn wir daran dächten, was wir in jeder Stunde unseres Lebens möglicherweise genießen und haben könnten, dann könnten wir keine Stunde zufriden sein; aber so denkt Faust und darum ist ihm das Leben zur Last. Wozu soll man denn Morgens aufstehn? Der Tag bringt doch nichts neues, bringt nur das ewige Einerlei; wozu soll ich heute leben, wenn mir die Wünsche, die in mir aufsteigen, doch nicht erfüllt werden? Statt sich zu freuen an dem hellen Tag „der noch nie erlag", an der Sonne, erschrickt Faust jeden Morgen von neuem über die Last, die ihm der Tag wieder an Entbehren und Entsagen bringt; selbstquälerisch weint er aus Angst vor dem Unheil, das seiner erst noch wartet und keins ist, nämlich daß seine übertriebenen Wünsche ihm alle versagt bleiben. Etwas komisches hat diß knabenhafte Grollen: es erinnert an Eulenspiegel,

der über den Berg weinte, der erst noch kommen sollte; aber auch etwas entsetzliches ist es, daß der Mensch Gottes höchste Gabe, das Leben, als eine Last betrachten kann, es ist eine Tiefe der Unnatur, die grauenhaft ist. Und doch wie gewöhnlich ist diese Unnatur unter unserm hypochondrischen Geschlecht: kein Wort ist an Göthes Schilderung übertrieben, das wird jeder wißen, der einmal mit den Ungeheurn Melancholie und Hypochondrie zu thun gehabt hat. Sobald die Armen, die in den Klauen diser Krankheiten sind, nur von fern merken, daß ihnen etwas angenehm sein wird, so suchen sie alles absichtlich hervor, die kommende Freude zu zerstören und jedes Zureden macht sie nur noch halsstarriger in diser Selbsttortur. Alles betrachten sie mit Mistrauen, von dem geringsten machen sie sich fratzenhafte übertriebene Vorstellungen; wenn noch ein Fünkchen gesundes Leben in ihnen ist, es kann sich nicht hervorwagen durch all diese selbstgeschaffenen Gespenster. Näher kann uns auf dem Gebiete des bloß menschlichen Erlebens der Zustaud der Verdammten nicht treten, als er uns hier ganz nach dem Leben von unserm Dichter geschildert ist.

Jeder Tag ist eine neue Last, und die Nacht? Ruht sich der arme vom Teufel und von sich selbst geplagte von seinen selbsterdachten Mühen und Qualen aus? Ach nein, wie er erschreckt erwachte, so ängsten ihn Abends bereits beim Niderlegen die Traumgestalten, die aus der Tiefe der gestörten Seele aufsteigen und die Tagestraumgestalten nur ablösen. So müde und abgehetzt Tag und Nacht kann der arme nicht das geringste thun, ja er will nicht das geringste thun: von der gewaltigen geistigen Kraft, die wir an Faust seinem Schüler gegenüber bewunderten ist ihm jetzt, da ihn das Schwanken zwischen Gott und dem Teufel zerrieben hat, eben nur das Bewußtsein gebliben; er fült noch in der Tiefe seiner Seele eine ihm eigentümliche große Begabung, aber diß Gefül wird ihm wider zur Qual: er fülte sich zum Höchsten berufen und hat nicht Lust, auch das geringste wirklich anzufangen.

So schwankend zwischen dem Hochmut ungemeßenen Selbstvertrauens und dem demütigenden Bewustsein, doch nichts leisten zu können, kann Faust das Leben nicht tragen. Es ist ein Fortschritt in die Tiefe hinab, den wir an ihm warnehmen: in den ersten Scenen unseres Stückes war ihm nur eine Seite des Lebens, die Wißenschaft, zur Last und die Hoffnung war noch da, daß Faust an einer andern Seite des Lebens Wolgefallen finden könnte; jetzt ist Faust innerlich bankerott und wir müßen uns diß wol merken, um uns nicht von den einzelnen guten und edlen Regungen bestechen zu laßen, die in diser zerstörten Seele noch auftauchen im spätern Verlauf unseres Stückes. Der Tod ist Faust erwünscht und doch hat Satan Recht, wenn er den Tod einen nie ganz willkommenen Gast nennt: wenn disen unglücklichen Lebensmüden der Ernst des Todes wirklich nahe tritt, wie klammern sich die armen an ihr armes Leben, wie fest halten sie die Last, die sie schon so oft abzuschütteln wünschten. Sie mögen nicht sterben, aber ihr Hochmut spiegelt ihnen Bilder eines glänzenden, ungewönlichen Todes vor; ja zu sterben wünschen sie als Siger — heimlich aber möchten sie doch die Lorbeeren des Sigs, um die es ihnen eigentlich gilt, schon vorher etwas genießen. Im Rausche des Vergnügens wünscht Faust zu sterben, aber er kann disen Wunsch leicht aussprechen, denn er will ja kein Vergnügen, er flieht ja absichtlich alle Lust, folglich ligt ihm auch ein solcher Tod fern. Indem dise Todesbilder, dise seltsamen Todeswünsche in Fausts Seele aufsteigen, erinnert er sich daran, wie nahe er selbst dem Tode schon gestanden hat, als er nidersank vor dem Erdgeist, ohnmächtig und verzweifelnd. Heimlich freut sich der arme nach Genuß hungernde, daß er damals nicht entseelt dahin gesunken ist, laut aber täuscht er sich selbst mit dem Wunsche, damals gestorben zu sein, täuscht er sich selbst über seinen damaligen Zustand; denn er war ja nicht entzückt, er war tief entsetzt über den schrecklichen Geist, fast zerschmettert durch sein furchtbares Wort — Mephistopheles, der recht gut siht, wie wenig Faust zu sterben Lust hat, spottet ihn deshalb, indem er Faust an die

Osternacht erinnert: ist dir das Leben so zur Last, warum bist du damals nicht bei deinem Vorsatz geblieben? Wir sehen wie sicher Satan seiner Beute ist, er darf Faust an den Moment erinnern, wo er die Kräfte der Ewigkeit geschmeckt hat. Wäre noch ein Rest von den Wirkungen jener Nacht in Faust lebendig, es müste ihm klar werden, in disem Augenblick klar werden, daß er jetzt wider eben so steht, wie damals und daß es jetzt wie damals gilt, sich loszureißen von den Mächten der Finsternis, wenn er gerettet werden soll. Statt dessen schämt er sich — so weit ist er gesunken — seiner beßern Regungen in der Osternacht als Schwäche, es ärgert ihn, daß Satans lauerndes Auge dise seine Schwäche mit angesehn hat und ohne auf Mephistopheles Worte zu hören, der ziemlich deutlich bekennt, daß er Fausts Geschichte recht gut weiß, beginnt er die furchtbare Fluchrede, mit der er sich von allem Göttlichen, ja von allem was über dem gemeinsten Genuß steht, lossagt. Seine arme Seele ist lange genug zerrieben worden im Hinken auf beiden Seiten — endlich muß sich entschieden werden, endlich muß Faust mit der ganzen Kraft seines Willens auf Eine Seite treten und so tritt er dann auf die Seite des Satans. Wie lieblich und lockend fängt seine Rede an: die sanften Himmelstöne verläugnen sich auch hier nicht, wo Faust zum leztenmal ihrer erwähnt, ja sie bringen ihn zu dem Bekenntnis, daß er damals, wie jetzt in einem schrecklichen Gewühle verzweifelnder Gedanken befangen gewesen ist, er muß, gegen seinen Willen bekennen, daß die süßen aus der Kindheit bekannten Töne des Osterlieds ihn aus disem Gewühle, wie einen Ertrinkenden gerettet, daß sie in seiner öden Brust den letzten Rest kindlicher Frömmigkeit, kindlicher Lebensfreude wach gerufen haben. Aber das alles gilt Faust jetzt als Betrug, obgleich seine eigne Existenz ihm das Gegenteil zeigt, ihn belehrt, daß wirkliche, concrete Kräfte des Himmels ihn damals faßten; es gilt ihm als Betrug, weil er selbst nicht aufrichtig den Pfad weitergeschritten ist, den ihm die Engelsstimmen wiesen, weil er, er den Lügen Satans gehorcht hat. Faust aber schiebt, seine eigne

Schuld vergeßend, alle Schuld seines jetzigen Unbehagens auf die Stimmen vom Himmel und wirft sie, die doch Warheit enthielten, ohne weiteres mit dem Lock= und Gaukelwerk Satans zusammen, das ihn seit seinem ersten Zusammentreffen mit Mephistopheles gefangen gehalten hat. Ja, disem Blendwerk könnte er fluchen, das über die „Trauerhöhle", über das Jammerthal der Erde ein trügerisches Lichtgewand zieht und immer und immer wider die Enttäuschten durch Schmeichelworte an den Staub bannt, der ihnen nichts geben kann, als neue Enttäuschungen; aber warum wirft er mit in disen Fluch die Stimme Gottes, die den Menschen die Erde gerade als eine „Trauerhöhle" darstellt, ganz wahr und ehrlich, die den Menschen nicht an die Erde bannen, sondern über die Erde hinausheben will, die ihn nicht blendet, ihm nicht schmeichelt, sondern ihm klar und scharf seine Sünde vorhält? Der arme, zwischen Himmel und Hölle hin und hergeworfene weiß eben keinen Unterschied zu machen; er will mit beiden brechen und sich bloß auf das nächste, auf das greifbare und sichtbare beschränken, wo, wie er meint, keine Täuschung möglich ist. Der Unglückliche aber merkt nicht, daß er, indem er mit Gott bricht, notwendig der Hölle in die Arme läuft, daß ein Leben des Genußes zwischen Gott und dem Teufel, wie es etwa die alten Heiden fürten, nicht mehr möglich ist, seit sich der Satan und der Sohn Gottes gegenübergestanden auf den Zinnen des Tempels zu Jerusalem, daß jetzt jedes Leben ohne Gott ein Leben mit dem Teufel sein muß. Und in diser unseligen Verwirrung, die ihm Licht und Finsternis durcheinanderlaufen läßt, fährt Faust fort zu verfluchen, was den Fluch verdient als eine Ausgeburt der Hölle und zugleich die Wirkungen des Geistes Gottes, die niemand verfluchen kann, ohne sich selbst mit zu verfluchen. Da flucht er denn zuerst, nur allzurichtig, der hohen Meinung, die der hoffärtige Menschengeist von sich selbst hat und mit der er sich, sich selbst täuschend in ein Blendwerk bannt. Faust hat wol Ursache, seinen quälenden Ehrgeiz zu verfluchen — aber es kann aus disem Fluch nichts Gutes kommen, weil der

Gegenklang fest: der Segen der Demut. Fluchte Faust dem Hochmute, weil er ihn hindert der Demut nachzujagen, so könnte man in seinen Fluch einstimmen; aber ihm ist der Gegensatz zu diser hohen Meinung die Gemeinheit, die flache Unbedeutendheit, in die er sich jetzt stürzen will — eine solche Gesinnung hat kein Recht gegen den Hochmut einen Fluch auszusprechen. Den Hochmut verflucht Faust, wegen seiner Täuschungen; er fårt fort die blendenden Bilder irdischer Schönheit, irdischer Lust zu verfluchen, die uns Natur und Menschenleben so mannigfach darbieten. Es ist wol richtig, wie Graf Platen sagt:

> Laß dich nicht verführen von der Rose Düften:
> Die am vollsten wuchert, wuchert auf den Grüften;
> Laß dich nicht verlocken vom Cypressenwuchse,
> Denn Gewürme nagen seine schlanken Hüften;
> Staune nicht dem Felsen: Stürme, Wind und Blitze,
> Selbst der Menschen Aexte mögen ihn zerklüften.

Es ist freilich alle irdische Schönheit Lug und Trug, und hinter der leicht zerreißbaren Hülle verbirgt sich der Greuel der Verwesung und Vernichtung; aber dise Warheit ist doch nur für diejenigen heilsam, die jenseit der Verwesung ein neues Leben, jenseit diser Erde eine neue Erde sehn: sie können sich, und ob sie wißen, daß diß alles zerfällt, doch am Grase freuen, das da heute blühet und morgen in den Ofen geworfen wird, weil sie daran die Barmherzigkeit und Größe ihres Gottes sehn, der diß rasch vergehende Gras also kleidet, sie können sich an disem Staube freuen, obwohl sie wißen, daß es Staub ist, weil sie durch die Staubeshülle hier und da einen Glanz blitzen sehn aus der Ewigkeit, die da war, wie aus der Ewigkeit, die da kommt. Aber wer blasierten Herzens die Schönheit der Erscheinung lästert als eine trügerische, weil er zu stumpf ist, sich an der Schönheit zu freuen und einen Vorwand sucht, dise Stumpfheit zu entschuldigen — der lästert Gott, dessen Fleiß, wie die mittelhochdeutschen Dichter sich ausdrückten, dessen unermüdliche Kraft glänzend sich offenbart, indem er das vergängliche stets mit neuer Herrlichkeit

schmückt. Faust lästert weiter die Träume des Ruhms, die den Menschen, der ja auch der Vergänglichkeit Raub ist, täuschen mit einer Unsterblichkeit des Namens, die doch so oft unverdient zufällt und dem vorbeigeht, der sie verdient. Er hat Recht, disen Träumen zu fluchen, denn sie haben schon so manchen in ein frühes Grab, in Wahnsinn und Verzweiflung geführt; aber mit wem ist noch etwas mehr anzufangen, mit dem, der noch an eine Zukunft eitler Ehre, oder mit dem, der absichtlich sich jeden Gedanken an die Zukunft diesseits und jenseits aus dem Sinne schlägt, um der bloßen Gegenwart, dem augenblicklichen Genuße zu leben? Auf dem letzten Standpunkt steht Faust und er sagt sich mit disem Fluche von all seinem bißherigen Arbeiten und Wirken los, das doch immer noch, auf die Erziehung von Schülern gerichtet, die Zukunft im Auge hatte. Aber Fausts Thorheit versteigt sich noch weiter, er verflucht nicht nur die Täuschungen, die uns für die Zukunft etwas versprechen, er verflucht auch den Besitz der doch nur in der Gegenwart genoßen werden kann, was ja ganz für seine gegenwärtige Stimmung passen müste. Aber er hat ja nie etwas beseßen, an dem er sich freuen konnte; alte Bücher, Papiere und Instrumente, das ist seine Habe. Wie sollte er wißen, daß man sich auch des Besitzes als Gottes Gabe freuen kann, und wenn man auch weiß, daß die nächsten Secunden alles uns entreißen können. Faust aber siht eben nur diß letzte: um der Vergänglichkeit willen flucht er dem Besitz; gleich dem Verschwender, der sein Geld verthut, damit es ihm nicht gestohlen werde, würde er alles was er hat, selbst vernichten, um nicht vor dem Verluste zittern zu müßen.

Auf disen Fluch, der auch ein lästerlicher ist, folgt nun — so wunderlich geht es in diser Seele auf und nider — wider ein nur zu berechtigter, der sich als Strahl eines beßern Lebens in Faust verrät durch das Bibelwort Mammon, mit dem das Geld hier bezeichnet wird. Aber freilich im Munde eines armen Magisters nimmt sich der Fluch auf den Mammon doch wider fast komisch aus: er hat nie kühne Thaten gethan, um Schätze sich zu

erwerben, ist nie übers Meer gefahren, Gold zu holen, er ist immer in seinem Stübchen gebliben, ohne von den Herrlichkeiten des Reichtums etwas zu wißen. Und nie hat ihm diß Stübchen der Mammon behaglich gemacht, er hat auf hartem Stuhl sitzend studiert, nicht sich müßigem Ergetzen hingegeben, wie die Reichen. Eben so seltsam ist sein Fluch über Wein und Liebesgenuß: die Zeiten sind längst vorbei, da er den perlenden Wein aus krystallener Schale trank, und in seiner Einsamkeit hat er nie eine liebende Seele um sich gehabt. Aber doch verflucht er Reichtum, er verflucht den Wein, der des Menschen Herz erfreut, er verflucht die Liebe, die Gott dem Menschen einpflanzte — weil er eben keine Freude mehr haben, von keiner Seligkeit etwas mehr wißen will, also zuletzt auch nichts mehr von Gott wißen will, von dem alle Freude kommt, selbst der schwache Schimmer wahrer Freude, der durch die Freuden diser Welt geht.

Und dieses Lossagen von Gott, das die Fluchrede begonnen, das ihr Grundton ist, bricht nun im Schluße furchtbar hervor. „Fluch sei der Hoffnung, Fluch dem Glauben, und Fluch vor allem der Geduld." Die Zusammenstellung der Hoffnung mit dem Glauben zeigt, wie das Wort gemeint ist: Hoffnungen hat die Welt auch, aber die Hoffnung als auf dem Glauben ruhende Gesinnung die das Leben trägt und verklärt mit all seinem Jammer und Elend, die ist nur im Reiche Gottes vorhanden; denn allein im Reiche Gottes hat die Hoffnung ein Ziel, das allzeit von neuem aufschauen und warten lehrt, nur im Reiche Gottes gilt das Wort: Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden (in der Welt wird immer gelten: Hoffen und Harren macht manchen zum Narren), weil die Grundlage unserer Hoffnung die Treue unseres Gottes ist. Wer sich also von diser Hoffnung lossagt, der sagt sich von Gott selbst los. Das Wort Glauben, (ein Wort, das beinahe aus der Weltsprache verschwunden ist und fast nur noch in feststehenden Redensarten: Glauben schenken, verdienen u. dgl. vorkommt) ist noch bezeichnender für die Lossagung von Gott weil es eben eine Kraft bezeichnet, die für die Welt ganz unfaßbar

und unbegreiflich ist. Wer sich von dieser Kraft des Glaubens lossagt, der sagt sich los von dem heiligen Geiste, der disen Glauben wirkt, von den unsichtbaren Gütern, welche der Glaube festhält; wer dem Glauben flucht, ist in den Klauen des Teufels oder hart daran, hineinzugeraten. Und Geduld, du unscheinbares gottgepflanztes Blümchen, das nur bei den Armen und Demütigen blüht, im Park der Reichen und Großen aber so selten gefunden wird, was hast du dem wilden Mann gethan, daß er dich vor allen verflucht? Er kennt nicht den Segen des Stilleseins, nicht den Trost des Wartens im Vertrauen auf Gott — er will eben nicht warten, auf nichts warten; haben, genießen, im Augenblick genießen will er; von einer Zeit und wäre es auch die kleinste, die ihn vom Genuß trennt, will er nichts wißen, unerträglich ist es ihm, auch nur einen Augenblick auszuschauen und der Dinge zu warten, die da kommen sollen. Diser Fluch auf die Geduld schließt die ganze Fluchreihe furchtbar ab: mit disem Fluch sagt sich Faust los von der gewaltigen göttlichen Kraft, die in der Geduld ligt, von diser Stärke, die alles überwindet, wie so vile unserer Sprichwörter kräftig sie bezeichnen. So zeigt er sich also ohnmächtig, ohne Hoffnung, ohne Glauben — reif, ein Raub Satans zu werden.

Mephistopheles kann dise wüste Rede, in der ein Fluch nach dem andern, wie eine Luftblase aus trübem Sumpf aufsteigt, natürlich nur mit Wolgefallen anhören — er schweigt. Nur das eine fürchtet er, Faust möge, indem er sich von aller Freude lossagt, auch den Weg verschmähen, den er ihn führen will, und darum läßt er durch die Geister, die ihn auch jetzt wider begleiten, Faust auffordern, nun ein neues Leben zu beginnen, da er mit dem alten gebrochen habe. Wenn dise Aufforderung aus Satans Munde käme, Faust würde jetzt schon fragen, wie er hernach fragt: was willst du armer Teufel geben; aber Mephistopheles hofft, daß die Geister welche ihm zuerst Bilder des Genußes vorgegaukelt haben, mit ihren bekannten Stimmen neue Hoffnungen in Fausts ausgebranntem Herzen anfachen werden

Darum müßen sie zuerst wehe! wehe! rufen, ob villeicht noch ein Anklang in Faust ist von Sehnsucht nach Besitz, nach Genuß von Wein und Liebe, ob er villeicht die Welt des Genußes, die der Mammon schafft, noch schön finden kann. Zugleich müßen sie ihm schmeicheln, ihn den Halbwahnsinnigen einen Halbgott nennen, von seiner mächtigen Faust reden, da er doch nur pomphafte Phrasen, wenn auch voll selbst verzehrenden infernalischen Feuers, vorgebracht hat. Spottend rufen sie: sie stürzt, sie verfällt, spottend reden sie von Trümmern, wo nichts zu zerstören war, spottend klagen sie über die verlorne Schöne, obgleich Faust gar nichts verloren hat. Zugleich aber bestärken sie den Armen durch dise Reden in der Meinung, als seien seine krankhaften Phantasieen große Thaten und machen ihn empfänglich für die neue Schmeichelei: „Mächtiger der Erdensöhne", machen ihn empfänglicher für die Aufforderung noch einmal von vorn anzufangen, noch einmal — sich täuschen zu laßen. Wider klingt der Hohn der Hölle hindurch indem von dem armen verlangt wird, er soll sich in seinem öden Herzen eine neue Welt erbauen! Dann aber schließt das Lied ziemlich ernsthaft mit der Aufforderung, heiter und frisch ein neues Leben anzufangen, poetischer als das bißherige: sie versprechen, ihn mit ihren Liedern zu begleiten. Mephistopheles prüft erst, welchen Eindruck der Gesang seiner Diener auf Faust gemacht hat — scheinbar verächtlich nennt er sie die Kleinen und ihre Ratschläge altklug, aber er fordert doch auf, darauf zu hören, spricht doch von Lust und Thaten, zu denen Faust gerufen werden, spricht von der weiten Welt in die er sich begeben soll, sucht ihm die Einsamkeit zu verleiden, die allerdings für den trüben Seelenzustand Fausts zerrüttend, möglicherweise aber, wenn er noch zu heilen wäre, heilsam sein kann. Als Mephistopheles nun merkt, daß Faust auf die Stimmen der Geister, daß er auf seine Stimme hört, daß in ihm eine Lust entsteht nach einem Leben, wo die Sinne unterhalten werden, die Säfte, von Wein und Lust gejagt, nicht mehr stocken, da redet er ihn ganz direct an. Mit Recht bezeichnet er

Fausts ganzes Treiben als ein Spielen mit eignem Gram und selbstgemachtem Kummer, mit Recht sagt er, daß diese Selbstquälerei Faust zulezt verzehren müße — aber dise treffenden Bemerkungen, deren Richtigkeit Faust einsehn muß, sollen doch nur das „Hör auf" Faust plausibler, ihm den Vorschlag angenehmer machen, hier wegzugehn, wo Faust ja villeicht zum zweitenmal eine rettende Osternacht erleben könnte. Satan verspricht nicht übermäßig vil. Was soll er dem Ideale vormalen, der eben mit so furchtbarer Heftigkeit allen Idealen abgeschworen hat — er spricht von der „schlechtesten Gesellschaft", und behauptet nicht ohne Grund sie sei immer noch beßer als die Einsamkeit; gewis ist sie natürlicher und menschlicher, als das einsame dumpfe Hinbrüten, das, wie wir eben an Faust sehn, zur äußersten Unnatur füren kann. Der Dichter aber bereitet uns mit disen Worten auf die Scene in Auerbachs Keller vor und wir werden sehn, wie dort unter Satans Leitung das „Mensch unter Menschen sein" verstanden wird. Faust ahnt etwas dergleichen und wendet sich unwillig ab; geschwind dreht sich der Versucher: es sei ja nicht so gemeint und sezt schmeichelnd hinzu, ein Mann wie Faust dürfe nicht unter Gesindel gestoßen werden. Kriechend sagt er von sich, er sei keiner von den Großen: ließe er Faust ahnen daß Satan sein Führer und Herr sein werde, nicht umgekehrt, Faust würde villeicht jezt noch umkehren, darum stellt er sich Faust gleich. Vereint, belügt ihn Satan, wollen sie den gemeinsamen Lebensweg einschlagen, darum erbietet er sich, Fausts eigen zu sein und verschweigt für jezt noch, daß Faust sein Opfer sein wird. Noch einmal widerholt er dasselbe, das Anerbieten, Fausts Geselle, Fausts Knecht zu sein — aber allzugeschwäzig, allzudienstfertig spricht er die Hoffnung aus, es Faust recht zu machen. Faust, ohnehin mistrauisch und krittelig gestimmt, wird gerade dadurch auf einen Augenblick geschreckt: ganz umsonst kann doch Satan das nicht thun, etwas wird er gewis haben wollen. Mephistopheles weicht aus, möchte gar zu gern die Antwort auf die lange Bank schieben, am liebsten biß es zu spät für Faust wäre, die

Antwort zu hören; aber Faust besteht darauf. Der Anfang von Mistrauen gegen den Satan hat ihm einen Dämmerschein richtiger Erkenntnis gegeben: er bezeichnet den Satan richtig als Egoisten, er spricht von Gefahr, die ihm Satan bringen könnte, von dem Diener im Hause, als wären alle Reisepläne aufgegeben; freilich sieht er daneben Satan als nützlich für sich an, und die Formel „um Gotteswillen" macht hier, wo vom Satan die Rede ist und wo sie nicht mehr bedeutet als „umsonst" einen widrigen Eindruck. Bei solcher innerlichen Ungewisheit kann Satan es ohne Furcht wagen, die Bedingung nur allzudeutlich auszusprechen: offen erbietet er sich, alles mögliche für Faust auf der Erde zu thun, wenn Faust nach dem Tode sein eigen werden wolle. Furchtbar klingt die Teufelsfreude heraus, daß in dem Feuer, das nicht verlischt, Satan sich für seinen Dienst rächen wird an dem armen Menschen, der dann ganz ihm gehört, den er quälen kann nach Belieben. Indem aber Mephistopheles von einem Leben jenseit des Grabes spricht, wacht in Faust der böse Geist wieder auf, der ihn gelehrt hat, das alles als Lügen und Teuschungen anzusehn und er spricht aus — nicht gerade daß er ein Leben jenseit des Grabes läugne, aber daß, wenn es ein solches gebe, diß für ihn ganz gleichgiltig ist. Auch von einem Nebeneinanderbestehn zweier Welten, der Welt der Zeit und der Ewigkeit, will er nichts wißen, er denkt, wenn es eine andere Welt gäbe, so müße dise jetzige erst zerstört sein. Mit furchtbarer Energie spricht er aus, daß er sein Leben auf der Erde allein mit aller Lust und Leiden durchleben will, unbekümmert ob es ein Jenseits gibt. Die schönen Worte:

„Aus diser Erde quillen meine Freuden"
„Und dise Sonne scheinet meinen Leiden"

machen dise Lossagung vom Glauben an ein zukünftiges Leben nur noch furchtbarer, um so mehr da er bereit ist, sich dem Teufel auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Der Dichter aber hat hier Faust nur das bewust thun laßen, was tausende halbbewust thun: sie haben noch ein dämmerndes Bewustsein von einem Jenseits,

vom Himmel und Hölle, sie läugnen es nicht ganz und doch leben sie nur dem disseits. Die geheime Angst aber, daß doch wol die Hölle keine Fabel sein möge, spricht sich in dem Befehl an Mephistopheles aus, nichts vom Jenseits zu reden, spricht sich aus in den Ausdrücken, mit denen er jenes Leben dem irdischen gleichzustellen sucht und den Gegensatz von Hölle und Himmel in ein Oben und Unten abschwächt. — Satan ist solche Gesinnung erwünscht: in disem Sinne kannst du es wagen, sagt er spottend, indem er den furchtbaren Hintergedanken verschweigt: wenn du nur im mindesten einen andern Sinn hättest, wenn du nur noch einen Schatten von Glauben an eine Ewigkeit hättest, du könntest es nicht. Da er Faust nun so entschloßen siht, tritt er offen mit der Aufforderung, einen Bund zu schließen, an ihn heran; jetzt macht er wider Versprechungen, da Faust wider anfängt zu glauben, leider dem Lügengeist zu glauben. Die Fallstricke, die Satan braucht, nennt er Künste, die nur zur frohen Unterhaltung dienen, und er lockt den armen, in dem doch der Durst, mehr zu wißen als andere, noch nicht ganz erloschen ist, mit der Aussicht auf Geheimnisse, die er allein sehn soll. Faust aber, als er von Freude hört, wird gleich wider mistrauisch und misgestimt und beurteilt abermals, in disem Mistrauen, der rechten Stimmung, in der er Satan immer gegenüber stehen sollte, Satan ganz richtig. Sehr von oben herab sagt er: Was kannst du armer Teufel geben? Richtig: nur teuschendes, nur Lügen, nur Worte. Keines Teufels höchste Gaben können je ein Menschenherz zufriden stellen, sie können es nur noch unzufriedner machen. Aber dise lügnerischen Gaben Satans entsprechen der Verstimmung Fausts; halb spottend, halb im Ernste, spricht er von einer Speise, bei der man zugleich Hunger empfinden kann — beides, eßen und hungern, hat seinen Reiz — spricht er vom Gelde, das zugleich schwer den Kasten füllt und zugleich vergeudet wird, vom Spiel, das um des Gewinnstes willen getrieben wird und bei dem man doch nicht gewinnt, bei dem man also doppelte Lust genießt, die Lust zu gewinnen, wenigstens alle Künste anzuwenden, um zu gewinnen

und die andere Lust, das Geld mit großartiger Miene an andre zu verlieren. Dise Spilereien einer erhitzten Phantasie sind noch erträglich — furchtbar ist es aber, daß Faust auch das Gefül des Betrogenseins und der rasch einbrechenden Schande einmischt, wo er von Liebe und Ehre redet und neben dem Wolgefallen an der Ehre auch eine Art Wolgefallen an ihrem Vergehn verrät, daß er nach der Frucht, die, ohne reif zu sein, fault, Verlangen trägt, daß ihm das Grün des Laubes schon zu alt ist, wenn es einen Tag lang den Baum schmückt; — das ist Unnatur reif zur Hölle, denn gerade die Hölle gibt Früchte die inwendig faul sind, gerade die Hölle macht den „grünen Baum des Lebens" täglich voll neuer Blätter, die aber rasch abfallen und immer wider erneuert werden müßen, um die nackten harten Aeste, die immer wider durchscheinen, zu bedecken. Mephistopheles ist darum rasch bei der Hand, solches Geben zu versprechen; aber er fürchtet, daß einmal auch alle Höllenkünste nicht genügen werden, solch seltsame Gelüste zu befridigen und er hofft, Faust werde doch einmal statt fauler Früchte, gern wie andere Menschenkinder, etwas dem natürlichen Geschmack zusagendes eßen, werde einmal seine Jagd von Genuß zu Genuß aufgeben und bei einem Genuß, und wäre es der einer guten Malzeit, ruhig verweilen. Aber das ist Fausts Meinung gar nicht: wer bei einem Genuß verweilt, entbehrt vile andere, zu denen er jagen könnte. Faust will nicht zur Ruhe kommen, will nicht befridigt sein; denn wer weiß ob nicht hinter der scheinbaren Befridigung noch eine andere höhere und hinter dieser wider eine andere ligt, die auch noch errungen und erjagt werden muß im Laufe des kurzen Menschenlebens. Kurz ist das Leben, lang die Reihe des zu genießenden; pfui des Faulen, der ruhen kann, ehe er das höchste erstiegen hat, der auf einem Standpunkt, den ein anderer bekrittelt stehn bleiben kann! Faust will nicht müde werden, will sich nicht einmal ausruhen auf seiner Jagd nach Genuß; und wenn es je dahin kommen sollte, daß er nichts mehr zu kritteln hätte an einer Lust, daß er doch wider dem von ihm verfluchten Gaukelwerk glaubt, dann will er

sterben ehe er das Bekenntnis ablegen muß, betrogen zu sein. Des dämonischen unbezähmbaren Hungers in seiner Seele gewis, bietet er kühn dem Teufel eine Wette an, daß der es nicht dahin bringen könne, ihn zu befridigen. Mephistopheles aber verachtet den Elenden, der Höllenlist noch nicht ausgelernt hat und schlägt sofort ein. Faust hofft, daß auch die bunt wechselnden Genüße so Schlag auf Schlag folgen werden, wie jetzt das Einschlagen der Hände, so daß keinen Augenblick Ruhe, er keinen Augenblick zufriden ist, weil stets schon wider etwas neues winkt. Einen tragischen Eindruck macht der stille Ausdruck der Zufridenheit: „Mag ich zum Augenblicke sagen: Verweile doch du bist so schön", der Zufridenheit, die weit entfernt nach neuem zu jagen, gern das eben genoßene fest halten, gern die Zeit aufhalten möchte — mitten in disen wüsten Reden krankhafter Unnatur und kurz vor den furchtbaren Worten:

Dann magst du mich in Feßeln schlagen,
Dann will ich gern zu Grunde gehn;

in ewige Feßeln! auf ewig zu Grunde gehn für einen Augenblick! Aber ist das nicht die Geschichte jedes Sünders, der für einen Augenblick Lust ewige Qual eintauscht, wenn die Todtenglocke schallt? Also wenn der Teufel nur einen Augenblick ihn betrügt, dann hört die Knechtschaft Satans auf und die ewige Knechtschaft Fausts beginnt, dann mag die Uhr des Lebens für ewig stillstehn, die Zeit aufhören und die Ewigkeit beginnen. Vor diser furchtbaren Entschloßenheit, vor disem Wahnsinn, der die Ewigkeit in die eine Wagschale legt und die Lust eines Augenblicks in die andere, graut es der Hölle selbst — über Satans Lippen schlüpft eine Warnung, freilich nur weil Mephistopheles gewis ist, daß Faust seine tollen Worte ruhiger widerholen wird. Hoch auf richtet sich Satans Gestalt, blitzend ruht sein Auge auf seiner Beute, drohend erhebt er den Finger:

Bedenk es wohl, wir werdens nicht vergeßen —

Ich nicht und du nicht — ich nicht, denn ich werde den ersten Augenblick benutzen über dich herzufallen, du nicht, denn dise

Worte werden dir eiskalt und glühend heiß einfallen, wenn meine Stunde gekommen ist. Und Faust? fährt er zurück vor disen Worten, in denen sich die Sicherheit des Triumphs der Hölle ausspricht? Nein, mit eisiger Kälte widerholt er das noch einmal, was er in Fiberglut gesprochen: mit dürren Worten gibt er Satan ein Recht auf sich, wenn es ihm gelingt, die Bedingung zu erfüllen; mit dem Hochmut, der auch kein Wort zurücknehmen will, das einmal gesprochen ist, erklärt er, er habe nicht zu vil gesagt. Er will ausharren biß zulezt und in der Ewigkeit die Zeit abzalen, gleichgültig wie. — Nun siht Mephistopheles den Handel für geschloßen an und erbietet sich gleich bei der ersten festlichen Gelegenheit (die aber Faust nicht mitmachen wird, der biß dahin schon über alle Berge ist) seinen Dienst anzufangen und die Lust zu erhöhen. Aber zugleich will er den Bund so fest machen, daß Faust nicht wider zurück kann, er will eine Verschreibung, wie er spottend hinzufügt um Lebens oder Sterbens willen. Die Formel, die sonst nur bei ordinären Geldgeschäften gebraucht wird — hier hat sie furchtbare Warheit: über Leben und Sterben disseits und jenseits entscheidet dise Urkunde. Die geheime Angst, die Faust doch bei dieser unheimlichen Forderung überfällt, maskiert er mit einem Wortschwall, der uns nur zu deutlich zeigt, wie rasch es mit dem Faust, der, Wagner gegenüber, allen Phrasen den Krieg erklärte, bergab gegangen ist. Er stellt sich beleidigt, er findet die Forderung pedantisch, gegen Manneswürde, er hält sein gesprochenes Wort für gering, sein gesprochenes Wort, das wie Satan nur zu gut weiß, verfliegt und dann abgeläugnet oder anders erklärt werden kann. Faust spricht dabei ohne daran zu denken, die furchtbare Warheit aus, daß sein gesprochenes Wort, eben das leich verfliegende, bald vergeßene Wort auf ewig mit seinen Tagen schalten wird — denn es ist ja keine leere Phrase, daß wir Rechenschaft geben sollen von jedem unnützen Worte.

Indem Faust aber so sehr auf sein Manneswort pocht, verrät er in der nächsten Minute, wie wenig gesonnen er ist, es zu halten: der fortwährende Wechsel der Verhältnisse soll ihn, wie

so manchen Spitzbuben, entschuldigen. Er nennt ganz offen den Glauben an Treue einen Wahn, aber indem bedenkt er, wie tief diser „Wahn“ doch auch bei dem schlechtesten noch wurzelt, so daß der, welcher selbst gern betrügt, doch ungern sich betrogen sicht. Da geht wieder ein Dämmerlicht aus dem Morgen seiner Kindheit in der Nacht seiner Seele auf, nicht die Nacht zu erhellen, nein, sie nur durch den Gegensatz um so schrecklicher hervortreten zu laßen:

Beglückt wer Treue rein im Busen trägt
Kein Opfer wird ihn je gereuen.

Gewis nicht, denn Treue weckt wider Treue. Aber warum ist es denn zwischen ihm und Satan nicht so? Warum muß denn Satan ein Papier von ihm haben? Faust hat sich eben frei gemacht von disem angeblichen „Wahn“ der Treue, wenn villeicht auch ungern (die Treue hat er wenigstens nicht ausdrücklich verflucht), von disem Wahn, der doch, wie Faust selbst zugesteht, kein Wahn ist, sondern ein wol angelegtes Capital, das seine Zinsen trägt. Ja, wo dise alte Treue auf Wort und Handschlag, auf ja und nein noch ist, da scheut man sich vor einer schriftlichen Aufzeichnung, vor Sigel und Pergament — ein Gefühl, das noch nicht ganz unter unsern Bauern ausgestorben ist. Auf der andern Seite aber scheut sich auch der Schurke vor dem Pergament, das ihn überführt. Die Treue hält es gern mit dem lebendigen Wort, weil das Wort genügt und der Schurke hält es gern mit der bloß mündlichen Zusage, die für ihn nicht bindend ist; so scheuen sich allerdings alle vor Pergament und Feder und die Herschaft von Tinte und Feder ist niemandem Recht, so weit sie sich auch ausgedehnt hat. Und doch schützt dise Herschaft nicht gegen Untreue, denn das Wachs des Sigels hält den Wortbrüchigen nicht ab, auch besigelte Versprechungen zurückzunehmen, neue Versicherungen sind nötig und so wächst die Herschaft von „Wachs und Leder“ eben mit der wachsenden Untreue.

Faust hat sich in seine Gedanken verloren — Mephistopheles aber hat indes kaltblütig, gewis daß Faust zuletzt, um seine

Seele Hunger zu befridigen, thun wird, was von ihm verlangt wird, Papier und Feder zurecht gemacht und lädt Faust, an den er keine Worte verschwenden will, gerade, weil er ihn so vile Worte unnütz verschwenden siht, durch eine bloße Handbewegung ein, zu unterschreiben. Faust erwacht aus seinen Träumereien: der unheimliche triumphierende Blick des Mephistopheles fällt ihm auf, entsetzt fährt er auf: was willst du böser Geist von mir, und die Worte in der Angst halb sinnlos hervorstoßend fragt er ob er in Erz, in Marmor seine Zusage schreiben sollte, damit sie ja recht unvergänglich sei. Atem schöpfend sucht er einen sonstigen Spaß daraus zu machen, indem er hinzusetzt: „Ich gebe jede Wal dir frei". Mephistopheles läßt Faust ruhig austoben; als die Hitze sich gelegt hat, kommt er mit seinem Blättchen. Faust hat sich nur mit Worten gewehrt, jetzt, wo es zur That kommt, muß er sich gefallen laßen, daß Satan im befehlenden Ton, wie ein Wucherer, der die Geldsorte bestimt, in der ihn sein Opfer auszalen soll, zu ihm sagt, er solle mit Blut unterzeichnen; er sucht freilich diß als unbedeutend hinzustellen und Faust betrachtet es auch so, er nennt das Unterzeichnen und namentlich das Unterzeichnen mit Blut eine Fratze, leicht hin läßt er sein Blut fließen und unterzeichnet. Mephistopheles aber weiß beßer, was er an dem Blut der Unterschrift hat, gleichsam einen Teil des eignen Selbst, nicht umsonst sagt er: Blut ist ein ganz besonderer Saft — die Seele ligt im Blut, lehrt uns die Schrift — so passt das Blut trefflich, wo eine Seele verschrieben wird.

Der Dichter hat disen für die Entwickelung des Dramas so wichtigen Vorgang ohne große Glossen, ohne lange Reden vorgefürt, und mit Recht. Die einfache Thatsache genügt, sie ist furchtbar genug und bedarf keines Commentars. Die Gesinnungen, welche diser Handlung von Seite Fausts zu Grunde ligen sind im vorausgehenden klar genug entwickelt, die Hoffnung des Mephistopheles, sich Fausts Seele zu bemächtigen ebenso; der gewisse Untergang Fausts ist nach den furchtbaren Worten, die ihn der Dichter in diser Scene sprechen läßt, eine dramatische

Notwendigkeit, oder dise ganze, so tiefe und so schreckliche Scene ist hohl und matt. Der Untergang Fausts zeigt sich uns aber auch als notwendig, wenn wir weiter betrachten, was er nun von disem Bündnis erwartet. Er gibt in den Worten, die er unmittelbar nach der Unterzeichnung des Bündnisses spricht, einen kurzen Ueberblick über die Entwickelung, die er durchgemacht hat, die ihn zu disem Schritte brachte. Jetzt wo er gebunden ist, hat er Satan gut beruhigen, daß er diß Bündnis nicht brechen werde: er kann es ja nicht mehr brechen und er sucht sich nun das unvermeidliche, so gut er kann, im besten Lichte darzustellen; das Bündnis gibt im gerade, was er will und wünscht. Er erinnert sich daran, daß er einst mit reinen Geistern hat umgehn wollen — aber zugleich erinnert er sich daran, wie schmählich dises hohe Streben geendet hat, daß ihn selbst der Erdgeist verschmähte. Mit Satan, der sich in Menschengestalt so gemein mit Faust macht, verglichen dünkt ihm der Erdgeist unendlich hoch zu stehen. Zum erstenmal hier begegnet uns dises Hinblicken auf den Erdgeist, das regelmäßig eintritt, wenn sich Faust in der Gesellschaft von Mephistopheles unbehaglich fült; höher als bis zum Erdgeiste, versteigen sich diese Regungen Fausts nie, bleiben also immer am Staube haften. So denkt Faust also, er sei herabgestiegen, indem er mit Mephistopheles umgeht und er bleibt selbst nach der Walpurgisnacht, die ihm doch den Fürsten der Hölle zeigt, in disem Wahn, geblendet durch die äußere Maske, wie er sich damals so leicht schrecken ließ durch die Feuermaske in der der Erdgeist kam. — Mit hohen Geistern hat Faust nicht verkehren können, aber auch die Wißenschaft hat ihn nichts geholfen; er hat in die Tiefen der Natur hinabsteigen wollen, aber er hat sie so gut verschloßen gefunden trotz seines Wißens, wie der Stümper. Er hat in philosophischen Forschungen eine Erkenntnis an die andere, eine Schlußfolgerung an die andere gereiht — jetzt ist er es müde; er hat mit den unfruchtbaren Speculationen gebrochen und dem Wißen den Rücken zugekehrt. Dißmal aber will er sich nicht, wie in der Osternacht, tödten, nein er will

einen neuen Lebensweg einschlagen, einen Weg freilich, der nur ein langsamerer Selbstmord. Er will sich in die Tiefen der Sinnlichkeit stürzen, um seinen Hunger nach Genuß zu stillen! Einst hat er alles erklären, alles auf Naturgesetze zurückführen wollen, jetzt will er sich nicht mehr mit Denken plagen: mag auch das Wunderbarste geschehn — wenn es nur zum Genuß dient, sollen wir nicht fragen wie es zugeht, sondern es in seinen Zauberhüllen laßen, um uns nicht den Genuß des wunderbaren zu verbittern! — Bißher hat Faust in einsamer Stube gelebt, jetzt will er mitten in die rollende Zeit, in den Wechsel der Begebenheiten gestellt werden; er hofft da villeicht eine Rolle zu spielen. Aber wie wenig wird erfüllt von diesen hochfliegenden Hoffnungen. Satan weiß ihn schon in enge Kreiße zu bannen, den Feuergeist. Er will erleben; er will vil, er will alles erleben: er hat es keineswegs bloß darauf abgesehn die Freude zu kosten — das wäre dem seltsamen Theoretiker einseitig — er will auch den Schmerz genießen, der ja auch eine interessante Seite hat. Er will keineswegs, daß im alles gelingen, alles glatt ausgehn soll, dann würde er um das Erlebnis des Verdrußes kommen. Er will den Wechsel des Lebens nicht an sich vorüber, nein durch sich hinziehn laßen und hofft sich da, von einem zum andern jagend als Mann zu bethätigen. Mephistopheles will dem gründlichen Erforscher des Genußes, wie er sein soll, keine Schranken setzen, er mag sich auf seine Art, von einem zum andern fliehend und fliegend, ergetzen; zuletzt entgeht ihm der Schmetterling ja doch nicht, der von Blume zu Blume flattert. Er ermahnt ihn zuzugreifen, indem er glaubt, so würde Faust villeicht am ersten bei einem Genuß Befridigung finden und der Pact aus sein. Faust hört aus Mephistopheles Worten nur das „ergetzt" heraus und eifrig ist er dahinterher, diß zu berichtigen. An Freude denkt Faust nicht — das wäre ein nidriger Standpunkt; er steht höher wie er glaubt, er will den Taumel der Bewustlosigkeit mit erleben, wo man nichts fült, also sich nicht freuen kann, er will sich freuen und zugleich den Schmerz empfinden, er will Hitze und

Eis zusammen haben, lieben und haßen in einem, er will im Verdruß Erquickung finden. Das klingt komisch oder wahnsinnig; aber der Dichter hält in disen Worten der genußhungrigen Welt einen Spiegel vor: willst du alles durchkosten, so must du auch Haß und Verdruß als einen Genuß durchkosten lernen, ja du wirst zuletzt, des natürlichen Genußes müde, nur noch am unnatürlichsten Gefallen finden. Faust will eben den ganzen großen Kreiß des Erlebens und Erfahrens, der dem gesammten Menschengeschlechte gegeben ist, allein durchmachen. Er hat es versucht, auf dem Wege des Wißens alle menschliche Erkenntnis für sich aufzunehmen; der Versuch ist gescheitert, jetzt will er denselben Versuch noch einmal machen auf dem Wege des Erlebens. Und da der Schmerz ein Haupingrediens des Menschenlebens ist, stellt er gerade den Schmerz kühn voran: Schmerzen, alle Schmerzen der Menschheit will er dulden, erhaben ist er über die Schwäche derer, die den Schmerz als ein Leiden fliehen. Für uns, die wir wißen, daß es nur Einen gibt, der alle Schmerzen der gesamten Menschheit in sich und an sich erlebt hat — ist dises übermenschliche Streben Fausts doppelt grauenhaft: er will nicht bloß mehr als Mensch, nein er will wie Gott sein, denn nur der Sohn Gottes konnte alle Erdenschmerzen tragen. Faust aber in seiner Verblendung glaubt mit seiner Seele als einzelner genießen zu können was alle genießen, er glaubt die höchsten Höhen der Freude und die tiefsten Tiefen des Schmerzes zugleich in sich erleben zu können: er will gleichsam Repräsentant der ganzen Menschheit werden. Dise großartigen Pläne erscheinen uns fast lächerlich; aber die Gesinnung des Tyrannen l'état c'est moi, der Hochmut des Gelehrten, der „auf der Höhe seiner Zeit“ steht, der Kosmopolitismus, der Millionen umschlingen möchte — sind sie nicht in disen paar Worten ihrem tiefsten Wesen nach, scharf und bestimt, dargestellt? Die großartigen Pläne Fausts haben auch eine doppelte furchtbar tragische Seite: er beginnt ihre Ausführung mit dem sichern Bewustsein, daß er endlich zerscheitern, an dem Versuche, Allmensch zu sein, untergehn werde, so wie der Hochmut

eines jeden Menschen immer und immer wider an den Schranken, die er doch nicht überschreiten kann zerscheitert. Die andere tragische Seite enthüllt sich uns im Laufe unseres Stückes: Faust will zu den Sternen fliegen, aber Satan läßt ihn im Staube kriechen; von all den pomphaft angekündigten Plänen wird wenig verwirklicht. Das spricht Mephistopheles jetzt schon ziemlich ehrlich aus: die schreckliche Energie, mit der Faust dem gewissen Untergang entgegen gehen will, das Uebermaß von Leidenschaft, mit der er seine Pläne entwickelt, die doch, wie Satan schon weiß, so schmählich enden werden, erweckt selbst in Satan eine Art von Mitleiden. Er warnt ihn, sich sein Ziel nicht gar zu hoch zu stecken, er weist Faust darauf hin, daß er der Geist, schon vile hundert Menschengeschlechter an sich hat vorüberziehn sehn und also genau weiß, wie vil ein Einzelner erleben und leisten kann. Satan selbst sucht ja mit aller Anstrengung sich die Stellung zu erwerben, die Faust gern haben möchte; Satan möchte ja gern alles menschliche Regen und Leben kennen und in sich aufnehmen, um die gesamte Menschheit um so sicherer beherschen zu können -- aber selbst er vermag es nicht, weil immer noch ein Rest göttlichen Ebenbildes im Menschen geblieben oder neu geschaffen ist, über den Satan keine Gewalt hat, den er gar nicht begreifen und verstehn kann. Wie sollte nun ein armer Mensch und wenn ihm das längste Leben zugemeßen wäre, alle die verschiedenen durch die Einwirkungen Gottes und die Einwirkungen des Teufels gewirkten Erlebnisse der Menschheit in sich aufnehmen: es müßte ja Himmel und Hölle zugleich Platz haben in deinem Herzen. Ja, nicht einmal das alltägliche Einerlei des Menschenlebens kann einer allein in sich aufnehmen, selbst dises ist so mannigfaltig bei den einzelnen, daß der einzelne genug hat, wenner nur den Faden seines eignen Lebens abspinnt: er begreift ja sein Leben nicht, wie sollte er das Leben anderer begreifen und mitgenießen, mit erleben können? Nein der Teufel spricht die Warheit, wenn er sie auch gezwungen und mit Haß gegen Gott ausspricht: das Ganze der Welt ist nur für Gott, der alle Menschen geschaffen hat, alle zugleich erhält, all ihr Tun und Treiben

weiß und nach seinem Wolgefallen lenkt. Von dem ewigen Licht aus, in dem er sitzt, sihet er beides, Licht und Finsternis im Menschenleben klar und hell neben einander; der Teufel, der in die Finsternis hinabgestoßen ist, wird nur die finstere Seite des Menschenlebens begreifen, die Lichtseite, die Seite der Erlösung und Errettung von der Finsternis nie — und der Mensch? Der wird ein Stückchen Finsternis, so weit sie an ihn herangetreten ist, und ein Stückchen Licht, so weit es ihm gegeben wird, begreifen; den vollen Glanz des Lichtes und die grauenhafte Tiefe der Finsternis wird der schwache Mensch nie verstehn und er müste es doch, wollte er das gesamte Menschenleben in sich aufnehmen.

Satan hat ziemlich überzeugend gesprochen, aber wie ein eigensinniges Kind hört Faust, der nun einmal in seine tollen Pläne verrannt ist, auf kein Mahnen und selbst dem ziemlich klar geführten Beweis der Unmöglichkeit, sein: „ich will" entgegen. Spottend erwidert Satan: das läßt sich hören, das ist ein Wort, das nach etwas aussiht. Aber das unmögliche wollen, ist lächerlich, ist Thorheit; das was Faust will, ist schon deshalb Thorheit, weil ein Menschenleben zu kurz ist die longa ars menschlicher Genüße, menschlicher Schmerzen, menschlicher Leidenschaften durchzumachen. In Warheit und Wirklichkeit geht das nicht und Satan hofft, Faust werde das wol auch noch einsehn; freilich, spottet Mephistopheles, du bist selbst mit deinen Schwärmereien eine Art von Poeten, du kannst dich mit einem Dichter verbinden, der kann dir einen solchen Menschen darstellen, der alles ist und alles hat. Ja er kann dich selbst zu einem solchen schmeichelnd idealisieren, der die widersprechendsten Tugenden in sich vereinigt: die Schnelligkeit des Hirsches die zum Fliehen, und des Löwen Mut, der zum Angreifen gut ist, den feurigen Charakter des Südländers, der jeden Augenblick von etwas neuem entzündet wird und die Ruhe des Nordländers, der beharrlich bei einer Sache bleibt. Schon durch diß Eine Beispiel zeigt Satan Faust, wie wenig es dem einzelnen möglich ist, alle menschlichen Lebenssphären in sich zu vereinigen: in der Menschheit selbst finden sich zu vile Gegen-

säße und zu schroffe Gegensätze, als daß diß möglich wäre. Und erst den Gegensatz von Böse und Gut im Menschenherzen, der Gegensatz von Verstand und Leidenschaft, wer kann die vereinigen? Wer kann zugleich großmütig, offen hochherzig und hinterlistig, heimtückisch sein? Wer kann zugleich lieben und zugleich nach den Regeln des kalten Verstandes handeln? Wer das könnte, der hätte die Höhe erstiegen, die Faust ersteigen will, der wäre ein Abbild der Menschenwelt ja der ganzen Welt im Kleinen — aber Satan, der alle Menschen kennt, kennt keinen solchen. Faust aber denkt, das müße erreichbar sein, für jeden der als Mensch geboren ist und den Trieb zum höchsten in sich empfindet; verwundert fragt er, wer bin ich denn, wenn ich diß Ziel nicht erreichen kann, das doch jeder Mensch eigentlich erreichen könnte? Scharf antwortet Mephistopheles. Du bleibst was du bist, und wenn du alle Tiefen des Wißens und Erlebens erschöpft hättest, deine Grundanlagen, deine angebornen Schwächen, deine angebornen Leidenschaften bleiben dir und erinnern dich daran, daß du doch nur ein Mensch bist, wie andere auch. Was du hinzubringst ist äußerlich darauf gesetzt, wie eine Perücke und wenn du glaubst, du stündest durch Wißen und Erfahrung unendlich hoch über deinem Nebenmenschen — du selbst, deine eigne Person, bist nicht größer geworden.

Dise scharfen Worte verfehlen ihren Eindruck auf Faust nicht. Wider einmal wird er, wie schon so oft, aus allen seinen erträumten Himmeln heruntergerißen; er hat ja schon die Erfahrung gemacht, daß er nicht weiter gekommen ist, indem er sich Schätze des Wißens sammelte: es wird bei dem Weg des Erlebens und Erfahrens nicht beßer gehn. Wenn Faust, am Ende seiner Laufbahn, dann in Ruhe die Resultate seines Strebens zusammenfaßen wird, dann wird er einsehn, daß er alle seine Erfahrungen nur äußerlich um sich her gehäuft hat. Neue Kraft kann allein von Gott kommen und sie kommt nicht durch Rennen und Laufen, sondern durch Demut und Geduld. Durch Demut und Geduld kommt das kleinste Kind dem unendlichen Gott näher,

als der gröſste Gelehrte, der erfahrenste Menschenkenner. Dise für den menschlichen Hochmut niderschlagende Warheit ahnt Faust jetzt schon und Satan ist deshalb schnell bei der Hand, ihn zu beruhigen. Faust siht sich die Sache noch zu ehrlich an, will sich nicht täuschen laſsen — aber täuschen und getäuscht werden, das gehört zum Leben — weshalb sich durch Grübeleien über unangenehme Warheiten das Leben verbittern? Ziemlich derb belehrt er ihn, aber auf eingefleischte Theoretiker machen auch nur derbe Worte einen Eindruck. Zwischen mein und mein ist ein Unterschied: Faust möchte gerne alle seine Kenntnisse und Erfarungen so sein nennen, wie seine Hand und seinen Fuſs, daſs sie ihm stets zu Gebote stünden, nie verloren giengen, daſs er sie alle mit ins Grab nähme. Aber Satan sagt: auch das flüchtig genoſsene, das gleich wider vergeſsene, ist doch wenigstens einen Augenblick mein gewesen und bleibt mein, wenn auch villeicht nur in farbloser Erinnerung. Für Geld kann ich mir freilich keine Schnelligkeit in die Füſse kaufen, aber sechs Pferde und deren Schnelligkeit ist für den Augenblick, wo ich im Wagen sitze, mein, wenn ich villeicht auch gleich darauf, aus dem Wagen gestiegen, nur mit Mühe fort kann. So soll Faust nach Satans Willen genieſsen, daſs eines das andere verdrängt, nicht, wie Faust will, daſs eins sich auf dem andern aufbaut zu einem groſsen Bau der Erkenntnis, der alles menschliche umfaſst. Da nun treibt er ihn aus den Speculationen in die Welt hinein und braucht die berümten Worte:

> Ich sag es dir ein Kerl der speculiert,
> Ist wie ein Thier, auf dürrer Heide,
> Vom bösen Geist im Kreiſs herum geführt,
> Und rings umher ligt schöne grüne Weide.

Worte, die in Gottes Reich, wie in des Teufels Reich ihre Warheit behalten; weil die Speculation, die Augenlust an den eignen Gedanken, ihre Spinnweben zieht zwischen Gottes Reich und des Teufels Reich, versäumt der Speculierende entweder den Genuſs diser Welt, um den er sich mit „eigensinnigem Krittel" bringt, oder wenn sein Speculieren nach dem Lichte zu geht, er läuft

Gefahr, daß ihm das ganze Leben aus Gott in trockenem System und bloßen Gedanken aufgeht.

Faust hat Satan zugehört und glaubt offenbar, der böse Geist habe doch noch Mittel und Wege, die Welt zu erkennen, zu genießen, die ihm, dem Stubengelehrten, noch verborgen wären, er fragt, wie ist das anzufangen, daß wir in die Welt kommen? Da kommt Mephistopheles auf seinen ersten Vorschlag zurück; obgleich er noch nicht lange vorher von einem Doctorschmaus gesprochen hat, bei dem er dienen wolle, schlägt er Faust wider vor, fortzugehn, um ihm den letzten Halt, seinen Beruf, seinen bestimten Lebenskreis zu nehmen. Er sucht ihm gleich seinen Beruf zu verleiden und appelliert dabei an den Ekel Fausts am Wißen. Warum die Schüler noch weiter „an der Nase herum" führen — das laß den „Laffen", die voll Selbstzufridenheit ihr Stückchen Jahr aus Jahr ein widerholen. Du weist, daß alles Wißen und lernen leeres Stroh ist; das müstest du deinen Schülern sagen, wenn du selbst ehrlich wärest, du müstest sie auch auf den Weg des Genußes weisen, den du selbst gern giengest — aber darfst du das, ohne deine Stellung zu vernichten? Dem Versucher kommt es zu Statten, daß gerade ein junger Mensch draußen steht, sich Lehre und Anweisung zu holen. Faust an seinem Wißen, an sich selbst verzweifelnd, kann ihn nicht sehn. Mephistopheles benutzt das, um Faust seine Amtstracht zu entreißen; er will, wie er mit teuflischem Hohn sagt, den armen Knaben trösten. Und Faust gibt wirklich sein Amtskleid dem Satan und sagt sich damit los von seinem Beruf, er gibt die Seele seines Schülers in Satans Klauen und geht hin, um sich zur Abreise fertig zu machen. So ist es also geschehn: Faust hat Gott abgesagt und sich dem Satan verschrieben, Faust hat Gott mit vollem Bewustsein abgesagt und ist Satans Herr, wie er wähnt, wirklich aber Satans Knecht geworden um elenden Genußes willen, den Faust sich vergebens durch pomphafte Phrasen und großartige Absichten zu idealisieren strebt. Dise Ideale verfliegen wie Seifenblasen und zuletzt bleibt übrig der Genuß?

Auch der verfliegt und zerstiebt, es bleibt nur übrig die furchtbare Thatsache, die den Mittelpunkt diser Scene bildet, daß Fausts unsterbliche Seele ein Raub des Satans geworden ist.

4. Mephistopheles und der Schüler.

Es ist eine schreckliche Aehnlichkeit zwischen dem Abgange Wagners nach der zweiten Scene unseres Stückes und zwischen dem Abtreten Fausts vor unserer Scene: wie Wagner dort im Selbstgefül des Wißenschaftdünkels stolz das enge Zimmer Fausts verließ, so hat jetzt Faust mit dem Bewustsein, eine große Tat getan zu haben indem er der Wißenschaft absagte und dem Leben sich zuwendet, den kleinen Raum verlaßen. Aber wie damals Faust dem eingebildeten Schüler verächtlich nachsah, so blickt der Teufel mit der höllischen Freude, daß er eine Seele gefangen hat, dem getäuschten nach und ohne Maske spricht er offen aus, was er mit seinem armen betrogenen Opfer anfangen will. Was Faust für etwas großes hält, das Verachten der Wißenschaft, das bezeichnet Satan treffend als den eigentlichen Anfangspunkt seines Untergangs — und indem er ihn als einen Verächter der Vernunft bezeichnet, verurteilt er sein ganzes Streben als das eines Narren, indem er die Wißenschaft als die höchste Kraft des Menschen bezeichnet, verurteilt er ihn selbst als einen ohnmächtigen Schwächling. Vernunft und Wißenschaft ist in einer Beziehung auch wirklich des Menschen allerhöchste Kraft, indem sie der Warheit dienen und die Warheit aufsuchen, erhalten sie im Menschen noch eine Fähigkeit lebendig, die himlische Warheit aufzunehmen; wer sich von jedem Streben nach Erkenntnis, nach Warheit abwendet, muß natürlich an „Blend- und Lügenwerken" Gefallen finden, wie so vile unserer Zeitgenoßen, der Wißenschaft müde sich dem Tischklopfen und Geistersehen zuwende. Satan nennt sich hier selbst den Lügengeist; seine Beute ist ja nicht da, und offen spricht er seine Absicht aus, ihn noch tiefer in die Verblendung hineinzubringen, welche die Gesänge seiner Geister bewirkt

haben; triumphierend spricht er aus, daß Faust schon ganz in seinen Händen ist, verächtlich beginnt er von ihm in der dritten Person zu sprechen und seine Pläne vor seinem unsichtbaren Gefolge mit der Sicherheit des geübten Verführers, der seines Erfolgs gewis ist, mit Hohn über den Verfürten offen darzulegen. Ungebändigt ist Fausts Geist — Satan wird ihn zu bändigen wißen, vorwärts dringt sein ungemeßenes Streben — Satan weiß es, wohin er ihn leiten und wie weit er ihn kommen laßen will; er wird den übereilten zu kleinen Schritten im Staub der Erde bringen und ihm der Erde Freuden, über die er längst hinaus zu sein glaubt, noch einmal durch Blend- und Lügenwerke annehmlich machen, so daß er darin untergeht. Im wilden Genuß soll Faust die letzte natürliche Kraft vergeuden, in flacher Unbedeutendheit, in ganz ordinärer Gesellschaft, wie sie uns die Scene in Auerbachs Keller zeigt, den letzten Rest geistiger Erhebung verlieren; wie mit einer Puppe wird Mephistopheles mit ihm spielen: zappeln soll er vor Begirde nach Genuß, im Genuß doch nicht warm werden, sondern eiskalt bleiben und dann wider nicht von disem Genuß, der ihn nicht erwärmt, los kommen können, sondern ohnmächtig daran kleben bleiben. Was Faust als seinen höchsten Wunsch in seltsamer Verkehrung aussprach, mitten „im Genuß vor Begirde zu verschmachten" das will Satan gerade benutzen, um ihn gänzlich auszuhöhlen — Tantalusqualen soll er ausstehn: er will unersättlich alles genießen und selbst der gewönlichste Genuß, Speise und Trank, wird ihm kein Genuß sein; er will am Schmerz und Verdruß sich erquicken und weil er das unnatürlicher Weise will, darum wird ihm alle und jede wirkliche Erquickung fehlen. Fausts Weg fürt in die Hölle, wo es keine Erquickung gibt, wo man ewig umsonst, wie der Reiche einen Tropfen Waßer sich erfleht, die brennende Pein zu kühlen, nur auf einen Augenblick zu kühlen; daß Faust sich dem Teufel verschrieben hat, ist nur ein Schritt, wenn auch der bedeutendste, auf disem Wege zur Hölle.

Wie das Lamm in die Höhle des Wolfs tritt der Schüler

vor den Satan, der eben so schrecklich über die eine gefangene Seele sich gefreut hat. Es beginnt das wunderbare Gespräch, in dem Göthe die wißenschaftliche Vorbildung für das Fachstudium und die gesamten vier Facultäten in großen Zügen vor uns vorüberfürt. Es ist wie eine Episode eingeschoben, ist aber doch ein wichtiges Stück in dem Fortschreiten der Handlung in unserm Drama. Wir stehen an einem Wendepunkt: die nächste Scene schon zeigt uns Faust in Mitten des ordinärsten Genußes, zeigt uns, daß er ganz mit der Wißenschaft gebrochen hat. Dises volständige Brechen mit der Wißenschaft wird uns hier nun noch einmal im engen Rahmen gezeigt. Würde Faust das alles sagen, was Satan sagt, es würde nur eine Widerholung der Anfangsworte unseres Dramas sein; in Satans Mund erhält diese Krigs-Erklärung gegen alles Wißen und Lernen noch eine besondere Schärfe. Außerdem aber ist der Weg den Satan den Schüler gehn läßt in dem kurzen Zeitraum eines Gesprächs, derselbe, den Faust in einem langen bewegten Leben durchgemeßen hat: eine Facultät nach der andern wird hier durchgesprochen, wie auch Faust „mit heißem Bemühn" eine Facultät nach der andern durchstudiert hat und zuletzt weist der Satan den Schüler ganz eben so auf den Weg gemeinsten Genußes, wie er Faust auf diesen Weg gewiesen hat. Macht also der Schüler das, wozu Faust ein ganzes Leben gebraucht hat, unter Satans Schule in einer Viertelstunde durch, kann der, der noch gar nichts weiß, ebensogut die Wißenschaft verachten, wie der Uebergelehrte und eben so gut sich dem Genuß zuwenden, so ist Fausts ganzes Streben, Arbeiten und Mühen ganz, ganz umsonst: jeder Schüler, jeder Stümper überholt ihn auf dem neuen Weg, den er eingeschlagen hat, jeder Unwißende weiß so vil, als er. Das ist der furchtbare düstre Hintergrund diser Scene, und ist es nicht so bei jedem Menschen? Wer nach langem Streben und Arbeiten auf weltlichem Gebiet entschieden in Gottes Dienst tritt, für den ist diß Streben und Arbeiten nicht umsonst, es wird ihm stets als eine Vorschule erscheinen zu dem Ziel, was er erreicht hat. Wer aber nach

eifrigem Studium mit seiner Wißenschaft oder ohne seine Wißenschaft in des Teufels Dienst tritt, für den ist alles, was er biß jetzt erlernt, erfahren, erworben und gewonnen hat, ganz umsonst, ganz verloren, denn in Satans Reich gilt das Lernen und Wißen nur, wenn es der Lüge, dem Hochmut oder dem Genuß dient, nur die praktischen Resultate gelten, die Theorie wird verachtet.

Disen charakteristischen Zug von Satans Reich fürt uns hier der Dichter vor, uns zu zeigen, welchen Mächten Faust sich hingegeben hat. Da kommt der schüchterne Schüler, der in Verlegenheit mit einem altfränkischen „Allhier" beginnt und demütig vor dem Kleide sich bückt, in dem sein und seines verehrten Lehrers Verführer verborgen ist. Er schmeichelt, ohne es zu wollen, dem berümten Mann, den er zu sehn glaubt und Mephistopheles, um ihn kirre zu machen, nimt dise Schmeicheleien an und bestärkt ihn darin, obgleich er sie für seine Person, die Maske beibehaltend, ablehnt. Mit teuflischer Klugheit stellt er sich, als wolte er ihn an andere weisen und um so zutraulicher platzt der Schüler, dem es angst und bang ist in der Fremde, der gern Eine Seele hätte, der er vertrauend nahen könnte, heraus mit der Bitte, der berümte Mann möge sich seiner annehmen. Zutraulich, kindlich fängt er an, von sich zu erzälen: wir erkennen den unverdorbenen frischen Jüngling, den Liebling seiner Mutter, den sie ungern hinaus ließ in die ferne fremde Welt; wüste sie in wessen Klauen ihr lieber Sohn gefallen ist! Wir erkennen aber auch das doppelte Streben in ihm, das Leben mit dem Geld zu genießen, mit dem ihn seine Mutter versehn hat und zugleich in Wißenschaftgründlich einzudringen; läßt sich beides vereinigen? Wird der Lerneifer nicht von der Genußsucht verschlungen werden? Satan wenigstens thut nach Kräften dazu. Für jetzt läßt er den Jüngling, um ihn ganz sicher zu machen. ruhig reden und unterbricht ihn nur mit einer wolberechneten Zwischenbemerkung, die halb höhnisch klingt und in dem Schüler gerade die Unzufridenheit mit dem Sitze der Wißenschaft weckt

Offen gesteht der Schüler dise Unzufriedenheit; wie war es so schön daheim auf den grünen Wiesen unter den Bäumen, wo keine Mauer den Blick hemmte, keine gewölbte Halle die liebe Sonne aufhielt. Hier muß man durch enge Gänge in weite Säle, die troz ihrer Größe finster sind. Dort in der Heimat hat sich der Knabe frei herumgetummelt im Hofe, auf dem Felde, im Walde, da tut es dem Jüngling ungewohnt, auf harter Bank stundenlang fest zu sitzen; so bedrückt ihn diser Zwang, daß er zulezt die Gelehrsamkeit des vortragenden Professors kaum mehr hört, daß ihm die Zeilen und Zeichen seines Heftes in einander verschwimmen, daß er beim besten Willen der Vorlesung nicht zu folgen vermag, weil seine Gedanken beständig hinaus ins Freie schweifen. — Spottend, aber versteckt spottend, spricht Mephistopheles die Hoffnung aus, daß sich der junge Anfänger an die finstern Hallen und die harten Bänke noch gewöhnen werde; er spricht diß aber gerade aus, um ein Nein! in des Jünglings Seele hervorzurufen, um ihn auf den Gedanken zu füren, daß er diß Leben nie gewont werde. Derselbe Hohn und dieselbe Absicht ligt zu Grunde, wenn er ein triviales Gleichnis anwendend den Jüngling einem Wickelkinde vergleicht, das nicht weiß, was es will und tut; Satan möchte seinen Stolz rege machen daß er entrüstet über so verächtliche Rede villeicht der ganzen Wißenschaft den Rücken kehre und zugleich belügt er den Armen. Was Satan tun kann, damit ihn nicht nach der Wißenschaft gelüste, das tut er eben in disem Gespräch. Aber die Versuche Satans, dem Jüngling das Studium zu verleiden, scheitern für jezt noch an dem aufrichtigen Eifer des Lernbegierigen: er sezt Satans Vergleich fort, unbekümmert, daß er in diser Vergleichung schlecht weggekommen ist. Wie er seiner leiblichen Mutter am Halse gehangen hat, als er sie verließ, so will er der zweiten geistigen Mutter, die er in der Wißenschaft zu finden hofft, freudig sie begrüßend, um den Hals fallen. Es lebt in seiner Seele ein Ideal von Wißenschaft, von Erkenntnis, das er gern verwirklichen möchte, aber um diß Ideal zu erreichen wie muß man es

anfangen? Er fragt den Lehrer und es ligt in diser Frage das verborgene Geständnis, daß er nicht hofft, durch Sitzen auf den harten Bänken diß Ideal zu erreichen. Mephistopheles fordert ihn indirect zum Weitersprechen auf und fragt absichtlich, was für eine Facultät er wäle, um ihn sein Ideal recht hoch stellen zu laßen, damit er dann um so sicherer von diser Höhe herabgeworfen werde. Facultät? Was hat die einzelne Facultät mit dem Ideal von Wißen zu tun, das ich in mir trage? Ich möchte die gesamte Wißenschaft und in der Wißenschaft die ganze Welt in mich aufnehmen, von den Sternen biß zum kleinsten Kraut alles wißen, alles kennen; Lebendiges, nicht todten Formelkram möchte ich in mich aufnehmen. Geschwind kehrt der Versucher seine Rede um: eben hat er von der speciellen Facultät gesprochen, jetzt stellt er sich, als wenn er diesen abenteuerlich universalen Studienplan des jungen Mannes billigte und der treuherzig begeisterten Auseinandersetzung des Idealisten folgt die höhnische Antwort: da seid ihr auf der rechten Spur. Das ist Satan gerade recht, auf diesem Weg ist Faust zu Grunde gegangen, diser Weg ist die „rechte Spur“ für den Jüngling, um auch zu Grunde zu gehn. Gleich bitterer Hohn ligt in der zweiten Zeile: der Jüngling, der nicht siht, daß er „im kleinsten Punkte die höchste Kraft sammeln muß“ um etwas zu lernen und zu leisten, der alles zugleich lernen möchte, ist zerstreut und zerstreut sich selbst, er muß seine Kraft zersplittern; Satan aber stellt ihm spöttisch die Gefahr vor, daß er sich zerstreuen laßen könne. Der bescheidene Schüler nimmt die Warnung an, versichert aber treuherzig, er sei mit ganzer Kraft beim Studium: dem Willen nach gewis, aber in der Ausfürung felt sicher manches, das hat er vorher schon gestanden, als er bekannte, daß ihm Sehen, Hören, Denken im Hörsal vergehe. Ein wenig Zerstreuung freilich möchte der junge Lebenslustige, ein wenig müßen doch die Mutterpfennige fliegen; wer will im Sommer sich in die dunkeln Säle bannen? Hinaus in das Sonnenlicht, die Freiheit zu genießen, die Zeit beßer zu vertreiben.

Wider doppelsinnig ist Mephistopheles Ermanung, die schnell verstreichende Zeit zu benutzen. Der Schüler faßt sie ernst auf, als Ermanung zum Fleiß, Satan aber wird ihn schon eine Art lehren, wie er seine Zeit gebrauchen soll, nicht im Dienst des Lernens sondern im Dienst des Genußes. Unter der Maske dem Schüler eine Ordnung seiner Studien vorzuschreiben macht sich nun Satan daran, ihm alles Studieren zu verleiden. Heuchlerisch nennt er ihn mein theurer Freund. Damit der Schüler nicht hinter dem schwarzen Gewand den Satan merke, fängt er gar trocken an, nach gewönlicher Ordnung ihm ein Collegium über die Logik anzuraten, aber nur, um ihm gleich dise erste Milch der Wißenschaft zuwider zu machen. Der Schüler hat mit seinem Geist Himmel und Erde umfaßen und erfaßen wollen; das ist hier verpönt, das wäre ein irres Umherschweifen des Geistes: der Geist muß die von der Wißenschaft einmal vorgeschriebene Bahn gehn, mag er wollen oder nicht, jeder Schritt neben dise vorgeschribene Bahn ist untersagt. So lange wird der Geist bearbeitet und gemartert, biß die Maschinerie: major, minor, conclusio ganz mechanisch abgehaspelt werden kann. Du willst rascher gehn in deinem Denken, du willst Mittelglider des logischen Beweises überspringen, weil der Schluß klar ist — bewahre! jedesmal und jedesmal muß Schritt vor Schritt von einem andern gegangen werden. Du willst, wie beim Eßen und Trinken, gleich zugreifen, gleich die praktischen Resultate ziehn, es wird dir gewehrt; die einfache Handlung wird logisch und psychologisch in mehrere Handlungen aufgelöst und der Weg genau beschrieben, wie du dazu kommst, den Bißen zu ergreifen und das Glas an den Mund zu setzen. Du bist dir diser Gedankenfolge und Handlungsreihe nie bewust gewesen, du denkst villeicht, sie sei gar nicht in der Wirklichkeit vorhanden — aber die Wißenschaft construiert dir sie vor und du must sie glauben. — Im wirklichen Leben gehn die Gedanken nicht so regelmäßig: unaufhörlich schafft deine Seele neue. Ein Gedanke erweckt in dir tausend neue Beziehungen, vile zu gleicher Zeit, du weist nicht, wie sie mit einander verbun-

den sind, aber du merkst doch die lebendige Kraft deiner Seele, die ohne nach Eins, Zwei, Drei zu gehn, hin und herfärt dise Gedanken verknüpfend, wie das Weberschifflein die Fäden zu einem Gewebe verbindend. Aber du magst auch diß in deiner Seele fülen, du magst deine geistige Lebendigkeit für größer halten, wenn deine Seele gerade nicht die scharfbestimten Wege der Logik geht: einerlei, auf ein Haar wird dir bewiesen, daß die Resultate auf ganz bestimte Vorstufen, auf eine ganz bestimte Entwickelung zurückzeigen, die wißenschaftlich einmal fest steht, daß sie ohne dise Vorstufen gar nicht vorhanden wären, du versicherst vergeblich, davon nichts zu wißen und zu fülen in deiner Seele — die Wißenschaft lehrt es einmal so. — So beweist dir ja auch, weil die Ereignisse in der Geschichte auf einander folgen, die Philosophie der Geschichte daß sie aufeinander folgen müßen und zwar so und nicht anders, sie beweist dir, daß der und jener berümte Mann eben zu der Zeit geboren werden muste, daß er unter den obwaltenden Verhältnissen groß und berümt werden muste und — was die Philosophie nicht alles beweist. Diejenigen, welche am keckſten solche psychologische und pragmatische Ketten knüpfen können, die sind die hochverehrten Meister und ihre Schüler schwören auf ihr Wort, aber ihr Geist ist dann auch in die vom Meister gezeigte Bahn so gebannt, daß sie keinen selbständigen Gedanken mehr denken, keinen eigenen Schritt mehr gehn können. An der lebendigen Geschichte zu lernen ist schwer, bequemer ist es, den universalhistorischen Gang eines Meisters zu verfolgen; wie die Anatomie nur mit Leichnamen operiert, die Botanik die Pflanze zerstören muß um sie genau zu beschreiben und zu erkennen, so ist es mit der gesamten Wißenschaft: das System trennt und teilt, macht Unterabteilungen von Unterabteilungen — aber man verliert über den Mechanismus die Verbindung zwischen disen Teilen, ja zuletzt die Sache, um die es sich handelt, gänzlich aus den Augen. Die Chemie ist in diser Beziehung ein rechtes Bild der gesamten Wißenschaft, sie kann teilen und trennen, aber wie wenig verbinden, neu schaffen gar nichts und was sie neu schafft, das

wird ja nur durch die Verwandtschaft bestimter Stoffe, die sich, aber one alles Zutun der Wißenschaft, mit einander verbinden; die Natur tut es, nicht die Wißenschaft und indem die Wißenschaft anerkennt, daß dise neuen Dinge von der Natur geschaffen werden, verspottet sie sich selbst.

Mit offenem Munde hat der Schüler diser Auseinandersetzung zugehört: den Anfang vom Dressieren und Martern hat er wol noch verstanden, denn er hat ja eben erst die Hallen der Universität als einen „Marterort" bezeichnet, hernach aber hat er nicht mehr folgen können, als Satan seinen Haß gegen die Logik aussprach, die in Satans Reich, wo Lüge und Blendung regiert, nicht vil gilt, das aber ist Satan auch ganz recht, je toller dem Jüngling die Wißenschaft und ihr Gebäude ihm erscheint, je empfänglicher ist er für den letzten Hauptschlag, den Satan füren will. Diser geheime Sinn ligt auch in den, wie es scheint, ganz ehrlich gemeinten Worten: das wird nächstens schon beßer gehn, denn gleich darauf kommt er mit ein paar hochtönenden Worten auf — ieren, wie sie die Wißenschaft dutzendweise fabriciert, die den armen Jünger vollends verwirrt machen. Er hört von reducieren — alles soll reduciert werden auf ein paar allgemeine Begriffe und jede Einzelheit unter dise Allgemeinheiten gebracht werden, da wird ihm wie er ehrlich aber für sich gesteht schwindlich von disem Wortgebrause und das Denken vergeht ihm. Jetzt hat ihn Mephistopheles, wo er ihn haben will. One auf den geheimen Seufzer des Schülers zu hören, fårt er, um ihn noch toller zu machen, fort, von der Metaphysik zu sprechen. Sie beschäftigt sich eingestandener Maßen mit Dingen, die über den menschlichen Verstand gehn — aber doch lockt sie an, sie wolle durch tieffsinnige Speculationen auch das Unbegreifliche begreiflich machen. Da das nicht geht, so muß wenigstens durch glänzende Worte eine Brücke vom Uebersinnlichen zum Sinnlichen gebaut werden, durch glänzende Worte, hinter denen aber leider wenig verborgen ist.

Doch Mephistopheles muß fürchten, wenn er noch länger auf

theoretischem Weg die Fruchtlosigkeit des Studierens auseinandergesetzt, daß ihm sein Schüler entläuft, gelangweilt vom Unverständlichen, und ihm seinen Teufelsplan zu nichte macht. Deshalb bricht er plötzlich ab und beginnt dem Armen dasselbe auf praktischem Weg klar zu machen. Wider nimmt er eine ganz ernste Miene an, wider ermahnt er zur Ordnung, zur Pünktlichkeit — aber 5 lange Stunden, von einem Glockenschlag zum andern, ein Sommerhalbjahr lang jeden Tag, wie ist das auszuhalten! Solche Gedanken will Mephistopheles eben durch seine Ermanungen hervorrufen. Und offen zerstört er seine Ermanungen, indem er ihm den häuslichen Fleiß, das Durchstudieren des Compendiums empfiehlt und in demselben Augenblick hinzusetzt, daß eins überflüßig ist, entweder der Collegienbesuch oder das Studieren des Compendiums denn der Professor kaut eben nur sein Compendium wider. Deshalb ist auch das Nachschreiben überflüßig, wenn du dir sein Buch kaufst; aber Mephistopheles ermahnt den Schüler gerade zu diser überflüßigen Arbeit, um ihn verdrießlich zu machen; aber freilich nach der Wichtigkeit, mit der das schon im Compendium stehende vom Katheder herab als neue Weisheit ausposaunt wird, käme es auch wie ein Verbrechen heraus, wenn man nicht nachschreiben wollte.

Der Schüler ist in den paar Tagen, die er auf der Universität zugebracht hat, bereits so gut dressiert, daß er die Mahnung des Mephisto ganz ehrlich auffaßt: es nützt doch gar vil im Examen, wenn man dem Professor seine Ansichten aus dem Heft biß auf das Geringste widergeben kann, es ist doch gar so schön ein lückenloses Heft zu haben, das man einbinden läßt und das dann in seinem stattlichen Format eine Zierde der kleinen Studentenbibliothek ist. Da kann der Studiosus mit Wolgefallen auf seine Hefte schauen und denken, daß er nicht ganz umsonst studiert hat, wenn er dise dicken Stöße beschriebenes Papier mit sich heim nimmt in das Philistertum.

Mephistopheles läßt den Schüler dißmal nicht ausreden, wie anfangs; selbst den Teufel verdrießts, wenn er nicht verstanden

wird und ungeduldig eilt er zum Ende, indem er den Schüler auffordert, eine Facultät zu wälen. Der Schüler hat wie so vile vor der Trockenheit des Rechtsstudiums, vor Institutionen und Pandekten, vor Definitionen und Formeln ein Grauen und Satan benutzt dise Gelegenheit, um den Haß, den die Hölle gegen das bestehende Recht und gegen feste Rechtsnormen hat, auszusprechen. Er stellt sich, als wolle er blos die Lehre vom Recht, die Jurisprudenz angreifen, aber er greift das Recht selbst an. Es haben dise berümten Worte, es muß zugegeben werden, eine gewisse Warheit für Zeiten, in welchen das Recht zum Unrecht verzerrt wird durch die Schlechtigkeit und Tyrannei derer, die im Besitz des Rechtes der Herschaft sind. Es paßt dise Beschreibung von den Rechten, die wie eine Krankheit sich fortschleppen, auf die Zeit des 15ten Jarhunderts, auf Fausts Zeit, und auf das ausgehende 18. Jarhundert, auf Göthes Zeit. In beiden Jarhunderten lag die Handhabung der alten Lehnsrechte in den Händen derjenigen Stände, die gerade die verderbtesten waren, und im Namen des Rechts Last auf Last häuften, die sich von Geschlecht zu Geschlecht mehrte, die einen Ort unterdrückten aus keinem andern Rechtsgrund, als weil es ihnen an einem andern Ort gelungen war, in deren Händen ein Recht, das zur Wolthat der Untertanen in alten Zeiten aufgekommen war, zur Plage werden werden konnte, ja werden muste. In solchen Zeiten, wo die unsinnigsten Forderungen an die Gehorchenden gestellt werden, im Namen eines Rechts, das seinem Ursprung nach ganz vernünftig war, da wird das Recht, in dem der Untertan geboren ist, nicht beachtet, wie ja im ausgehenden 15. Jarhundert vile freie Bauern zu Leibeigenen gemacht wurden, was bekantlich den Bauernkrieg hervorrief, wie im 18ten und 19ten Jarhundert fürstlicher Despotismus uralte angeborne Rechte bestimter Stände im Namen des „Staates“ umwarf. Aber im Allgemeinen hat doch Göthe nicht umsonst Satan dise Worte in den Mund gelegt; es ist die Revolution, welche mit dem uns angebornen Rechte alles über den Haufen werfen will, denn jedem Menschen ist nach revolutionären Grund-

sätzen das Recht angeboren, des andern Recht zu stören und umzuwerfen, es ist die Revolution, welche Gesetze und Rechte nicht als eine woltätige Schranke, sondern als eine Plage ansiht; für revolutionäre Gesinnung ist es eine Last, daß der Enkel sich nach demselben Rechte richten soll, wie der Großvater, daß das spätere Geschlecht sich ganz in denselben Rechtsschranken bewegen soll, wie das frühere. Es soll eben kein festes, kein befridigendes Recht geben!

Mephistopheles hat seinen Zweck erreicht: der Schüler ist von der Jurisprudenz gänzlich abgeschreckt — er hält nun seine Antipathie gegen das Rechtsstudium für ganz gerechtfertigt. Tragisch klingt der Dank, den er dem Teufel für seine Belehrungen darbringt: er ahnt nicht den geheimen Zweck, die Schlange die unter disen, wie es scheint so wolgemeinten Worten lauert. Nun wendet sich der Schüler zur Theologie: von einer liebenden Mutter erzogen kennt er den Zweifel nicht, aber er fürchtet sich, ob nicht auch hier wo es sich um Glauben handelt, die Wißenschaft ihre Spinngewebe um die Sache gezogen habe.

Mephistopheles will von Theologie nichts hören, er setzt ohne weiteres voraus, daß diß ein Irrweg sein würde und spricht wie ein väterlicher Warner, er wünsche doch nicht, daß der Schüler einen Irrweg einschlage. Satan charakterisiert die falsche Theologie, die zwischen Gott und der Welt vermitteln will, treffend genug: wo der einfältige Bibelglaube, der Glaube der Väter verlaßen wird, da ist es schwer, nein, da ist es unmöglich den falschen Weg zu meiden: eine solche Theologie muß zuletzt in den Dienst Satans treten. Es ligt in ihr das Gift des Wißensstolzes, des Hochmuts der Wißenschaft, um so schlimmer, weil es von christlichen Redensarten verdeckt ist und das dadurch, daß dises Gift eben bei der Behandlung der höchsten Glaubenstatsachen sich einschleicht, um so gefärlicher wird. Ja in diser Schultheologie ist es wirklich am besten, sich an Einen zu halten und dessen System und Person unbedingt zu vergöttern; zwei Meister, die jeder auf ihre Art zwischen Gott und der Welt vermitteln

wollen — wer ertrüge das? Bei dem einen heißt derselbe wißenschaftliche Ausdruck ganz etwas anderes, als bei dem andern, jeder hat sich eine neue Sprache geschaffen, die nur leider nicht die Bibelsprache ist und operiert mit den, oft unerhörten, Worten diser neuen Sprache zur staunenden Bewunderung seiner Schüler mit einer Sicherheit, mit einer Verachtung der übrigen Meister der Schule, daß man glauben sollte, er sei seiner Sache ganz gewis. Aber es sind Worte, nichts als Worte, welche christliche Dinge bezeichnen sollen, oft aber gerade das Gegenteil bezeichnen. Die scholastische Theologie des vorigen und des gegenwärtigen Jarhunderts haben in diser Beziehung eine seltsame Aehnlichkeit mit einander.

Bloße Worte? Worte, die gar nichts bedeuten? Worte sollen Gewisheit geben? das will dem gesunden Sinn des Jünglings der noch nicht die Höhen der abstracten Wißenschaft erklimmt hat, nicht in den Kopf, er denkt, etwas bestimtes müße doch ein Wort bedeuten, einen Begriff ausdrücken. Er weiß noch nichts von der Hohlheit der Systematiker und ihres Wortgepränges, vor allen in der Theologie. Mephistopheles gibt das zu, aber um dem jungen Mann die Wißenschaft gänzlich zu verleiden, stellt er seine Gesinnung als eine allzugroße Aengstlichkeit und Gewißenhaftigkeit dar und er fügt die nicht minder berümten und sprichwörtlich gewordenen Verse von der Allgewalt des Worts d. h. des Nichts an. Gerade denen, welche ihre innere Hohlheit verdecken wollen, sind Worte und zwar glänzende Worte recht nötig, weil sie keine Gedanken haben. In Disputationen läßt sich glänzend sigen, wenn man den Gegner mit einem wißenschaftlichen Kunstausdruck aus dem Felde schlagen kann, auf den er nichts zu antworten vermag, weil beide Gegner sich unter disem Ausdrucke eigentlich nichts bestimtes denken. Wie leicht ist es ein Original zu sein einen selbständigen Weg einzuschlagen, wenn man nur neue Namen für die alten hergebrachten wißenschaftlichen Bestimmungen aufbringt. Wie fest hängt doch ein großer Theil der Menschen an bloßen Worten! zu Göthes Zeit glaubte man an die Aufklärung, an die

Tugend, jetzt glaubt man an die Wißenschaft, an die Bildung, an den Fortschritt und haben dise Worte je etwas bestimtes greifbares bedeutet? Aber gerade, weil sich niemand bei disen Worten etwas bestimtes denkt, werden sie um so zuversichtlicher ausgesprochen; weil sich unbestimte Hoffnungen an sie knüpfen, werden sie wie ein Palladium verteidigt, als ein unantastbares Heiligtum angesehn, das nicht aufgegeben werden darf.

Mephistopheles hält inne; er erwartet die Frage, die ihm Gelegenheit geben soll, die arme Seele des frischen Jungen geradezu anzugreifen, dise Frage kommt. Auch von der Theologie abgeschreckt, siht der Schüler nun nur noch eine Facultät vor sich, denn die Philosophie ist gleich von vorn herein abgetan, die Medicin. Er fült, daß Mephistopheles die Maske und folglich das Gespräch müde ist — aber er will ja das ganze Gebiet der Wißenschaft durchmeßen, so möchte er denn auch über den einzigen noch übrigen Hauptteil etwas hören. Unheimlich klingt seine Bitte um ein „kräftig Wörtchen", denn Satan sagt ihm ein sehr kräftiges, das stark genug ist, seine Seele biß in ihre innersten Tiefen aufzuregen. Aber von einer solchen Gefar ahnt der junge Mann nichts, ganz zutraulich spricht er seine Not aus, daß er sich so vil zu lernen vorgenommen und eine so kurze Zeit dazu vor sich hat. Er bittet um einen Fingerzeig und er erhält ihn. Auf bäumt sich die Teufelsnatur gegen den Zwang, den sie sich hat zu lange schon antun müßen, zu lange schon spielt Satan mit diser Seele „wie die Katze mit der Maus"; Zeit ist es, daß zugefaßt, daß dise Seele auf den breiten Weg, dem Abgrund zu gefürt wird. Darum nur noch zuerst mit ein par raschen Worten dem Schüler die Wißenschaft der Arzneikunde verdächtig gemacht, dann aber rasch vorwärts, ihm zu zeigen, wie dise heilige Kunst gemisbraucht werden kann zum Deckmantel des gemeintsten scheußlichen Genußes. Die Plänkler schickt er voran: die ganze Wißenschaft mit ihrem ungeheueren Gebiet wird kurz abgetan als leicht zu faßen: die Sache soll eben „praktisch" getrieben werden. Ja, es ist richtig, ein Arzt kann die große Welt, alle

Reiche der Natur, alles, was das Menschengeschlecht angeht durchstudiert haben, er kann die menschlichen Körper anatomisch und physiologisch gründlich kennen, kurz er kann ein Mann von unermeßlichen Kenntnissen sein und er steht doch zuweilen vor einem, wie es scheint, ganz einfachen Krankheitsfall ratlos da, und muß dem Herrn über Leben und Tod die Entscheidung überlaßen. Da solche Fälle nicht selten vorkommen, wie lockend klingt da Satans Rat, das Studieren, das umherschweifen durch fast alle Gebiete menschlichen Wißens zu unterlaßen; alles zu lernen ist ja doch unmöglich, jeder hat ja nur eine bestimte Faßungsgabe. Wie oft kommt es bei Kuren nicht auf Kenntnisse, nur auf Glück an, wie oft gibt bei dem Zustandekommen einer großen Praxis ein unbedeutender äußerer Umstand den Ausschlag. Darum, ist Satans Rat, fort mit dem Studium, ein hübsches angenehmes Aeußere ist oft für den Arzt eine beßere Empfehlung, als die größte Gewißenhaftigkeit. Schmeichelnd weiß das Mephistopheles dem Jüngling nahe zu legen um ihn für die gröbere Versuchung empfänglicher zu machen. Im Bewustsein dises angenehmen Aeußern soll er nur nur recht unverschämt auftreten, ein rechtes Selbstvertrauen vor sich hertragen. Das besticht den großen Haufen, der den Bescheidenen verachtet, das besticht vor allem die Frauen, die sich so leicht imponieren laßen, oft gerade von den hohlsten Köpfen. Dem scheinbar so gelehrten Doctor, denn weil er Doctor ist, muß er gelehrt sein, kommen sie vertrauend und vertraulich entgegen und mit dürren Worten rät Mephistopheles einen Misbrauch dises Vertrauens, eine bewuste Heuchelei mit äußerm Erbartun, unter dem sich die gemeinste Gesinnung verstecken soll, an. — Hier gibt sich der Teufel wie er ist, aber er ist auch seines Opfers sicher; die sinnliche Natur des Armen wird durch Satans Frechheit bis in die tiefsten Tiefen aufgeregt. Statt dise Scheußlichkeit zurückzuweisen mit starker Entrüstung spricht er sein Wolgefallen daran mit der Offenheit aus, die uns in der ganzen übrigen Scene wolgefällt, hier aber unangenehm berürt. Mit

den paar kurzen Worten, die ebenfalls zum Sprichwort geworden sind:

Grau, theurer Freund, ist alle Theorie,
Doch grün des Lebens goldner Baum

faßt Mephistopheles noch einmal das Resultat des gesamten Gesprächs zusamen und imponiert durch disen Spruch zugleich dem Jüngling, um ihn zu hindern zur Besinnung zu kommen. Auch diser Spruch enthält eine Warheit für den, der sich dem grünen Baum des ewigen Lebens zugewendet hat, seine goldnen Himmelsfrüchte zu genießen; für den heißt es: weg mit den hohlen Theorien menschlicher Weisheit, die dich abziehn wollen von dem frischen Leben, das aus Gott kommt. Wer aber Satan dient, für den ist diser Spruch ein zweischneidiges Schwert: weg, heißt es da mit allem Lernen, mit aller Wißenschaft, die uns hindert, das Leben biß auf die Hefe zu genießen. Ja, diser Baum des Weltlebens, des irdischen Lebensgenußes siht auch gar schön grün aus für den Verblendeten, der sich durch die Außenseite täuschen läßt, seine Früchte glänzen äußerlich, sind aber innerlich Asche.

Diser Spruch macht den Schüler ganz confus: von dem schwarzgekleideten Magister hat er solche Ratschläge nicht erwartet, er ist höchlich verwundert, daß aus solch gelehrtem Munde so grobe Dinge gehn. Er sucht in dieser Betäubung die Thüre; aber er hofft noch weiter, gerade nach der Richtung hin, instruiert zu werden, er will diser Weisheit auf den Grund kommmen. Armer! der Grund, die Hefe ist bitter. Höhnisch erwidert Mephistopheles er wolle, was er vermöge; Satan wird gewis tun, was er vermag, den Funken böser Leidenschaft, den er angezündet, zum Feuer anzublasen und etwas tut er gleich, wobei ihm ein Wunsch des Schülers entgegenkommt. Eine so furchtbare Anziehungskraft übt Satan auf den Jüngling aus, seit diser einmal auf die Lockstimme der Versuchung gehört hat, daß der arme betrogene seinem Verführer, wie einem treu bewärten Freund, sein Stammbuch überreicht und sich einen Spruch hierin als Zeichen

der Gunst ausbittet. Rasch ist Mephistopheles bei der Hand und schreibt in das Buch das erste Versuchwort der Schlange, das seitdem immer noch der Grundton aller Versuchungen von Seiten Satans ist: Ihr werdet sein wie Gott. Für den Schüler ligt in disem Wort die besondere Versuchung, das böse auch kennen zu lernen, wie es Faust kennen lernen will, um nach allen Seiten hin „des Lebens goldnen Baum" zu erfaßen und seine Früchte zu brechen. Lateinisch ist der Spruch geschrieben, er steht ja auch in der Bibel: als eine neue Lebensweisheit hört ehrerbietig der Schüler die alte Schlangenlist und geht. Sein Weg? Es ist derselbe, den Faust nimmt. Er wird auf Satans Wort gestützt, alle Wißenschaft verachten und sich mit vollen Segeln auf das Meer des Genußes hinauswagen; aber auch er wird wie alle die Satans Versuchungen folgen, Schiffbruch leiden und am Ende seiner Laufbahn statt der gehofften Erkenntnis, statt tiefer Lebenserfarung, statt der Gottähnlichkeit Mismut, Reue und Verzweiflung finden. Es bedarf darum nicht, daß dise Nebenfigur noch einmal auftrete: soll er noch einmal auftreten als Diener des Genußes? die lernen wir hinlänglich aus der folgenden Scene kennen. Soll uns sein Untergang vorgefürt werden? Genug daß Fausts allmähliger Untergang geschildert wird; und wir wißen ja wenn er den breiten Weg einschlägt, was sein Ende sein wird. So ist dise Scene bei aller Komik und Satire ganz passend für unsere Tragödie: sie ist ihrem Kerne nach tragisch: in kurzen Zügen wird uns der Weg einer Seele in die Klauen Satans vorgefürt und unser ganzes Drama spigelt sich noch einmal in dem engen Raum dises Auftritts ab.

5. Auerbachs Keller.

Der eine, den Satan gefangen hat, der Schüler, geht — der andere, der Meister kommt. Gleich das erste Wort verrät die Unruhe seiner Seele: Wohin soll es nun gehn? Hier bleiben will ich nicht und kann ich nicht. Mephistopheles ist sehr dienst-

fertig: er will sich jedem Wunsch Fausts unterordnen, er ist sehr reich an Versprechungen: die kleine Welt und dann die große soll studiert werden. Aber es sind Versprechungen Satans, Lügen. Nur die kleine Welt, das Leben „im engen Zirkeltanz“ läßt Satan den Faust sehn und seine Genüße, erst den Wein, dann die Liebe, in die große Welt was wir gewönlich so nennen, fürt er ihn nicht ein, nur in seine eigne große Welt, die Versamlung auf dem Brocken. — Aber der Dichter hat mit sicherm Takt uns wenigstens in seinem ersten Stück nicht Faust in der großen Welt gezeigt: er erhält uns dadurch das Interesse für seinen Helden, ja er erhöht es durch die, doch in so engen Kreiß vorgehenden Scenen mit Gretchen; würde er uns Faust in der großen Welt zeigen, das Interesse würde von Faust abgezogen und auf andere Personen und Verhältnisse gelenkt, wir würden zerstreut, wie diß am zweiten Teil unserer Tragödie zu sehn ist, wo Faust und Mephistopheles vor dem Kaiser und seinem Hof und vor Helena fast zurücktreten, ihren Charakter als Verfürer und Verfürter aufgeben und eigentlich nur noch zwei geistreiche Landfahrer voller Experimente darstellen. Wollte uns aber Göthe die große Welt von ihrer dunkeln Seite zeigen, uns die furchtbaren Laster, das Elend der Hohlheit schildern, die hinter dem äußern Glanz der großen Welt so oft verborgen sind (und diß wäre dem bißherigen Gang der Tragödie allerdings angemeßen) es wäre ein abschreckendes Bild geworden, wie jeder an Klingers Faust sehn kann, der eben disen Versuch macht, aber uns auch nur „Scheußliches und Nie geschehnes“ schildert. — Satans eigne Worte

> Den schlepp ich durch das wilde Leben
> Durch flache Unbedeutendheit

widersprechen diser Verheißung: Mephistopheles will Faust gar nicht in bedeutende Umgebung füren, die ihn, auch nur äußerlich, anregen und erheben könnte, er will ihn herabziehn, um ihn desto sicherer füren zu können, wohin er will. So ist seine Verheißung, daß Faust die große Welt sehn soll, eben so lügnerisch,

wie die unmittelbar daran geknüpfte, daß Faust Freude und Nutzen von diser neuen Lebensbahn haben werde.

„Vortrefflich hat der Dichter einen allgemein menschlichen Charakterzug uns an Faust gezeigt: allen Menschen ist die Furcht vor dem letzten entscheidenden Schritt eigen, leider oft zum Guten, ebenso, wie zum Bösen; so zaudert hier auch Faust, der doch seine Seele dem Teufel verschrieben hat, einen Augenblick, als es nun gilt die letzte Schranke zu überschreiten. Alle seine Ideale, wie er einst hat der Sonne nachfliegen wollen, sind vergeßen und verschwunden — wir sehen nur den schwachen schüchternen Menschen vor uns, der sich scheut, aus dem engen Kreiß, in dem er gelebt hat, hinauszutreten in die unbekannte Welt. Er hört daß Satan ihm ein leichtes Flattern von Genuß zu Genuß empfiehlt: das ist es ja, was er gewünscht: alles genießen, alles erfahren. Aber da ist ihm das Alter ein Bedenken: er ist kein flaumbärtiger Jüngling mehr, der mit Jugendkraft und Jugendlust wie ein Schmetterling von Blume zu Blume fliegt — sein langer Bart erinnert ihn, daß er ein Mann ist. Aber was sonst das Mannesalter zu bringen pflegt, Welterfarung, Sicherheit im Verkehr mit andern — ihm hat das sein bißheriges Leben nicht gebracht: so lange er der Wißenschaft nachjagte, hat er über seine Speculationen die Außenwelt vergeßen und in seine Gedanken vertieft, tausend Verstöße begangen. Faust ist Lehrer gewesen und daß er sich in disem seinem Beruf seinen Schülern gegenüber mit vollkommener Sicherheit bewegen konnte, das haben wir in der Scene mit Wagner gesehn — aber es scheint denen, deren Aufgabe es ist, andere zu unterrichten, vom Professor bis zum Dorfschulmeister, nur zu oft eigen zu sein, daß sie sich eben nur in dem kleinen Kreiß ihrer Schüler, abgetrennet von aller Welt, sicher, fest, in gewissem Sinne groß fühlen; sobald sie aus diesem Kreiß heraustreten, sind sie ängstlich, verlegen, laßen sich von Leuten imponieren, denen sie hundertmal überlegen sind und werden so lächerlich. Dise sehr allgemeine Eigenschaft der Lehrer hat Göthe hier sehr glücklich benutzt, ein letztes Schwanken Fausts zu

motivieren und uns dadurch noch einmal die ganze furchtbare Gefahr des Schrittes, den er zu thun im Begriff ist, vor die Seele zu führen.

Mephistopheles belehrt und tröstet den Schüchternen: die Welt will keine Bescheidenheit, die oft der gute Grund linkischen Auftretens ist; Selbstvertrauen, Keckheit empfiehlt in der großen Welt. Die Welt verzeiht dir eher Frechheit, als Zurückhaltung. Faust bricht gern ab von diser Unterhaltung, er hat seine Schwäche doch wol nicht gern gestanden und will auch jetzt nicht durch längeres Reden darüber sein Schwanken vermehren. Rasch sich entschließend fragt er nach Pferden und Wagen. Wie schwach ist Faust geworden! Einst hat er „mit Geistern schweben“ wollen, hat sich Flügel gewünscht — jetzt hat er den Fürsten der Geister zu seinem Begleiter, seine kühnsten Hoffnungen sind verwirklicht — aber Faust hat vergeßen, was er gewünscht und ersehnt hat, er ist durch die Berührung mit Satan schon in die „flache Unbedeutendheit“ hineingeraten, die kein Ideal, kein Wunder kennt. Mephistopheles weiß Rat, auf dem Mantel fahren sie weg — spottend über Fausts Schüchternheit nennt er das einen kühnen Schritt, daß sie sich disem Mantel anvertrauen, spottend über seine Vorsorge rät er ihm, nicht all zu vil Gepäck mitzunehmen, das leichte Fahrzeug kann sonst nicht so rasch steigen. Mit kühnem Griff hat der Dichter hier die vil bewunderte Erfindung seiner Zeit, die Luftschiffart mit der alten Sage von des Fausts Zaubermantel verbunden: die Kunst mit künstlich bereitetem Gas in die Luft zu steigen, hatte als Göthe diß schrieb schon manches Opfer, manches Menschenleben gekostet — auch dise Luft- und Luftfart fordert ein Opfer, das Opfer einer unsterblichen Seele. Der höhnische Glückwunsch den Mephistopheles Faust darbringt, läßt uns die Fart nur noch schrecklicher erscheinen: Faust hat sich dem hingegeben, der das zerstörende Feuer als sein eigentliches Element bezeichnete; heute dient diß Höllenfeuer zur Lust, es wird eine Zeit kommen, wo es ihm wird zur ewigen Qual.

Wir haben des furchtbaren genug gesehn — Zeit ist es, daß

wir uns erholen von dem Entsetzen, das uns erfaßen muß, wenn wir einen Menschen in Satans Hand sehn. So fürt uns denn der Dichter in lustige Gesellschaft, um uns aufatmen zu laßen. Hier will man von Himmel und Hölle nichts wißen, hier will man sich nur amüsieren und zwar allein am Trinken. Der Dichter ist schon durch das Volksbuch zum Einschieben diser Scene veranlaßt worden: auch im Volksbuch Faust nehmen die Eß= und Trinkscenen auf Fastnacht einen großen Raum ein und sind mit einer gewissen Vorliebe behandelt. Aber auch der Gang unserer Tragödie läßt dise Scene als eine berechtigte erscheinen. Mephistopheles will Faust die Welt kennen lehren, natürlich von einer anziehenden Seite — aber welche anziehende Seite hat die Welt, als die: laßt uns eßen und trinken! das ist zuletzt die einzige Würze des Lebens, welche die Welt zu bieten vermag; das 16te und 17te Jarhundert mit dem ungeheuern Weinsaufen, das damals üblich war, wie die heutige Zeit die kein Fest ohne ein Zweckeßen feiern kann —, beweisen das deutlich genug. Satan kann also Faust nicht beßer die Welt empfehlen, als auf dise Weise: er hofft auf dise Weise sein Opfer am geschwindesten zu packen, wenn wüstes Saufleben seine Kräfte aufzehrt und ihn zur Verzweiflung treibt. Fausts steife Verlegenheit rettet ihn hier, er kann sich in den übergemütlichen Ton diser Gesellschaft nicht finden und Satan muß dise Steifheit erst durch das Mittel der Hexe bewältigen, ehe er mit Faust etwas neues anfangen kann.

Göthe aber weiß noch auf andere Weise dise Scene in sein Drama einzuflechten: Satan lauert hinter der Frölichkeit, die der Wein bringt, Satan ruft erst das rechte Wolgefül in disen Schlemmern hervor — so verlieren wir den düstern Hintergrund unserer Tragödie auch in diser Scene keinen Augenblick aus den Augen.

Fürs erste freilich zeigt uns der Dichter, eben um hervorzuheben, daß Satan in dise Gesellschaft erst die rechte Lust bringt, die woledle Compagnie in dem trostlosen Zustand, wo der Wein seine Wirkung noch nicht geübt hat, wo die Gesellschaft noch nicht lustig ist. Das ist ein trostloser Anblick, jeder sitzt verdrießlich

in sein Glas, keiner mag nur den Mund auftun, ja das Trinken geht vor Verdrießlichkeit nicht recht, der Wein scheint nicht zu schmecken, weil gar nichts, kein Gespräch kein Lermen den Gang kommen will. Endlich gibt Frosch, der aber nicht im Waßer, sondern im Wein lebt, der allgemeinen Stimmung und Verstimmung einen Ausdruck. Er machte den Genoßen Vorwürfe, daß sie nicht trinken, d. h. nicht genug, um betrunken und lustig zu werden, was hier identische Begriffe sind, er wirft ihnen vor, daß keiner lacht — aber worüber denn? die verdrießlichen Gesichter werden ihm nachgerade langweilig, er donnert den Gesellen sein quos ego, ich will euch lehren, deswegen zu. Aber auch dieser ernste Zuruf kann das naße Stroh, obgleich es von Wein schon ziemlich befeuchet ist, nicht zum Brennen bringen, ja selbst nicht die Erinnerung an frühere Thaten, die sie weinglühenden Hauptes vollbracht haben. Die allerschönste Saufcompagnie bleibt verdroßen — ist ja doch ein unglücklich liebender unter ihnen! Einer gibt dem öffentlichen Ankläger seine Anklage zurück, er, der sonst immer die Gesellschaft erheitere, bringe heute nichts zur Unterhaltung. Was für eine Unterhaltung das ist, sagt er ehrlich genug: hier will Niemand eine Unterhaltung, die über das alltägliche hinaus geht, die Unterhaltung diser Menschenclasse ligt nilmehr unter dem Niveau des Gewöhnlichen: etwas Dummes oder Gemeines wird in disem Kreiß belacht.

Der Vorwurf kränkt den Edlen, der ja nur auf das allgemeine Wol bedacht war; in seinem Zorn schüttet er ein Glas des guten Stoffes, der für den eignen Leib bestimt war, die Entbehrung nicht achtend, dem Gegner über den Kopf, das Stroh noch näher zu machen, und erfüllt dadurch seines Collegen Wunsch vollständig. Schimpfend färt diser auf: im Leibe hat er den Wein gern, aber auf dem Leibe, auf den Haaren und Kleidern nicht gerade — und da er ernstlich böse ist, hält es Frosch doch für geraten, sich zu entschuldigen. Seine Rechtfertigung ist bezeichnend für die ganze Gesellschaft: hier zieht einer den andern herunter, keiner hebt den andern etwa höher — im Gegenteil

wird jede Regung, welche über das Ordinäre geht, verspottet und gehöhnt.

Ehe der Streit aber sich weiter fortspinnen kann, brüllt der unglücklich liebende verstimte Siebel mit seiner Donnerstimme dazwischen; er denkt heute Abend seinen Kummer in derber Lustigkeit zu übertäuben, nun droht alle Gemütlichkeit aufzuhören, ja die Abendgesellschaft könnte gar gesprengt werden — da muß er einschreiten: draußen zankt euch — hier muß aller Streit im allgemeinen Trinkfriden untergehn. Disen Friden hofft er durch Gesang am ersten herzustellen, freilich durch Gesang in seiner Manier, durch ein Geschrei und Gebrüll, daß man sein eigen Wort nicht hört, geschweige denn die Beleidigungen eines andern. Er gibt gleich eine Probe solchen Gesangs, daß es aus den Gewölben des alten Kellers widertönt, ohne Rücksicht zu nehmen auf das Trommelfell seines nächsten Nachbarn, dem er die ganze Fülle seiner gewaltigen Lungen in die Ohren gießt. Der springt schreiend auf, wie vom Bliz getroffen; das nächstemal, wenn er er neben ihm sizt, wird er Baumwolle in die Ohren stecken, daß ihm nicht das Trommelfell plazt, wie einem Artillerierekruten beim Donner des groben Geschützes. — Aber ein solcher Erfolg ist Siebel gerade willkommen, selbstgefällig lobt er seinen colossalen Baß, von dessen Stärke ein allgemeines Echo aus allen Ecken Zeugnis abgelegt hat. Diß spricht er zwar gemäßigt, aber doch noch immer so laut, daß erst nachdem er schweigt, Frosch zum Worte kommen kann, der aus einer gewissen Angst vor Branders Rache, gern in Siebels Fridenswort einstimmt und um alles weitere abzuschneiden, gleich anfängt zu trallern. Altmayer nun, nachdem die durch sauren Wein etwas rauh gewordenen Kehlen einigermaßen gestimmt sind, fängt Frosch an ein Spottlied — auf sein eignes Vaterland, auf das römische Reich. Da haben wir tief tragisches mitten in der Komik: so tief ist Deutschland, so tief ist sein Kaisertum gesunken, daß selbst die Säufer auf den Wirtshausbänken seiner spotten und sich wundern können, wie es nur noch zusammenhält.

Brander kann die ihm von Frosch widerfahrene Beleidigung noch nicht vergeßen, er muß ihm den Widerpart halten und tut diß auf eine für die Gesellschaft wider sehr bezeichnende Weise. Hier soll nichts gesungen und gesagt werden, das irgendwie höhere, geistige Interessen berürt. Vor allen die Politik, wo es ohne Kritik, Klagen, Parteiungen und Streit nicht mehr abgehet, soll ganz ausgeschloßen bleiben. Er kann seinen Abscheu vor dergleichen die Gemütlichkeit störenden Dingen nicht stark genug ausdrücken. Die einzige Sorge, die der Trinker haben kann, ist die, daß das Geld oder der Credit und der Wein nicht ausgeht, was kümmert solch naße Brüder das Vaterland! dafür mögen die sorgen, denen es befolhen ist, die mögen die Last tragen, ihr andern genießt euch das Leben unter Schutz und Schirm des Kaisers und seid froh, daß ihr für das Vaterland nicht einen Finger zu rühren braucht! Damit zeichnet der Dichter trefflich eine noch heute weit verbreitete Gesinnung die aber troz aller patriotischen Phrasen weit verbreitet ist und gibt damit seinem Bild à la Teniers einen allgemeinern Charakter.

Brander aber ist ein gar legitimes Haus: Ordnung muß sein, sowol im Großen, dafür muß der Kaiser mit seinen Beamten sorgen — als im Kleinen in der Trinkbrüderschaft. Auch hier soll ein Oberhaupt erwält werden, der allem Streit durch seine Entscheidung ein Ende macht. Hier aber in der kleinen Republik der Trinker entscheidet nicht das Glück, sondern das Verdienst — wer die grösten Thaten tut, der soll Papst sein. Brander verrät seinen geheimen Ehrgeiz und das stolze Bewustsein eines Vorzugs, der ihn über die andern erhebt: er hofft, keiner werde ihn so leicht im Trinken übertreffen und er also auf den Posten erhöht werden, von wo er sehr zufridene Untertanen beherschen wird. Aber Frosch gönnt seinem Gegner einen solchen Triumph nicht — er beginnt, als wenn er Branders Vorschlag nicht gehört hätte, zum zweitenmal ein Lied; wie er mit seinem ersten Lied Branders Widerspruch hat hervorrufen wollen, so will er jezt mit einem Liebeslied den dicken Siebel ärgern. Seltsam nimmt sich das

zarte Volkslied aus mit seinem lebendigen Naturgefül, das die Vöglein zu Zeugen und Boten der Liebe aufruft, mit seinem innigen Gruß, dessen Innigkeit auch die größte Zal nicht ausdrückt, in dem Munde des Saufbruders — es ligt auch darin für den, der es versteht, etwas tragisches. Wenn die schönsten und zartesten Melodieen von der Drehorgel erklingen und die von Brantwein und Kälte rauhe Kehle des Trägers das schönste Lied verzerrt: „das ist das Looß des Schönen auf der Erde", das leider Gemeingut Aller ist; auch derer, die es profanieren. Der Stachel trifft — Siebel verbittet sich ernstlich solche Lieder, aus denen er den Hohn seines glücklichen Nebenbuhlers heraushört. Frosch aber, gerade durch sein Glück übermütig, siht verächtlich auf seinen Rivalen herab, und widerholt sein Thema wenn auch in einer der Gesellschaft mehr angemeßenen Variation. Geärgert fährt Siebel auf, mit der vollen Kraft seiner Lunge ruft er Frosch zu: singe nur — aber wer kann bei solch einem solchen Gebrüll singen. Du lobst sie jetzt, wie ich sie einst gelobt habe, die Ungetreue — aber wer zuletzt lacht, lacht am besten. Die einmal ungetreu ist, kann es auch öfter sein, jeder Wechsel wird ihr angenehmer sein, als die einförmige Treue. Als Hexe bezeichnet er sie, die heute den und morgen jenen bezaubert und der Dichter bereitet uns hier mitten im Getümmel des Saufgelages auf die Scenen vor, in denen er uns die Hölle mit ihrem Anhang zeichnet. Selbst der Säufer bezeichnet die Untreue als etwas teuflisches — eine Ungetreue gehört hinaus auf den Kreuzweg, auf den Blocksberg, wo die Teufel und ihr Anhang sich versammeln; da findet sie ihres Gleichen. So deutet uns der Dichter, wenn wir seine lustigen Gesellen etwa zu gemein finden sollten, eine noch größere Gemeinheit an, eine Gemeinheit, für die selbst dise Kerle noch zu gut sind. Die Entartung ist beim Weibe immer noch widerlicher, als beim Manne. Mit einer kräftigen Drohung schließt Siebel die Rede; villeicht aber wäre noch manche Drohung und mancher Fluch gefolgt, wenn nicht Brander, der als versoffenes Dichtergenie eine gewisse Ueberlegenheit über die „glatten Bursche"

behauptet, sich ärgerte, daß der glatteste von allen bloß durch die Kraft seiner Lunge so lange allein das Wort führt. Er schlägt auf den Tisch, daß die Gläser wakkeln, um sich unter Siebels Gebrüll Gehör zu verschaffen und mit der Miene eines, der gewohnt ist den Ton anzugeben, hat er bald die Aufmerksamkeit der Gesellschaft gewonnen, namentlich, da er ein Spottlied verheißt. Nachdem er wie ein fahrender Sänger sein Lied als etwas ganz neues angepriesen, sich einem nach Standsgebühr hochzuverehrenden Publicum recommandiert und die Genoßen zu kräftiger Mitwirkung aufgefordert hat, beginnt er das berümte Lied von der Ratte im Kellernest, in dem der Dichter mit wunderbarem Geschick genau den Ton der Gesellschaften getroffen hat, die er uns in diser Scene schildert. In diser Beziehung ist auch die Erwähnung Luthers höchst bezeichnend: wer von Luthers „von Wein und Zorn gerötetem Gesicht" reden kann, der gehört, und wenn er auch Katholik wäre, zum Pöbel, um wie vil mehr aber die Protestanten zum Pöbel, die von Luther etwa nur den Spruch anzuführen wißen: Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, der bleibt ein Narr sein Lebelang. Dise Classe von Menschen — und sie ist zalreicher, als man denken sollte, in unsern „gebildeten Kreißen — disen Saufpöbel hat Göthe hier ein für allemal charakterisiert: wer von Luther spricht, wie dises Lied, der stellt sich damit selbst den Herrn Frosch und Siebel gleich, wie der, welcher Luther ohnehin als Freiheitshelden bezeichnet, ohne weiteres, auf diß eine Erkennungszeichen hin, zum demokratischen Pöbel gerechnet werden kann.

Bei aller Gewänlichkeit aber, die der Dichter absichtlich in diß Lied gelegt hat, verrät sich doch der Meister, wie in der geläufigen singbaren Form, so im Inhalt. Das ängstliche Hin- und Herlaufen des gequälten Thiers ist mit fast abschreckender Warheit geschildert und der entsetzliche Brand des Giftes, der die Eingeweide verzehrt, ist ein nur zu treues Bild brennender Leidenschaft, wird auch in einem Briefe von Göthe auf sich selbst in disem Sinne angewendet, ein Bild, das sich biß ins Einzelnste

verfolgen läßt von dem bequemen ruhigen Leben, das die verderbliche Lockspeise unterbricht, biß zu dem kalten Hohn der Mörderin, der der „erbärmliche“ Tod des Thiers kein Erbarmen abgewinnen kann.

Dem Chorus ist natürlich diß Lied eine Hauptfreude, jauchzend wird der Refrain, in dem der Kern des Liedes, der Spott über den armen dicken Siebel enthalten ist mitgebrüllt — sein Baß fehlt und manche höhnische Seitenblicke fallen deshalb auf ihn, als sie merken, daß er sich getroffen fült. Daß er getroffen ist, verrät er gleich nachdem das Geschrei sich etwas gelegt hat: es ärgert ihn, daß er der Gegenstand der Schadenfreude ist und in fast alberner Weise sucht er doch wenigstens etwas an dem Liede auszusetzen, den ordinären Stoff, ohne zu merken, daß er sich mit seiner Bemerkung selbst ins Gesicht schlägt. Ist es keine Kunst, den Ratten Gift zu streuen, so ist es auch keine Kunst für eine ausgelernte Kokette, so wolgerüstete Herrn wie Siebel anzulocken und nach Belieben herzlos laufen zu laßen, mag das dicke Thier auch darüber sterben. Brander, gereizt, daß einer an seinem Lied, das doch sonst allgemeinen Beifall gefunden hat, etwas auszusetzen findet, höhnt ihn mit seiner Sympathie für die Ratten und wird darin von Altmayer unterstützt, der den im Liede versteckten Hohn offen darlegt und ihn mit rohem Spott über sein Aeußeres mit einer Ratte vergleicht. Ja daß er den Spott über sich ergehn läßt, ohne wie sonst aufzufahren und wild zu werden, muß zur Verhöhnung dienen und villeicht würde ein neuer Streit entstehn, wenn nicht die allgemeine Aufmerksamkeit der Stammgäste zwei Unbekannte auf sich zögen, die eben eintreten. Mephistopheles fürt Faust hierher, ihm zu zeigen, daß auf die Art, wie er genießen will, kein rechter Genuß möglich ist: wer immer alles auf einmal haben und umfaßen will, der kann nicht genießen, er macht sich nur das Leben schwer durch beständige Unruhe und nicht gestillte Begierde — beßer man lebt, wie hier dise Herrn. Sie verzichten auf allen höhern geistigen Genuß, zu dessen Erwerbung immer Mühe und Anstrengung gehört, und halten sich an Eßen und Trinken; da kann man sorgenlos von

einem Tag zum andern leben. Jeden Tag schmeckt der Wein, jeden Tag sind die Kehlen durstig, so wird denn jeden Tag dasselbe neu genoßen und jeden Morgen an den gestrigen vergnügten Abend gedacht, bis das Heute das Gestern verdrängt. Da braucht man kein Nachdenken, da braucht man keine Unterhaltung — ein Glas Wein vor sich zu haben, das genügt, um sich alle Tage behaglich, recht behaglich zu fülen. Mephistopheles selbst, der doch an disem Gebanntsein der Menschen in einen so engen Kreiß seine Freude haben muß, kann es nicht laßen, darüber zu spotten, daß vernünftige Menschen sich in ein solches Tretrad freiwillig spannen und sich darin behaglich fülen. Er braucht das treffende Gleichnis von der jungen Katze, die stets nach ihrem eignen Schwanze schnappt; wie das Thier seine unnütze Mühe unermüdlich widerholt, so fangen dise Leute auch jeden Tag ihre Lebensart von neuem an, die ihnen doch nichts nützt, sondern ihre Seelen immer stumpfer und dummer macht. Ihre einzige Sorge ist ein zu vil und ein zu wenig — ist des Guten einmal zu vil getan, so kann man den andern Tag im Katzenjammer nicht so gemütlich trinken wie sonst; ist zu wenig Geld oder zu wenig Credit da, also auch zu wenig des edlen Stoffs, des einzigen, wofür dise Herrn Geld ausgeben, dann wird auch, aber nur auf kurze Zeit, der tägliche Saus und Braus unterbrochen, ist wider Geld vorhanden, läßt sich der Wirt noch einmal erweichen, so wird fortgefaren, unbekümmert, ob auch die nächste Stunde wider gleichen Mangel bringen kann. Daran daß die Fremden nicht gleich mit der Nonchalance der Stammgäste sich auf einen Stuhl werfen, erkennt Brander die Fremden: das ist ihm eine wunderliche Weise, wenn man sich nur einigermaßen geniert — in disen Hallen geniert man sich nicht. Im Bewustsein der großartigen Ungeniertheit, die hier unten in des Kellers Tiefe regiert, verachtet er natürlich die Fremden gründlich und in diser Gesinnung ist Frosch mit ihm einverstanden: obgleich die Herren von der Leipziger Bildung und Gelehrsamkeit nichts profitiert haben, als eine gründliche Einsicht in leere Gläser, so sehen sie doch stolz als gebildete Leipziger

auf die ungebildeten Fremden herab. Ist der Stolz so viler auf ihre „Bildung“ hiermit nicht treffend bezeichnet? Siebel, der älteste der Gesellschaft, ist mit seinem Urteil doch nicht so geschwind bei der Hand, er will mit den Fremden bei einem Glas Wein anbinden, sie die volle Ueberlegenheit Leipziger „Bildung“ fühlen laßen, und will zugleich von den Fremden, die er, der Erfahrene, wie Kinder ansieht, herausbringen, wer sie sind. Denn eine unbestimte Ahnung, daß die beiden Eingetretenen doch über dem Niveau der Kellergesellschaft stehn, kann er nicht unterdrücken: sie machen sich nicht gleich mit den Trinkbrüdern gemein — das gilt dem Trinker, der gleich mit jedem Brüderschaft macht, wer ihm nur etwas zum Besten gibt, als Stolz; sie fühlen sich nicht gleich behaglich in dem nidrigen Keller — aber wer sollte sich nicht überall behaglich fühlen, wo es etwas zů trinken gibt. Sie versuchen den sauern Wein und er schmeckt ihnen nicht, das zeigen ihre Mienen, das müßen vornehme Leute sein, die beßere Sorten gewöhnt sind, als die Plebejer von Auerbachs Keller. — Der erfahrenere Brander aber hat mehr solche Paradiesvögel auf den Leipziger Messen gesehen, die anfangs wie Fürsten auftraten, hernach aber sehr froh waren, wenn sie gratis mittrinken durften — er hält die Fremden auch für solche Possenreißer, die durch glänzende Kleidung das Volk anlocken. Altmayer warnt, sie nicht zu gering zu taxieren, Frosch aber ist sich seiner Leipziger Bildung zu sehr bewust, als daß er sich nicht zutrauen solte, dise Fremden, wären sie vornehm oder gering, zu höhnen. Mephistopheles ärgert dise Keckheit, bei allem Wolgefallen, das er an dieser Menschensorte hat, die ihm so sorglos in die Klauen taumelt, er bezeichnet die Gesellen als blinde Thoren und freut sich, daß er sie jezt am Kragen hat und daß er sie ihr ganzes Leben lang am Kragen haben wird. Er geht mit Faust auf sie zu und Faust als der Vornehmere, dessen Diener Mephistopheles vorstellt, muß wol den Gruß aussprechen, den der älteste der Genoßen erwidert; sonst geht während der ganzen Scene kein Wort über seine Lippen, als der Wunsch,

weggzugehen. Er beweist durch sein Benehmen, wie richtig er sich selbst taxiert hat: er wird seine Verlegenheit nicht los, er kann sich, der gelehrten Unterhaltung gewohnt, in den Ton nicht finden, der hier herscht. Um so beßer versteht es Mephistopheles, dem es eine Freude ist, mit dieser Gesellschaft zu spielen, wie die Katze mit der Maus, — und er kann es um so eher, da vor der Hand nur einer in ihm etwas unheimliches ahnt: das Unglück hat Siebel heute einen etwas helleren Kopf gegeben als er sonst hat und einen etwas schärferen Blick als seine Genoßen haben. Mephistopheles fängt nach Satans Manier höflich und einschmeichelnd an: er erbittet das von der Gesellschaft, was hier im Wirthshaus, wo sich jeder setzen kann, wie er will, ein Recht ist — er lobt gleich unbesehens die Unterhaltung, die er hier finden wird und schmeichelt dadurch den gebildeten Leipzigern. Aber gleich in seinen ersten Worten ligt eine Hinweisung auf das Höllenspiel, das er mit ihnen treiben will: er verachtet das Landesgewächs, das wie Wein aussiht, es aber nicht ist und sucht dadurch in ihnen die Lust nach etwas beßerm zu erregen, die er dann mit Höllenfeuer stillen wird. Aber an der unergründlichen Zufridenheit dieser Menschen scheitert der erste Versuch; sie trinken alles, was flüßig ist und nur benebelt, mag es schmecken, wie es will, sie sind allzusehr vom borgenden Wirth abhängig, um nicht zu trinken, was er ihnen vorsetzt, sie sind allzusehr gebannt in den engen Zirkeltanz ihres Sauflebens, als daß sie nicht morgen wider den altgewohnten Platz aufsuchen sollten, wenn heute oder gestern auch etwas über den sauren Wein räsonnirt worden ist. — Nun beginnt Frosch seine Künste — sehr bezeichnend aber für die Leipziger hohe Bildung und feine Lebensart fängt er mit einem ganz ordinären landläufigen Studentenwitz an, der nicht weiter her ist, als eine Poststation von Leipzig. Den Zweck allerdings, die Fremden als dumme Landleute zu bezeichnen, verrät sein plumper Anfall nur zu deutlich. Mephistopheles weiß aber zu antworten, von sich den Stich abzuwehren und ihn gründlich zurückzugeben

und zwar mit einer Höflichkeit, die Frosch ganz verblüfft und von seinem Gesicht das triumphierende Lächeln: Habe ich es nicht gut gemacht? mit dem er sich umsah, verdrängt. Altmayer weckt ihn aus seinem Erstaunen, daß er von einem Fremden so abgeführt ist, mit einem sanften Rippenstoß und bringt ihm seine Niederlage noch einmal zum Bewustsein; Siebel, stets bereit, jede, auch die geringste geistige Ueberlegenheit anzuerkennen und selbst, wie wir gesehn, schlecht im Stande, Spott zu erwidern, ist voll Bewunderung. Froschum seine Reputation nicht zu verlieren, rafft sich zusammen und verheißt bei einem zweiten Gang die Ueberlegenheit zu zeigen, die er das erstemal gar nicht zeigte. Mephistopheles läßt ihn, den einzelnen, laufen, ihm gilt es, die ganze Gesellschaft für sich zu gewinnen, um dann desto sicherer sein Teufelsspiel mit ihr zu treiben. Er beginnt wider mit Höflichkeit und mit einer Schmeichelei: zur Leipziger Bildung gehört ja auch die Musik — das muß ein vernünftiger Fremder sein, der wenigstens nach einer Seite hin die Bildung Leipzigs anerkennt. Er lobt das Local — was können die Herren lieber hören, als das Lob der Stätte ihrer Freuden? Frosch möchte, der ersten Niederlage vergeßend, den Fremden wider schrauben (Faust siht er nicht an, hier gilt nur, wer sich geltend zu machen weiß, wer das Wort fürt) er möchte einen herumziehenden Musikanten aus ihm machen, Mephistopheles aber weist ihn kurz, doch freundlich ab und stellt sich mit der ganzen Gesellschaft auf eine Linie. Die Kraft ist auch bei ihnen schwach, großes können die Kehlen, die saurer Wein täglich rauh macht, nicht leisten, aber die Singlust ist groß, das sahen wir vorhin, da andere Unterhaltung fehlt. Aber Satan hat es doch verstanden, seine Ueberlegenheit durch diese bescheidenen Worte hindurchschimmern zu laßen und dadurch den Wunsch nach etwas Besonderem hervorzurufen; er imponiert den Thoren durch pomphafte Großthuerei und Siebel, der diesem Mann, weil er ihm einmal imponiert hat, alles zutraut, verlangt ohne weiteres etwas ganz neues von ihm; er hat schon vergeßen wie tief ihn

eben erst ein solch nagelneues Stück gekränkt hat. Noch einmal weiß Mephistopheles die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehn — aus Spanien! das muß den Herrn imponieren, denen ihre gründlichen Studien noch nicht Zeit gelaßen haben, auch nur die nächste, freilich durch ihre Flachheit nicht sehr lockende, Umgegend von Leipzig kennen zu lernen. Zugleich weiß er mit dieser kecken Lüge noch den letzten Rest von Misstimmung, wenn noch ein solcher da ist, über den Tadel des sauren Weins zu verwischen — wer spanische Weine gewohnt ist, der kann freilich keinen Thüringer trinken. — Jetzt aber sind es dem Teufel, wie im Gespräch mit dem Schüler, der Worte schon zu vil, ohne weiteres fängt er vom König und seinem Floh an zu singen. Frosch, verdrießlich, daß heute ein Fremder die Rolle des Unterhalters spielt, die ihm sonst täglich zufällt, verdrießlich auch noch über die kaum erlittene Niederlage, sucht den Gesang zu stören, und den Fremden, der von einem so saubern Gast singt, damit indirect auch als einen saubern Gast darzustellen — aber Mephistopheles ist jetzt auf der Bahn der That; er will sich nicht wieder durch Worte irre machen laßen; ohne dem gebildeten Leipziger die Plumpheit seiner Unterbrechung zu verweisen, fängt er noch einmal an. — Wider hat der Dichter den ordinären Ton vortrefflich getroffen und doch hat diß Lied, das er dem Satan in den Mund legt, wider einen ganz andern Charakter, als das vorige. Das frühere Lied war auch satirisch — aber wie gutmütig ist die Ironie die gegen den dicken Schmerbauch gerichtet ist, wenn wir sie mit der boshaften Satire vergleichen, die von dem Bilde kaum verhüllt ist, welches dises Lied ausfürt, und die weit allgemeinerer Natur ist. Daß Kleider Leute machen und alles bedecken und verstecken, fürt der erste Vers aus, der Brander zu einem ganz der Sache angemeßenen Witz veranlaßt: der arme Schneider, so etwas ist ihm in seiner Praxis noch nicht vorgekommen; so vil Menschenbeine, grade und krumme, lange und kurze er auch schon bekleidet hat, ein so feines Muster hat er noch nicht gesehn, und nun gar

bei einem so hohen Herrn. Aber Niemand lacht über Branders Witz, dem sie an einem gewöhnlichen Abend Beifall gebrüllt haben würden, alle hat der unheimliche Gast gefeßelt, Brander kann nur allein über seinen Witz lachen. Mephistopheles färt fort; immer schärfer wird der Hohn, Satan benutzt die Gelegenheit, gegen das Kreuz einen Hieb zu führen, das als Ordenszeichen auf der Brust eines Blutsaugers geschändet ist, wie sonst nirgends. Aus dem Kreuz wird ein Stern, zu dem einen Blutsauger kommt eine ganze Clique, Vettern und Basen helfen mit Blut saugen, — aber gerade als die Satire ihren Höhepunkt erreicht hat weiß Satan einzulenken und wider den Ton zu treffen, der diser Gesellschaft angemeßen ist — ein politisch Lied wollen die Herren ja nicht haben, für eine politische Satire, und wenn sie noch so derb und treffend wäre, fehlt ihnen vollends alles Verständnis und wenn Verständnis da wäre, sie würden sich dergleichen, das sie verdächtig machen, ihre traulichen Zusammenkünfte stören und unterbrechen könnte, sehr verbitten. Jetzt bei den letzten Zeilen vergeßen sie ganz, daß sie ein „leidig Lied", ein politisches, gehört haben — die vorhergehenden Strophen haben sie stumm angehört, ohne in den Rundreim einzufallen: bei dem Schluß der letzten, die so ganz nach ihrem Schnabel ist, fallen sie, durch das „wir" halb aufgefordert, jauchzend ein: Satan hat sie auf seiner Seite. Lauten Beifall äußert Frosch, entweder vollständig überwunden, oder weil er es für geraten hält, mit dem Strome zu schwimmen. Mit einer glatten Albernheit gibt Siebel seinen Beifall, Brander macht es schon etwas feiner, Altmayer aber bringt das Wort, auf das Satan lauert, er scheint etwas von der politischen Satire verstanden zu haben und ruft: es lebe die Freiheit! Freilich wegen des unglaublich albernen Zusatzes: es lebe der Wein, der vielleicht jedoch gegen den frühern Tadel Protest einlegen soll, könnte man glauben, er meinte nur die Freiheit, die plagenden ungebetenen Gäste zu vertilgen — aber einerlei, der Teufel hört den Ruf: „es lebe die Freiheit" immer gern, denn was kann man sich unter Freiheit alles

denken und im Trüben ist auch für Satan gut fischen. Auch den Zusatztrinkspruch hört er gern, denn er gibt ihm Gelegenheit, einmal den Teufel recht zu spielen. Abermals tadelt er den Wein, die Lust zu anderm rege zu machen, abermals läßt er sich nicht durch Worte irre machen, da er nun endlich auf dem geraden Weg zu seinem Spuk ist; durch verstellte Rücksichtnahme auf den Wirt weiß er die Gäste nur noch hitziger zu machen, wider schmeichelt er ihnen, und um Mistrauen zu verhüten, sagt er ihnen noch nichts von dem Kunststückchen, durch das er ihnen Höllenfeuer als Wein fließen läßt sondern stellt sich, als würde er Wein zum Besten geben, wie andern Wein. — Zum Besten geben? Gratis trinken heute Abend? Das ist nicht wegzuwerfen. Satan erlebt den Triumph, daß Siebel, der eben noch beleidigt war, jetzt eine Protectormiene annimmt — aber nur geschwind, nur etwas gutes, nur recht reichlich. An die armen Schlucker kommt höchstens einmal ein Fläschchen Stoffs, der beßer ist, als der, den sie alle Tage hinunterschütten und wird das auf alle verteilt, krigt jeder nur ein Schlückchen. Und da soll man dann ein Urteil abgeben über die Güte des Weins, soll seine Vortrefflichkeit loben, als wenn das bei der ersten Berührung schon so gienge, dazu gehören gründlichere, umfaßendere Studien. Altmayer fängt an die seltsamen Fremden, von denen der eine so schweigsam, der andere so unterhaltend ist, für reisende Weinhändler vom Rhein zu halten, die ihre Proben zum Besten geben wollen, um so solide Kunden, wie die Stammgäste in Auerbachs Keller sich zu gewinnen. Mephistopheles aber achtet nicht auf das leise Geflüster, er fühlt sich als Mittelpunkt, als Herrn der Gesellschaft und commandiert ohne weiter Complimente zu verschwenden, mit denen er vorher doch so freigebig war, man solle ihm einen Bohrer bringen; er will also auch sein Kunststück weiter nicht verheimlichen, seiner Sache sicher. — Nun glaubt Brander auch, wie Altmayer, Mephistopheles sei ein Weinhändler — aber die pflegen doch sonst ihre Fäßer nicht mit sich zu führen. Altmayer indes denkt, es sei alles

auf eine lustige Unterhaltung, wenn auch Täuschung abgesehn und gerne ist er dem seltsamen Gast, der schon so gut die Gesellschaft unterhalten hat, behilflich. Mephistopheles nimmt den Bohrer und wendet sich an den vorlautesten der Gesellschaft, an Frosch — der vorlauteste ist der schwächste, der wird am leichtesten glauben und zugreifen. Er täuscht sich nicht: Frosch ist nur verwundert, daß er einen Wein wählen soll — bißher ist er immer so zufrieden gewesen, wenn er nur von Einer guten Sorte Einen Schluck bekommen hat, wenns an ihn kam. Er beachtet den Hohn Altmayers nicht, der nicht begreifen kann, daß man aus einem so offenbaren Spaß Ernst machen kann — er wählt Rheinwein, seinen Patriotismus zu bewähren, den er ja auch durch das Anstimmen eines politischen Liedes vorher documentiert hat. Nur auf unsere Zustimmung wartet Satan im Großen wie im Kleinen, nur wenn wir ihm gleichsam die Erlaubnis geben, darf er fortarbeiten, so auch hier: so wie Satan nur einen der Gesellschaft auf seiner Seite hat, fängt er ohne Scheu an, sein Kunststück zu producieren und wider commandiert er, seines Triumphs sicher. Altmayer hat solche Kunststückchen in den Leipziger Meßbuden schon oft gesehn, wo aus einer Flasche allerlei Wein fließt und ermahnt deshalb den allzu begirigen Frosch, nicht gar zu vil zu hoffen: dißmal wird es kaum „das Maul recht voll" geben, denn der arme Taschenspieler wird selbst nichts haben, wenn er von solchen Künsten sich nähren muß. Mephistopheles läßt sich aber wieder durch diß geringschätzige Urteil nicht aufhalten — er herscht Brander an, als wenn er hier zu gebieten hätte und Brander, gebunden von Satans Blick und Wort, läßt sich disen Ton aus dem Munde eines, den er für einen Marktschreier gehalten ruhig gefallen — er wählt, villeicht aus alter Antagonie gegen Frosch, gerade keinen deutschen sondern einen französischen, ja den französischen Wein, dessen Geist sprudelt und leicht verfliegt, ähnlich dem Geist des Volkes, dessen Lande er entsproßt. Während nun Mephistopheles, ohne auf weitere Worte zu hören, eifrig bohrt und einer der Gesellschaft ihm sehr zur Hand ist mit Wachspfropfen, philosophiert

das verkommene Genie über Fremde und Heimat, über Nah und Fern, über deutsch und französisch. Wie unrecht haben wir dir getan, als wir dir allen Patriotismus absprachen, bewahre, du bist voll Patriotismus, positiv und negativ in Vaterlandsliebe und Fremdenhaß — aber dein Patriotismus ist allerdings fern von jenem blinden Eifer, dem Deutschland über alles geht und der die Fremde ganz und gar verachtet; du bist ein vernünftiger Mann, der das gute annimmt, wo er es findet, der es sogar an dem Feinde anerkennt. Wir haben dir Unrecht gethan, dem Herzen nach bist du ein Deutscher, aber freilich der Kehle nach bist du ein Weltbürger: durch sie schüttest du alles, was gut schmeckt, komme es aus der Nähe oder aus der Ferne, aus der Fremde oder der Heimat. Mit welchem innerlichen Hohn wird nur Satan deine schöne Rede angehört haben, da er recht gut weiß, woher sein Wein kommt. Dieser innere Hohn macht Satan stumm (erst hernach darf er ihm Luft machen, jetzt würde er das Spiel verderben); er fragt nicht mehr, als er zu Siebel kommt und bei dem „alten Weinfaß" bedarfs auch keiner Frage; der Ritter von der traurigen Gestalt, der sich noch eben anheischig machte, eine Lanze zu brechen für die Ehre des sauren Weins, er verläugnet zu geschwind seine Grundsätze, verändert zu schnell seinen Standpunkt; keinen Eindruck macht auf ihn der löbliche patriotische Wetteifer seiner beiden Vorgänger: er verläugnet o Ungetreuer! sein Vaterland, verläugnet Leipzig das kleine Paris — denn ach! es steigen vor seiner Seele die wenigen lichten Augenblicke seines langen Trinkerlebens auf, wo er mit innerlichem Behagen und schmatzender Zunge voll Seligkeit einen Nektar schlürfte, gegen den der edelste Meißner nur ein Rachenputzer war. Dise Augenblicke hofft er jetzt zu erneuern: echten süßen will er haben und mit heimlichem Lachen über diß Wort, verspricht ihm Satan Tokaier — wie echt der ist, weiß Satan nur zu gut. Nun kommt der letzte, der Skeptikus, der Philosoph der Gesellschaft, wie Brander ihr Dichter, Siebel ihr Hanswurst, Frosch ihr Witzbold ist. Der ist immer noch nicht überzeugt: warum ist der

andere Herr wol so ruhig? Das ist der heimliche, der dem andern unter dem Tisch hilft, seine Kunststücke machen. Darum redet er sie beide an. Der eine bückt sich auch so beim Bohren und lacht heimlich und boshaft — die haben vor, uns alle zum Narren zu halten. Gerade aufgerichtet wünscht er Mephistopheles zu sehen, er wünscht, daß Faust, der immer unter sich siht, einmal aufschaute, um ihre wahre Meinung zu verraten. Aber Mephistopheles weiß ihn durch einen vertraulichen Ton sicher zu machen und durch Schmeichelei, in der sich aber jetzt der Hohn kaum mehr verbirgt zu gewinnen. Es wäre ein bischen vil gewagt, sagt er spottend, aber er wagt es ja unmittelbar hernach. — Wider sind ihm der Worte zu vil, er möchte gern die Menschen in einem Zustand sehn, wie er ihm gefällt, möchte gern einmal wider Höllenfeuer riechen, das er jetzt in der Maske so lange nicht gerochen hat. Altmayer kommt ihm darin entgegen — er ist nicht recht überzeugt, aber er möchte doch gern sehen, wie das Ding vor sich gehn soll.

Satan macht den Hohn vollständig, allerhand Faxen macht er den Thoren vor, mit einem alten Kinderreim täuscht er sie, als ein Naturforscher stellt er sich an, der ein neues Experiment machen kann, weil er tiefer geforscht hat, als seine Vorgänger; mit einer Parallele aus der Natur sucht er ihnen die Sache näher zu bringen — aber zuletzt platzt er heraus, sich als den Fürst der Finsternis offenbarend: Hier ist ein Wunder, glaubet nur, die Hölle thut ihre Wunder, wie einst vor Pharao, und Satan verlangt um dieser Wunder willen Glauben an sich, wie der allmächtige Gott — das wird sich am Ende der Tage noch deutlicher offenbaren. Im Besitz diser Wunderkraft kann er den Erstaunten zurufen: Nun zieht die Pfropfen und genießt — sauft euch das Höllenfeuer in euer Gebein ist freilich der eigentliche Sinn diser freundlichen Aufforderung. Sie thun es — nein so etwas ist noch nicht da gewesen! da braucht man nicht einmal einzuschenken, da spart man selbst dise Mühe, das ist ja zu bequem, zu herrlich!

Allgemein ist das Lob! Satan aber trinkt nicht mit und läßt auch Faust nicht mittrinken, für den er schon ein anderes Säftchen in petto hat, stehend siht er über die Betrogenen hin, die kein Auge aufheben, denn sie müßen ja das Perlen des Weines im Glase, die herrliche Farbe bewundern. Mephistopheles merkt, daß sie im Zuge sind: seine Warnung, nichts zu verschütten ist Hohn — wie sollte es beim Saufen ohne Verschütten abgehn, namentlich wenn der Wein anfängt zu wirken. Und das thut er gründlich, das Höllenfeuer benebelt gar rasch die Köpfe, sehr wohl fühlen sich die Edlen, aber in dem Liede, das sie brüllen, richten sie sich selbst: nur Entartete, die zum Thier herabsinken, können sich so wol fühlen. Ein solches Wolgefül ist nicht vil über dem Behagen, mit dem der Kannibale Menschenfleisch frißt, es ist ein Wolgefühl, das die Thiere nicht kennen, denn „wir Kater trinken keinen Wein“ und die Schweine auch nicht. Göthe hat disen Zustand eben nur mit disen zwei Zeilen geschildert, aber vollständig und genügend. Mit Teufelsfreude siht Mephistopheles dem Treiben zu: das ist recht, da fehlt die Vernunft „der Schein des Himmelslichts“ „des Menschen allerhöchste Kraft“ — mit solchen Kerls kann Satan machen, was er will. Jetzt benutzt er Altmayers Wort von der Freiheit noch einmal: so machts das Volk, wenn es frei ist, das will es, wenn es Freiheit und Wohlstand für alle verlangt. Zu grauenhaft ist das Bild: die entarteten Menschen, die sorglos mit der Hölle spielen, die „sie am Kragen hat“ und Satans glühendes Auge, und das von Wolgefallen und teuflischem Hohn zugleich verzerrte Gesicht daneben. Auch Faust wird es unheimlich und unbehaglich, er flüstert Mephistopheles zu, er wolle gern weg. Mephistopheles aber muß seinen Spaß noch haben, er muß noch die Kehrseite dieser Bestialität sehn — bis jetzt war es gemütliche Bestialität, es muß auch noch ungemütlich werden, damit Satan seine Freude habe. Siebel will den Moment recht, ganz und voll genießen, zugleich will er sich den letzten Rest quälender Gefühle hinunterspülen, er säuft also, wie Satan richtig

vorausgesehn, in vollen Zügen und nun offenbart sich, was sie getrunken haben. Man kann sich die komische und doch jämmerliche Figur des Trunkenbolds denken, der plötzlich vor Schreck nüchtern wird, außer sich ruft er um Hilfe — er sieht alles um sich brennen, plötzlich wird ihm klar, daß der Teufel mit ihnen spielt und noch größer wird sein Entsetzen. Satan hat es bloß auf einen Spaß abgesehn, nicht auf Ernst: darum thut er dem freßenden Höllenfeuer Einhalt, das sonst sie alle und das Haus dabei mit seiner furchtbaren Glut verzehren würde. Mit gräulichem Hohn sagt er den Gesellen: „für dißmal war es nur ein Tropfen Fegefeuer“ — für dißmal! das Höllenfeuer kommt einst auch noch an euch, im Ernst, dißmal war es noch Scherz, und in Fluten — dißmal war es nur wenig — wird es euch umströmen. Und wirklich er beruhigt wie das Feuer so auch die betrunkenen Gesellen einigermaßen: zweimal will er den Spaß haben. Siebel pocht und droht zwar, aber Frosch will zufriden sein, wenn es nur nicht noch einmal vorkommt, Altmayer hat einen der Pfropfen, der noch nicht gezogen ist, ins Auge gefaßt — dahinter könnte noch eine neue Sorte stecken — da kann der Künstler sich trollen, wenn nur das Resultat seiner Kunst, der Wein uns bleibt. Aber Siebel ist nüchtern geworden, er rückt Satan zu Leibe — das ärgert Satan von dem erbärmlichsten unter den Erbärmlichen, er schimpft ihn und gebietet ihm Stille, recht grob, vielleicht auch um rasch der Sache ein Ende zu machen. Aber im Schimpfen kann oft gerade der platteste etwas leisten, dißmal weiß Siebel zu antworten — Satan hat seinen Schmerbauch angetastet, er schimpft auf Mephistopheles lange dürre Gestalt und geht jetzt in der dritten Anrede zum Du über, wie vorher vom Ihr zum Er. Aber der feige Dickbauch würde Mephistopheles wol schwerlich etwas thun und auch das Drohen des ganz betrunkenen Brander, der bißher noch gar nichts sprach, weil der Champagner ihm die Zunge lähmte, würde schwerlich zu Thaten führen — da zieht Altmayer den einzigen noch nicht gezogenen Pfropfen voll Lüsternheit, über welchen Standpunkt die andern längst hinaus sind.

Aber die Hölle ist einmal losgelaßen, die Täuschung hat aufgehört, dißmal springt kein Wein, dem er schon das Glas entgegenhielt, auch ohne Verschütten sprüht das helle Feuer aus dem Loche zu dem er Satan den Bohrer selbst gegeben hat. Auch Altmayer schreit Zeter und nun bekommt Siebel Hilfe, der bißher allein entschieden auftrat aber aus seinen Worten keine Thaten machen konnte. Als Zauberer ist der Fremde vogelfrei, man kann ihn tödten, ohne Strafe fürchten zu müßen, ja wenn man nichts gegen ihn tut, käme man in den gefährlichen Verdacht, sein Mitschuldiger zu sein — also auf ihn! Sie ziehen die Meßer und kommen in geschloßner Colonne auf Satan los. Der hat sich schon mit Faust nach der Thüre gezogen und dise Wut ist ihm als neue Offenbarung der Bestialität natürlich ein angenehmes Schauspiel. Um aber den Hohn vollständig zu haben und sich und Faust einen gefahrlosen Rückzug zu sichern, braucht er abermals seine Kunst, auch um die schon Gefoppten noch einmal gründlich zu foppen. Ein Zauberspruch verändert den Sinn der mordlustigen Gesellen, sie wähnen sich hinaus versetzt aus dem engen Raum des Kellers in ein weites schönes Land — immer näher rücken die schönen Bilder, jetzt sehn sie Weinberge, dann können sie Trauben unterscheiden, endlich glaubt Brander zugreifen zu können und allerdings er ist vor den rechten Stock gekommen, indem er Siebel auf den Leib rückt — unendlich komisch ist, wie er statt einer Traube Siebels rote Nase faßt. Zugleich wird er aber auch von einem verblendeten Genoßen an der Nase gefaßt, die das erhobene Meßer bedroht, mit dem der Betrogene eine schöne Traube abzuschneiden wähnt. Jetzt ist der Spaß vollständig, mit Hohnlachen betrachtet Mephistopheles die drollige Gruppe und selbst über Fausts bleiches verstörtes Gesicht gleitet ein Zug von Lächeln — da löst Satan den Zauber; er öffnet ihnen die Augen und verschwindet. Jetzt färt das Gesindel auf, sie laßen sich führen, nur Brander, der am meisten vom Höllenfeuer getrunken, bleibt am längsten getäuscht — hat er doch auch das größte Exemplar gefaßt. Siebel fährt auf, wie einer den man

im tiefen Schlaf beim Namen ruft: Was gibts? Fragen folgen auf Fragen aber keiner kann eigentlich recht sagen bei der doppelten Betäubung der Trunkenheit und des Schreckens, was geschehn ist. Nur Altmayer, der am wenigsten von dem Höllenfeuer getrunken, hat doch wenigstens die Augen offen behalten, freilich dafür auch den größten Schrecken gehabt — er kann kaum herausbringen, was er gesehn: er ritt auf einem Faße zur Kellerthüre hinaus. Und weil er das gesehn, ist sein Skepticismus vollständig überwunden: wie es zu gehn pflegt, der ärgste Zweifler ist der gläubigste geworden, er ist der einzige, der sich nach dem Wein umsiht, den er doch selbst als Feuer hat fließen sehn; freilich mag er sich jetzt ärgern, daß er die Gelegenheit, einmal etwas gutes zu genießen, nicht so gut benutzt hat, wie seine Collegen. Siebel dagegen ist geschwind fertig: er will zuerst, wenigstens den Worten nach tapfer, Mephistopheles zu Leibe, dann weiß er sich sehr schnell mit der unbequemen Erinnerung, die einem allen Wein verleiden könnte abzufinden: alles ist Betrug und Schein gewesen, sagt er kühn, obgleich ein geheimes Wolbehagen ihn daran erinnert, daß er doch echten süßen getrunken hat. Diß spricht auch Frosch aus, der anfangs sich auf gar nichts besinnen konnte — jetzt taucht dise eine Erinnerung in seinem verwirrten Gehirn auf, er hat doch ganz ernstlich geglaubt Wein zu trinken. Brander unterstützt ihn darin: er hat doch etwas ganz concretes in seiner Hand gefült — und allerdings Siebels Nase ist kein Wahn, sondern eine sehr sichtbare Wirklichkeit — es kann also mit den Trauben nicht bloßer Lug und Schein gewesen sein. Altmayer schließt das Gespräch mit der ordinären Phrase: Nun sag mir eins, man soll kein Wunder glauben — man sollte glauben, der wenigstens wäre herausgerißen aus der Alltäglichkeit durch disen außerordentlichen unerklärlichen Vorfall — bewahre — morgen werden sie wider zusammensitzen wie sie heute zusammensaßen, ehe Satan kam, nur villeicht nicht so stumm, weil das heute erlebte einen willkommenen Stoff für die lahme Unterhaltung gibt, „Dummheiten und

Sauereien" entbehren läßt. Sie werden sich morgen, villeicht noch einen Tag, streiten ob die Sache wahr oder nicht wahr, ein Wunder oder kein Wunder sei und wenn sie sich eine Weile gestritten haben, werden alle Siebels Meinung beifallen, es sei alles Lug und Trug gewesen, dann braucht man weiter nicht zu grübeln, nicht nachzudenken, man kann dann ruhig den gewöhnlichen Gang des täglichen Lebens gehn und ruhig und unbekümmert sein Gläschen schlürfen. Der Teufel hat diß Geschlecht nicht aus seinem Schlamm herausziehn wollen, aber wenn auch ein Todter auferstünde oder ein Engel vom Himmel führe, sie würden die Augen fest verschließen auch vor der klarsten Thatsache, nur um in ihrer Gemütlichkeit nicht gestört zu werden.

Faßen wir unsere Scene von diser Seite, als eine Schilderung bornierter Alltäglichkeit, die nichts höheres kennt, als ein bißchen Pläsir — so wird uns klar werden, daß sie nicht bloß den Trunkenbolden einen Spiegel vorhält, aus dem ihr Bild mit fast schrecklicher Treue sich zeigt. Es ist die ganze Classe derer gezeichnet, die weder kalt noch warm, weder entschieden gut, noch entschieden böse sind, sondern, wie sie glauben, die goldne Mittelstraße gehn in Tagesarbeit und Vergnügen, mag nun bei dem einen die Wagschale sich nach der Arbeit, bei den andern, wie hier in unserer Scene, stark nach dem Vergnügen hin neigen. Hinter disem alltäglichen Treiben, das weder von Gott noch vom Teufel etwas wißen will, steht der Teufel, das zeigt uns unsere Scene in märchenhaftem Bild, aber doch in einer Warheit, die dem Leben entnommen ist — man laße sich nicht durch den äußern Schein von Gutmütigkeit blenden, der häufig solch ordinäre Leute erträglich macht: die „Bestialität" offenbart sich sofort, wenn der Teufel die Schleusen aufzieht, von denen eingeschloßen, sie ihren Lebensweg dahingiengen, wir haben es 1848 deutlich genug gesehn. Dise Seite aber ist in unserer Scene hauptsächlich hervorgehoben: wir müßen auch hier, wie bei Wagners Charakter den Dichter bewundern, wie sehr er Maß gehalten hat in der Komik, so unendlich komisch auch die Borniertheit der Men-

schenklasse ist, die er uns zeichnet. Dem furchtbaren Ringen und Kämpfen Fausts gegenüber bildet diese Behaglichkeit einen ergötzlichen Gegensatz — und wenn es uns graut, daß Fausts Ringen und Streben nur dazu dient, ihn Satan in die Hände zu führen, so gewinnt er unser Interesse wider, wenn wir ihn mit disen Menschen vergleichen — er hat doch gerungen und gestrebt, sie aber fallen ohne Ringen und Streben, ohne Nachdenken und Ueberlegen Satan in die Hände; so wolfeil hat sich doch Faust von Satan nicht kaufen laßen. Sank Faust in unsern Augen durch den Bund mit dem Teufel, hier steigt er wider etwas in unserer Achtung, weil er sich nicht an einem Treiben beteiligt, das wir verachten müßen und Faust bleibt auch in diser Scene, gerade durch sein Schweigen, die Hauptperson.

6. Die Hexenküche.

In Bezug auf die Entstehung ist die Hexenküche eins der wunderbarsten poetischen Producte in unserer gesamten Literatur. Wir setzen voraus und mit Recht, daß die Umgebung des Dichters, die Verhältnisse in denen er sich befindet, ihm den Stoff seiner Dichtung geben, wir haben das Recht, diß besonders bei Göthe vorauszusetzen der sich immer vom Nahen und Nächsten anregen ließ. Dise Scene aber ist eine auffallende Ausnahme von diser Regel, welche sonst auf Dichter, welche besonders auf Göthe und seine Gedichte passt. Mitten unter dem ewigen Grün Italiens, unter dem fast immer heitern Himmel, der „über allen Ausdruck schön" ist, in der Villa Borghese, umgeben von den Resten des heitern Lebens der alten Griechen und Römer dichtet Göthe dieses finstere Stück seines Dramas, außer der Blocksbergsscene das finsterste. Ist es nur das Gefül gewesen, daß nach der lustigen Scene in Auerbachs Keller eine finstere, nach einem Auftritte, in dem Faust fast kein Wort spricht, ein anderer eingeschoben werden muß, in dem er wider der Mittelpunkt ist, ehe die Scenen mit Gretchen beginnen? dise äußerliche Rücksicht, obwol sie den Dichter auch bestimt haben mag, seinem „Fragmente" dise neue Scene einzufügen, genügt

doch nicht uns den wunderbaren Gegensatz von Aeußerlichem und Innerlichem, von Umgebung und Gedanken zu erklären, unter dem dise Scene zu Stande gekommen ist. Es ist vilmehr der Faden des Stückes selbst, den der Dichter in Italien widerfand und der ihn unbewust geleitet hat: Faust ist in Teufels Händen, aber noch nicht ganz in des Teufels Gewalt, seine Seele hat er dem Satan verschrieben, er muß auch noch mit seinem Leibe des Teufels werden, damit der Gegensatz zwischen ihm und Gretchen ein volständiger sei und der düstere Hintergrund den lieblichen Scenen nie fehle, deren Lieblichkeit uns die Hölle, die dahinter lauert, sonst fast vergeßen ließe. Die Hölle und ihre finstern Mächte schildert uns der Dichter in diser Scene; wenn irgendwo im ganzen Faust, so ist es hier notwendig, die Kräfte der Finsternis, wie sie uns der Dichter darstellt, als Realitäten zu betrachten und von disem Standpunct aus unsere Scene zu betrachten. Thut man das nicht, faßt man etwa gar die Darstellung der Hexenküche als eine Verspottung des Aberglaubens, so mag man sonst so vile literarische und andere Anspielungen hineinlegen, wie man will — sie bleibt leer und inhaltslos, um nicht zu sagen albern — freilich wie das ganze Drama, das die Anerkennung des Gegensatzes von Himmel und Hölle als eines wirklichen, eingreifenden, bestimmenden verlangt, um in seiner ganzen Tiefe verstanden zu werden. Sein eignes Werk hat also den Dichter fortgerißen, unter dem hellen Sonnenschein Italiens die Finsternis zu schildern und in eine Tiefe hineinzusteigen, wie in keiner der frühern Scenen. Gleich die ersten Worte Fausts zeigen uns, wie tief dise Hexenküche mit ihrem tollen Zauberwesen selbst unter dem nidrigen Treiben steht, das die vorige Scene uns schilderte. Dort waren es doch immer noch Menschen, die sich, freilich auf ihre Art, freuten und wer eben so leicht zu leben wuste, wie sie, konnte sich unter ihnen, sich aller hohen Ansprüche an das Leben entschlagend, sogar behaglich fühlen. Hier sind es keine „langen Kerle von echtem Fleisch und Blut“, unter die wir gefürt werden, hier ist alles schattenhaft, wie die wechselnden Gestalten im Dampfe

der aus dem Hexenkeßel emporsteigt, schattenhaft und grauenhaft, lebend und doch nicht natürlich lebend wie die Hexe, die nur noch durch Zaubertränke ihr Leben fristet, wie die Affen, die Thiere sind und halb Menschen halb Teufel daneben. Das Fratzenleben der Hölle konnte der Dichter nicht glücklicher bezeichnen, als indem er zu ihren Hauptrepräsentanten das unheimliche Thiergeschlecht nahm, das mit fast menschlicher Gestalt und Klugheit tückische Bosheit vereinigt. Gegen dise Gesellschaft war die in Auerbachs Keller noch eines Menschen würdig und die nackten Wände des Gewölbes anmutig im Vergleich mit dem seltsamen, auf Täuschung und Schein und zugleich doch auf die Anwendung unheimlicher Kräfte deutenden Gerät, das hier die Wände ziert. Faust hat in dises Wesen bei seinen magischen Studien einen Blick getan, tief genug, um das Schellengeklingel des Aberglaubens verachten zu lernen, er hat allem Wunderbaren, insofern es sich nicht auf den Genuß bezieht, abgesagt — jetzt wird er von Mephistopheles auf dise Künste gewiesen, auf die nur Narren einen Wert legen. Dahin ist es mit dem stolzen Flug, den Faust nehmen wollte, gekommen: er hat Genesung gesucht für das krankhafte Sehnen und Drängen, das seine Brust durchtobte, er hat gehofft klar, ganz klar zu werden auf dem Wege des Erlebens und Erfarens — nun wird er in die Tollheit des Aberglaubens hinabgestoßen und zu einem alten Weibe gewisen, um sich Rats zu erholen, gleich den albernen zimperlichen Damen, welche die Spaziergangsscene uns vorfürte. Hier, aus diesem Keßel, der brodelt und schäumt, voll scheußlichen Inhalts, soll die Jugendquelle fließen, die den ältlichen steifen Magister jugendlich und frisch macht. Wider jung zu werden, abzuwaschen den Bücherstaub, in dem er ein Jarzehnt sich bewegte, das wünscht Faust, er hat gehofft sich im lebendigen Verkehr, im Strom des Lebens zu verjüngen: Leidenschaften, die bißher schlummerten, müßen in Fausts Seele aufgeweckt und angefacht werden. Die Leidenschaft kann selbst den Greis höllisch verjüngen, und ihm die Spannkraft seiner jungen Jahre widergeben. Aber Mephistopheles

verzweifelt daran, durch äußere Einflüße Leidenschaften in Fausts ausgebranntem Herzen anzuregen — der Versuch in Auerbachs Keller ist so misglückt, daß kein zweiter möglich ist. So muß dann von innen heraus Faust entzündet, ihm Höllenfeuer eingegeben werden, wie den gemütlichen Trinkern von Leipzig; aber um eine nachhaltige Wirkung zu erzielen, bedarf der Satan Menschenhilfe, der Hilfe der alten Zauberin. Der „dumme Teufel" weiß nichts beßeres um Faust zu helfen und es könnte dise Einsicht von der Ohnmacht der Hölle, die ohne den Menschen nichts vermag, Faust von der eingeschlagenen Bahn abbringen, wenn er nicht sich schon zu fest gebunden hätte. So aber bringt er es nur zu unfruchtbaren Wünschen: von der Hexe hofft er nichts, es ist ihm gar zu ordinär, zu gemein, aus der Sudelküche eines alten Weibes neue Kräfte zu holen, er möchte nicht mit dem stinkenden Höllengebräu sich verjüngen, sondern mit einem natürlichern, mit einem edlen Mittel. Armer, wer sich mit der Hölle einläßt, muß auf alles Edle und Hohe verzichten: edles und hohes führt die Hölle höchstens im Munde, um zu betrügen, zeigt sich aber dem, der sich betrügen läßt, sehr bald in widerlicher Gemeinheit. So wie Faust sind tausende unzufriden, die gern mit der Hölle gehn, und darneben ihre Ideale beibehalten möchten. — Dise Unzufridenheit aber ist Mephistopheles ganz recht, unzufriden hat der Satan gern die Seinen, und wenn sie auch mit ihm selbst unzufriden wären. Er weiß zu gut, daß dise Unzufridenheit ihm sein Opfer doch nicht entfremdet, das zu fest an ihn gebunden ist, und so ergetzt er sich denn, Faust dise Gebundenheit recht fühlen zu laßen, indem er ihm mit verstecktem Hohn, aber mit ernsthafter Miene einen Weg zeigt, von ihm loszukommen. Leichthin gibt Mephistopheles zu, daß seine Mittel unnatürlich sind, aber er bezeichnet das rechte Mittel der Verjüngung nicht näher, um den Menschen, mit dem er spielt, neugirig zu machen, er bezeichnet es aber auch nicht näher, weil er das Buch in dem dises Mittel steht, nicht näher bezeichnen mag, weil Satan das Capitel zu „wunderlich" erscheint, in dem dises Mittel schon den ersten Menschen offenbart wird,

das Capitel, in dem ihm selbst seine dereinstige Niderlage verkündet wird. Faust denkt etwas seltsam neues zu hören, aber er hört, freilich etwas anders etwas satanisch zugeschnitten, den alten Fluch: im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot eßen; ein Fluch, der wie alle Strafen Gottes, dem der sich aufrichtig und demütig unterwirft, zur Wolthat, zum Segen wird. Es ist der Segen der Arbeit, den selbst Satan, freilich auf seine Manier, anerkennen muß, daß sie Leib und Seele gesund hält und durch die Gewonheit selbst dem Alter noch Kräfte gibt — der Müßiggang, wie ihn ja auch Faust an Mephistopheles Seite treibt, entnervt und zwingt, zu kostbaren, wunderlichen und abergläubischen Mitteln Zuflucht zu nehmen, die zuletzt doch nichts helfen. Der halbe oder ganze Müßiggang in der Stadt, wo der Körper gar nicht gebraucht und durch künstlich gemischte Speise überreizt wird, der Geist aber um tausenderlei sich bekümmert, das ist ein Leben, wie es Satan gefällt, das früh alt und matt macht. Dagegen das Arbeiten auf dem Feld, wo allerdings feine Kleider und Schuhe nicht anwendbar sind, das mühsame Hacken und Graben, die Beschränkung des Lebens und des Sinnens auf die nächste Tagesarbeit, das Eßen von grobem Brot und rauher Speise gefällt Satan und den Seinen nicht. Das ist ihm ein viehmäßiges Leben: nur das Vieh strengt sich an, für den Menschen ist solches Leben unwürdig. Die Resultate dieses Arbeiters läßt man sich gefallen: ohne die Ernte des fleißigen Bauern könnte der müßige Städter nicht leben. Aber das Arbeiten auf dem Acker das ist doch zu widerlich, wenn man mit dem Dünger umgehn muß, vollends. In disem Sinn empfihlt Satan die Arbeit Faust als Verjüngungsmittel, in spöttischem Ton und selbst in dem Zusatz, daß er sich bei 80 Jahren noch jung fülen werde, ligt der geheime Hohn, daß Faust wol schwerlich eine so lange Reihe von Jahren ein solch mühsames Leben ertragen werde. Darin täuscht sich Mephistopheles auch nicht: mit Recht bezeichnet Faust die Gewöhnung von Jugend auf als eine notwendige Bedingung solcher Lebensweise. Ihm, der nur Papier-

blätter umgeschlagen, nur die Feder geführt hat, geht es wie dem ungerechten Haushalter: er mag nicht graben. Er kanns freilich nicht, aber der Hauptgrund ist doch der Hochmut, der sich nicht in enge Schranken bannen will; wenn Faust ein enges Leben haben wollte, dann konnte er ja in seinem Studierstübchen bleiben, jetzt soll er, der die ganze Welt durchfliegen möchte, in einen noch engern Kreiß hinabsteigen, wo auch dem Geiste jede freie Bewegung abgeschnitten ist? Das ist unmöglich, und höhnisch macht Mephistopheles den stolzen Menschen darauf aufmerksam, daß er bei einem Alten Weibe die Hilfe suchen muß, da er die einfachste und naheligende Kur verschmäht. — Faust gibt sich schon halb und halb gefangen und nur das eine ärgert ihn, daß er, der hochgelarte Doctor, wie ein törichtes abergläubisches Bäuerlein zu einem alten Weib gehn soll; um das zu vermeiden, möchte er gern von Mephistopheles den Trank haben. Daß ihm diser Trank als ein höllischer zuwider wäre, davon ist nicht mehr die Rede. Mephistopheles siht, daß Faust sich kaum mehr sträuben wird und bekennt offen, daß er ohne ein menschliches Werkzeug nichts vermag. Wie solte er, stets bedacht Seelen zu fangen, auf eine Arbeit, mit der villeicht nur eine Seele zu gewinnen ist, Zeit verschwenden? Wie sich unser Volk erzält, hat der Teufel manche Brücke fertig gebaut um die Seele des Baumeisters zu fangen, aber in einer Nacht vor Hahnenschrei. Klug genug ist Mephistopheles wol, um solche Experimente zu machen, aber nicht geduldig genug; die Unruhe, die ihn treibt, das Land umher zu durchziehn, läßt ihn nicht lange bei einer Sache verweilen. Darum braucht er die Menschen, die im Stande sind, aus Neugirde, aus Eitelkeit, aus Haß oder aus irgend einem andern Grund Tag für Tag sich mit derselben Aufmerksamkeit einer und derselben Sache zu widmen, und wäre sie noch so widerlich, auf die Stufenfolge der Gährung sorgsam zu achten, alle Nebenumstände sorgfältig zu berücksichtigen. Dem Teufel selbst erscheint es wunderbar, wie man das kann, er versteht in seiner Unruhe die Geduld nicht, die dazu gehört und bekennt zuletzt selbst ganz offen, er sei außer

Stande den Trank hervorzubringen, obgleich er der Hexe Anleitung gegeben habe. Doch diß Geständnis legt der stolze Geist ungern ab, er unterbricht seine eigne Rede mit einer Hinweisung auf die Affenfratzen, die er wegen der Aehnlichkeit mit der eignen „Besenstiel"gestalt anmutig findet: in der Hölle gibt es keine Schönheit. Er redet sie an und mit unheimlichem Geheul gibt der ganze Chorus Antwort. Die Hexe ist ihres Wegs gegangen zur Hexenversamlung. Der unruhige, ungeduldige Teufel, dem es zu lang dauert, biß er Faust das Höllenfeuer eingegeben hat fragt, wie lange sie ausbleibe und erhält, wie es sich vom Hexengesinde nicht anders erwarten läßt, eine lügnerische Antwort: die Kreaturen stellen sich, als seien sie die Herren, als sei die Hexe nur weggegangen, um ihnen Raum zu geben, sich zu wärmen und sie bleibe so lange aus, wie sie es wünschten. Satan hat eine solche Antwort erwarten können — warum soll der geringste Satansknecht nicht die Freiheit zu lügen haben, wie der Herr der Hölle selbst? Er wendet sich aber doch etwas geärgert durch die spöttische Antwort ab und zu Faust, den er nach seiner Meinung über die Bestien fragt, um zu prüfen, wie weit der feinfülende Gelerte im Wolgefallen an der Hölle und ihren Fratzen gekommen ist. Aber in Faust ist der natürliche Abscheu vor der Menschenlarve die der Affe trägt, zu stark, er wendet sich ab angewidert von dem Geplärr, mit dem sie dem Satan antworteten; dise Gesellschaft gefällt ihm doch noch weniger, als die in Leipzig. Satan aber hat sich bei der Bestialität in Auerbachs Keller wol gefült, er fült sich auch noch wol, wenn der Ton der Gesellschaft ein noch nidrigerer ist; an dem platten Geschwätz der Säufer hat er sich ergötzt, noch mehr aber freut ihn der Unsinn, den die Affenkehle hervorgurgelt In der Anrede spricht sich zwar noch ganz der Aerger über die abweisende Antwort, wie der Aerger aus, daß die Bestien sich um ihn, denn Herrn ihrer Herrin gar nicht kümmern, sondern unausgesetzt ihre funkelnden Augen auf den Keßel richten. Aber die Antwort der Thiere, die sie wider mit gemeinsamem Geheul geben, versöhnt ihn: sie arbeiten mit

an dem großen Werke der Zerstörung; hier werden Tränke gekocht welche in dem Menschen Leidenschaften erregen, sie unzufriden, faul und träge und dadurch arm an Leib und Seele machen. Das ist Satan recht: je weiter sich der Pauperismus, das Proletariat ausbreitet, je lieber ist es ihm — das ist der breite Boden, auf dem alle Werke Satans gedeihen. Hier lernt man auch noch andre Mittel die Menschen arm zu machen, die nicht so vil Zeit erfordern, wie das langsame Kochen des Teufelstranks im Keßel; das Hexengesinde kennt das Spiel, das arm macht und daneben den Menschen mit der Aussicht auf leichten Erwerb großer Schätze neckt, das den Armen noch ärmer macht, indem es ihm einen unersättlichen Hunger nach Reichtum einflößt. Die Satansfratzen wißen vom falschen Spiel; ganz ehrlich sagt der widerlich schmeichelnde Affe, Mephistopheles solle ihn gewinnen laßen: jedes Gefül für Recht und Unrecht geht ja in dem halbwahnsinnigen Zustand unter, den die Armut durch das Spiel und die quälende Lust erzeugt, den Verlust zu ersetzen. Der Arme hofft, wider zu Sinnen zu kommen, ein geregeltes Leben beginnen zu können, wenn er wider Geld hat und so spielt er und spielt, um in Verzweiflung und Selbstmord zu enden. Der Affe spricht das in heulenden Tönen aus, Mephistopheles aber kann sich nur verächtlich abwenden, denn die Würfel, die in alten Zeiten so manchen arm gemacht haben, sind für Satan ein überwundener Standpunkt: er hat eine andere Art des Spiels seitdem erfunden die noch sicherer ins Verderben stürzt, noch allgemeiner Armut und Verzweiflung verbreitet. — Das Spiel aber mit seinen Wechselfällen, mit seinem Steigen und Fallen, mit dem Elend, das den Verlierenden trifft, mit dem hohlen Glanz der den Gewinnenden vorübergehend erfreut, ist nur ein Bild der ganzen Welt und ihrer Unzuverläßigkeit, ihrer innerlichen Hohlheit. Der Dichter benutzt das alte Bild des Sprichwortes: Glück und Glas wie bald bricht das, um uns diß recht nahe zu bringen. Glas glänzt — so glänzt auch die Welt bald von diser bald von jener Seite mit immer lockendern Farben. Wehe aber, wer sich verlocken läßt: es ist

schwer, lebendig durchzukommen durch die Lust und die Täuschungen der Welt. Die Jugend ergötzt sich an dem Rollen der Welt von Glück zu Unglück, am Glanz des Glückes — das Alter merkt, daß alle Lust der Welt in Scherben geht, deren scharfe Ränder verletzen und tötten, warnend erschallt die Stimme des alten an die Jugend nicht zu zuversichtlich zu spielen mit dem treulosen Gerät. Wie die rollende Kugel von Glas, so ist auch das Sieb ein vortreffliches Bild der Weltfreude: was du hineinschüttest, bleibt nur einen Augenblick, zerrinnt im Nu. Das sich gleich der Glaskugel drehende Sieb ist aber zu anderm Gebrauch, nicht bloß zum Spiel, hier: alt ist der Aberglaube, daß durch das Sieb die Diebe entdeckt werden, die Diebe freilich nicht, die durch falsche Würfel und Spiel andern das Geld aus der Tasche holen. Auch hier beweist das Sieb seine Zauberkraft: das Hexengesinde merkt zuerst durch das Hindurchsehn, welch unheimlichen Besuch sie haben; den Fürsten aller Diebe erkennen sie, den Fürsten der falschen Welt, den Fürsten des Spiels, aber sie wagen ihn nicht zu nennen. Mephistopheles will gern incognito bleiben, er lenkt deshalb ab durch die Frage nach dem Keßel. Das aber scheint den Thieren doch zu lächerlich, daß der Fürst der Finsternis nichts wißen soll von dem finstern Gebräu, das sie hier zusammen kochen und von dem Gerät, aus dem schon für so manchen Menschen Armut und Elend und Unglück gekocht worden ist. In hellem Gelächter sprechen sie es aus. Da blitzt Satans Zorn auf im Schelten und erschreckt sucht der Kater dem unheimlichen Gast so vil Ehre anzuthun als möglich: er nötigt ihn zu sitzen auf dem Stuhle der Herrin und um ihn als Herrn, als Fürsten zu bezeichnen gibt er ihm als Scepter das erste beste, was er finden kann in die Hand, einen Wedel. Mephistopheles, halb lachend über den Unsinn, halb geschmeichelt selbst durch die Anerkennung der Affen, setzt sich wirklich hin und einen Augenblick ist Ruhe. So können wir uns denn wider nach der Hauptperson umsehn, die auch hier, wie in Auerbachs Keller bißher kaum ein Wort gesprochen hat. Aber Satan hat dafür gesorgt, daß Faust dißmal

nicht trüb vor sich hinsiht, er läßt ihn ein lockendes Bild sehn, das alle Wollustteufel in Fausts Seele lebendig macht. Lange hat Faust schweigend in den Spiegel gesehn, schweigend ist er schon mehrmals von Begier entflammt, auf das Bild losgestürzt, jedesmal hat es ihn, wie jede Lust der Welt thut, getäuscht; je näher man ihr kommt, je mehr verschwindet sie. Endlich ist er ruhig genug geworden durch oftmalige Täuschungen, um still stehn zu bleiben und das Bild zu betrachten. Nun ergeht er sich in Exclamationen. Unheimlich klingt es, daß er das Bild, das ihn so oft betrogen, ein „himlisch Bild" nennt, da es doch ein höllisches lügnerisches ist. Er weiß, daß er vor einem Zauberspiegel steht — aber doch glaubt er an die Warheit des Zauberbildes. Hier freilich kann es nicht sein, im kalten Deutschland kann es ein solches Ideal nicht geben, in glücklichern Gefilden, unter Griechenlands Himmel nur kann solche Schönheit gedeihen und Faust möchte dorthin fliegen, sein Ideal verkörpert zu sehn. Für jetzt freilich ist es mit dem Fliegen nichts: festgebannt muß Faust auf einer Stelle stehn, will er den reizenden Anblick nicht verlieren, in Nebel zerfließt alle Schönheit wenn er nur den Versuch macht sich zu nähern. Er überwindet sich, er bleibt stehn, aber nur um abermals in Ausrufungen und Fragen seiner innern Aufregung Luft zu machen. Er hat geglaubt Erde und alle Himmel durch die Wißenschaft zu umfaßen, jetzt läßt ihn in neuer Täuschung die Leidenschaft alle Himmel in einem Weibe sehn und wir werden darauf vorbereitet, daß Faust seine Wißenschaft, daß er seine hochfliegenden Wünsche um eines Weibes, um Gretchens willen, vergißt. Seine eigne Phrase „der Inbegriff von allen Himmeln" macht ihn indes wenigstens soweit nüchtern, daß er anfängt zu zweifeln, ob eine solche Gestalt auf Erden zu finden sei — aber er verrät durch dise Frage den geheimen Wunsch seiner Seele, ein solches Ideal zu finden.

Das ist Mephistopheles, der von seinem Thron aus mit heimlichem Hohn seinem Gefangenen zugesehn hat, gerade recht: er legt unverholen seine Teufelsfreude an den Tag, daß Gottes

Schöpferherrlichkeit, die sich am glänzendsten an seinem Ebenbild, das er am sechsten Tage schuf, bewies, dem Teufel als Köder dienen muß, womit er Seelen fängt Noch immer ist auch an der Gestalt des gefallenen sündigen Menschen das Wolgefallen Gottes sichtbar, mit dem er einst alles ansah, das er gemacht hatte und sihe, es war sehr gut. In lästerlichem, verächtlichem Ton spricht diß Mephistopheles aus, ebenso verächtlich ermahnt er den Betrogenen, nur fort zufaren in seinem unseligen, aufregenden, zerrüttenden Hinsehn. Satt sehn wird er sich nicht, nur immer noch mehr begehrlicher, immer hungriger wird er werden, und dise wilde Begir will Satan noch mehr in ihm anstacheln, indem er ihm verspricht, daß das Scheinbild, das er siht, Wirklichkeit werden soll. Höhnisch preist er Faust selig, wenn er diß erreiche — ja er wird sich einen Augenblick selig wähnen, um dann mit der, die ihm Satan zufürt, unterzugehn; höhnisch braucht er den Ausdruck Bräutigam, höhnisch spricht er von Heimführen, ein solches Ziel soll und kann Faust nicht erreichen, wenn ihn Satan fürt, da würde er je zur Ruhe kommen und das soll er nicht. — Mephistopheles Rede bleibt ohne Antwort: Faust hat, bezaubert von dem Bilde, kaum mehr darauf gehört. — Er ist gänzlich gefangen, ist nun Satans Untertan geworden und Satan, seiner Eroberung froh, fült sich wie ein König, da er nun ganz über Faust gesigt hat. Jetzt erst fült er sich ganz wol hier und behaglich scherzend wünscht er sich eine Krone, damit er auch äußerlich wie ein König aussehe. Die Thiere haben bißher während des Zwiegesprächs zwischen Faust und Mephistopheles geschwiegen, sie haben aber herausgewittert, daß der Fürst der Finsternis um Faust willen zu ihnen gekommen ist, daß es Faust gilt, und haben sich diese Entdeckung durch Geberden mitgeteilt. Jetzt, als Mephistopheles die Krone verlangt, nehmen sie seinen Scherz als Ernst, und bringen ihm den sie fürchten die Krone. Aber was für eine Krone kann Satan brauchen? Was für eine Krone hat er immer den Fürsten von des Teufels Gnaden, den Cromwell und Napoleon aufgesetzt? Nur eine mit Schweiß und Blut zusammengeleimte, mit dem

Schweiß und Blut von Nationen. So bitten denn die Thiere gleichsam um Verzeihung, daß ihre Spielkrone keine solch entsetzliche ist und bitten Satan das Entsetzen hinzuzutun, damit die Krone seiner würdig werde. Und etwas tun sie selbst dazu, indem sie durch ihre Ungeschicklichkeit die Krone zerbrechen — jetzt ist ja geschehn, was sie wollten, was sie durch ihre Reime andeuteten, jetzt kann ja Satan die Krone leimen, wie er stets die Kronen leimt, die er verleiht und die Höllengeister freuen sich darüber. Durch ihren tollen Tanz mit den Stücken der Krone schrillt Fausts Stimme hindurch: Weh mir! ruft er, nur zu richtig über sich selbst. Aber weder Mephistopheles, noch die Thiere bekümmern sich um ihn; es ist Satan recht, wenn er ganz verrückt wird von wilder Leidenschaft — darum siht er unverwandt auf die Thiere: es ist ihm doch seltsam, daß und wie die Thiere, deren Einsicht er zu gering geschätzt hat, seinen scherzhaft geäußerten Wunsch verstanden haben, ihm selbst wird es fast unheimlich, als die seltsamen Affengestalten um ihn herspringen. Die Affen aber laßen sich in ihrem tollen Tanz nicht stören, der Funke von Erkenntnis, mit dem sie Satans Krone richtig bezeichneten, scheint verschwunden, die Bestialität ist wider hervorgetreten, nur zufällig, heulen sie, seien sie auf dise Gedanken gekommen: sie fürchten nämlich, Mephistopheles möchte ihnen wegen der Worte über die Krone zürnen. Und abermals tönt durch das tolle Treiben Fausts Stimme hindurch: er fült ein unheimliches Feuer in seiner Brust, ein Vorspiel des Hexentranks, den er trinken soll, er möchte fliehen, aber kann er denn, gefeßelt durch den Trug der Hölle? Mephistopheles weiß auch daß er sich nicht entfernen wird, er läßt ihn wider schreien und lacht über die Ehrlichkeit der Bestien, die wenig Ansprüche auf die Ehre machen, für Dichter oder Politiker gehalten zu werden, sondern ehrlicher, als vile Poeten, gestehn, daß sie ihre treffenden Bemerkungen nur dem Zufall verdanken, der die Reime zusammenwürfelt.

Die Thiere haben über ihren Gast und seine Wünsche den Dienst vergeßen, den ihnen ihre Herrin auftrug, sie haben sich nicht um den Keßel bekümmert und das entsetzliche Gemisch, das

darin brodelt, nicht abgeschäumt. Da läuft der Kessel über und sein Inhalt verrät sich, Feuer entsteht, das bestimt war in Form eines Trankes den Menschen eingegoßen zu werden, wie es Satan that in Auerbachs Keller. Dißmal aber wendet sich das Feuer, das bereitet wird, gegen die Urheberin: sie kehrt zurück auf dem Weg, auf welchem sie verschwunden und gerät mitten in die Glut, die sie für andere kochen ließ. In dem raschen Flug, mit dem sie herabfärt, kann sie sich nicht aufhalten, sie färt mitten hinein und sie wäre verloren, wenn nicht eben diser rasche Flug sie rettete. Mit entsetzlichem Geschrei, halb verbrannt, kommt sie unten an und ihr ganzer Zorn entlädt sich mit Schimpfen und Fluchen über die armen Thiere, die ein Größerer von ihrem Dienst abhielt. Aber indem sie ihre Wut gegen ihr Gesinde ausläßt, sihet sie plötzlich die Fremden und sie schließt rasch, daß dise die Ursache der Nachläßigkeit ihrer sonst so gewißenhaften Diener sind. Mit wütender Geberde und rasch aufeinanderfolgenden Fragen färt sie, wie eine Furie, auf Mephistopheles und Faust los, sie erkennt in der Wut ihren Herrn und Meister nicht. Mitten in ihrem giftsprühenden Zorn erinnert sie sich, daß sie die furchtbarste Waffe ganz nahe hat: „die Feuerpein Euch ins Gebein“! und Flammen fahren gegen Mephistopheles, den schuldigen, Faust und die Thiere. Die Thiere, von furchtbarer Qual gepeinigt, heulen, Mephistopheles aber und Faust rührt das Höllengift nicht an. Satans höhere Macht schützt seinen Diener. Aber wütend, daß seine älteste Dienerin ihn nicht erkennt, färt Mephistopheles auf, sein Scepter wird, wie einst in der Hand des Odysseus, zum Prügel — er möchte das alte Weib selbst in Stücke zu Brei schlagen, aber er braucht sie noch, so schlägt er wenigstens ihr Gerät in Stücke. Er will dißmal nur Spaß machen; machte er Ernst, wäre die Hexe verloren, wäre auf der Stelle eine verwesende Leiche. So aber schlägt Satan, wie er grimmig scherzend sagt, nur den Tact zu der Melodie, welche die Hexe mit ihrem Feuer angestimt hat, Zerstörung selbst gegen Zerstörung. Dann, nachdem er seine Wut an dem unschuldigen Gerät ausgelaßen, faßt er sich

etwas, jedoch nur um die Hexe furchtbar anzufahren. Sie hat Satan erkannt und ist voller Entsetzen, wenn auch noch mit verhaltner Wut ob ihrer Brandwunden, zurückgetreten. Jetzt also erst erkennst du mich, schilt Mephistopheles, so blind bist du troz aller deiner Weisheit, troz deines Alters, das dich zum Gerippe, zum Scheusal entstellt hat — hast du mich nicht an der Blutfarbe meines Gewandes, an der seltsam vom Hut herabnickenden Hahnenfeder, hast du mich nicht an dem teuflischen Angesicht erkannt, das ich doch nicht verändert, nicht verborgen habe? Ist zwischen zwei so alten Bekannten erst die Nennung des Namens nötig? Die Hexe, erschreckt über die Drohung, daß Satan ihre Diener und sie selbst zerschmettern werde, bittet sehr demütig um Verzeihung, und nennt ihr Feuerspritzen sehr bezeichnend einen rohen Gruß: so grüßt sich, so scherzt die Hölle. Sie entschuldigt sich daß keins von den Zeichen mit denen Satan sonst aufzutreten pflegt, da sei, es fehlt der Pferdefuß, den die Phantasie unseres Volkes dem Satan verliehen hat, in dem richtigen Gefül, daß Satan nie die vollkommene, menschliche Gestalt, die ja auch ein Teil des Ebenbildes Gottes ist, an sich tragen dürfe, es felen die beiden Raben, die unser Volk, nachdem es seine Götzen verlaßen, von dem höchsten unter ihnen, Wuotan, auf den Teufel übertrug. Satan erkennt die Richtigkeit ihrer Einwürfe an: das uralte Weib hat Satan, als sie sich ihm verschrieb, ohne Maske gesehn, es hat ihn unter der Maske nicht erkennen können — seitdem hat Satan sich maskiert, um Faust zu verfüren. Er hat sich zunächst Faust anbequemt, aber mit bitterem Hohn stellt er die Sache so dar, als sei er mit der sich ändernden Weltcultur auch ein anderer geworden. Die alte Ehrlichkeit ist verschwunden: jeder will mehr, will beßer scheinen, als er ist, sollte Satan bei disem Lügenwesen zurückbleiben können? Damals, als er der Welt noch erschien als heidnisches, thierisches Ungeheuer, fürchtete man ihn noch — jezt hat er dise Gestalt wie ein Phantom verschwinden laßen, er ist menschlicher geworden, um die Leute desto beßer zu verlocken. Ganz Mensch kann er zwar nicht werden, etwas unheimliches

Eine Misbildung bleibt ihm stets; damit aber diese Niemand abschreckt und verdeckt werde, dazu gibt Satan die alle Schwächen verbergende Cultur ein gutes Mittel, und wer ihn nicht kennt hält ihn für einen jungen Herrn feinster Bildung.

Die Hexe aber, die ihre abschreckende Häßlichkeit nicht verstecken kann, will von verbergen und maskieren nichts wißen. Mit lauter Freude begrüßt sie ihren Herrn, dieß alte Gerippe tanzt vor Lust, kaum weniger widerlich, als kurz vorher ihre Katzengeister. Satan will seinen Namen nicht nennen, sie aber nennt ihn offen, so daß Mephistopheles es ihr verweißt, der immer besorgt ist, Faust so wenig, wie möglich, daran zu erinnern, welch entsetzlichen Bund er geschloßen hät. Verwundert fängt die Hexe an, warum er disen seinen eigentlichen Namen nicht hören wolle — sie weiß nicht daß eine andere Zeit oben auf der Welt eingetreten ist, eine gar kluge und aufgeklärte, die den alten Teufel abgeschafft und die Hölle zugedämmt hat. Satan aber ist mit der Zeit fortgeschritten, ihm ist es gerade Recht, wenn man so wenig von seiner Existenz ahnt! offen bekennt er, daß er mit seinen Werkzeugen eben so vil ausrichte, als früher, ja mehr, da die Furcht vor ihm verschwunden ist. Satan ist deshalb ein vornehmer Herr geworden, um die Vornehmen, die Hochgebildeten zu gewinnen, die über die Vorurteile des nidern Volks erhaben sind, aber nur die Maske hat er angenommen, in Wirklichkeit ist er noch der alte und die Gemeinheit ist sein Erkennungszeichen. Jetzt ist die Hexe ganz vergnügt, „als sie sich im Kote treffen, da verstehen sie sich gleich" dise Vertraulichkeit nimmt alle Angst weg, nicht mehr der furchtbare Satan steht vor ihr, sondern der alte Spötter, dessen Gemeinheit die moderne Cultur nicht abgeleckt, eher durch das Uebertünchen vermehrt hat. Faust ist doch dise freundschaftliche Erkennungsscene etwas zu stark, er scheint misvergnügt; geschwind ist Mephistopheles bei der Hand, ihn zu beruhigen — der „Herr Baron", der cultivierte Satan, kann seine Wünsche von dem gemeinen Weibe nicht erfüllt sehn, wenn er sich nicht zu ihr herabläßt. Faust gibt keine Antwort — steigt

in seiner Seele eine Ahnung auf, welchen Scheusalen er sich gleichstellen wird, wenn er den Trank der Hexe getrunken hat, welche scheußliche Gesinnung er nur zu bald selbst offen an den Tag legen wird?

Die Hexe ist, wie Satan, der Worte müde; Satan ist gewis nicht umsonst, nicht um des bloßen Besuchens willen, zu ihr gekommen, es gilt gewis einer Seele. Mephistopheles ist schon öfters bei ihr gewesen in denselben Geschäften, wie heute; er braucht den Trank, den er haben will nicht näher zu bezeichnen — ist es doch das Hauptkunststück der gebildigen Hexe. Dißmal aber will Satan etwas besonderes; um Fausts Natur zu verändern, muß sie ihm das älteste, das stärkste geben, denn Mephistopheles hat noch wenig Jünger gehabt, die so langsam und schwerfällig seine Wege eingeschlagen haben. Die Hexe ist, wo es gilt, einen der Hölle zuzufüren, sehr bereit, selbst ihre eigne Herzstärkung daranzugeben, die ihr zu dem ungewönlichen Alter verholfen hat. Offener als Satan bezeichnet sie das ekelhafte Gebräu ziemlich deutlich, wenn auch die Zeit ihm das widerliche einigermaßen genommen hat; die furchtbare, tödtliche Natur des sorgsam bereiteten Giftes aber wagt sie nicht laut zu sagen, um Satans Pläne nicht zu stören. Satan beruhigt sie, Faust ist durch den Bund, den er mit seinem Blute unterzeichnet hat, ein guter Freund Satans geworden, er hat mit dem Höllenfeuer schon einige Bekanntschaft gemacht, es schadet ihm nicht und wenn es das stärkste Gift der furchtbaren Hexenküche wäre. Wider sind Satan der Worte zu vil: frisch daran, mache deine Cerimonien und gib deinen Zaubertrank heraus! — die Hexe folgt ihrem Herrn gleich, ein seltsames Leben kommt in die Geräte, die mitgewirkt haben bei der Bereitung des Zaubertranks, ein unheimliches Klingen und Tönen erschallt aus allen Ecken, eine Fackel zündet sie an, die wechselnde Streiflichter auf die tanzenden Gläser, auf die unheimlichen Hexendiener, auf das wunderbare Gerät wirft, das sie in den Kreiß gestellt hat. Sie gibt die Fackel dem einen ihrer Affengeister, dem andern lädt sie das ungeheure Buch auf und nun

winkt sie Faust, zu der höllischen Gruppe zu treten. Faust, der Mephistopheles ohnehin nur ungern hierher gefolgt ist, scheut sich wider vor dem letzten Schritt, der ihn Satan ganz überliefern soll, er scheut sich die einzige Linie zu überschreiten, die noch zwischen ihm und der Hölle ist. Ihm ist namentlich der ganze Hokuspokus verhaßt, den er längst schon bei seiner Beschäftigung mit der Magie müde geworden ist, weil er gar nicht zur Sache gehört und nur dazu dient, Toren anzulocken. Er fängt an, etwas von dem zu ahnen was hinter disem Zauberkünsten ligt; darum sucht ihm Mephistopheles die Sache so leicht und unbedeutend zu machen, wie nur möglich. Ueber dise Schale muß man sich hinwegsetzen, der beste Arzt ist nicht frei von Charlatanerie, das Klappern gehört zum Handwerk: soll man das alte Weib so streng beurteilen, daß sie durch Possen ihre Kunst empfiehlt, die sie durch ihre Person nicht empfehlen kann? Obgleich aber Mephistopheles als Zweck des ganzen seltsamen Verfarens angibt, der Saft solle Faust beßer gedeihen, überredet er ihn doch nicht; halb mit Gewalt muß er ihn in den Kreiß bringen. Nun beginnt die Hexe den tollsten Unsinn mit dem grösten Pathos aus dem Buche zu declamieren, das unverständlichste Zeug, deßen Unverständlichkeit sie durch die Einleitungsworte: du must verstehn, erst recht hervorhebt. Aber mit disem Unsinn hat Göthe uns die Hölle treffend geschildert, deren Diener immer das widersinnigste Zeug mit dem grösten Pathos und dem ungeheuersten Geschrei vorgetragen haben. Das sind die Herrn, die aus eins zehn zu machen verstehn, wenn es gilt, rechtschaffene zu verläumden; sie laßen das klarste, das so klar ist, wie zweimal zwei ist vier, weg, wenn es ihnen unbequem ist, sie proclamieren die allgemeine Gleichheit, und wenn auch tausend Erfahrungen lerten, daß die Menschen sich so wenig gleich machen laßen, als die Zal drei sich zu einer gleichen Zal machen läßt. Aber sie proclamieren Freiheit und Gleichheit nur zum eignen Vorteil, sie wollen Reichtum und Herschaft dadurch gewinnen. Wenn sie diß auch einmal verlören, sie können es leicht widererwerben; sie

finden immer Narren, die fünf gerade sein laßen, denen man alles vormachen kann, denn die Herrn haben ihr Lügenwerk leicht vollbracht und werfen immer alle Neun auf einmal, wenn es ihnen nur erst gelungen ist, die zehn Gebote Gottes, darunter vor allen das Gebot von den Eltern und Herren als null und nichtig darzustellen. Das Höllengeschwätz, das besonders seit den Anfängen der ersten französischen Revolution sinnverwirrend unaufhörlich widerholt wird, hat Göthe hier mit leichten Zügen gezeichnet. — Wenn diß erst das Einmaleins ist, wie wird das Buch selbst sein — es wird damit gehn, wie mit dem revolutionären Geschwätz der modernen Welt: der Wahnsinn der ersten französischen Revolution hat das Einmaleins der Philosophen und Aufklärer weit übertroffen; so wird auch der Fortgang des Zauberbuchs disen Eingang an tollen Phrasen weit überbieten. Faust hat am Eingang schon genug und hält die Alte für verrückt. Mephistopheles antwortet ihm und bereitet ihn für alle Fälle vor, noch eine ganze Serie solchen Unsinns zu vernehmen. Hat sich doch Satan einst selbst damit beschäftigt; der cultivierte „Herr Baron" wollte aus dem Unsinngeschwätz seiner Diener ein höheres philosophisches System construieren, wie deutsche Professoren die Torheiten der Revolution zu einem Weltentwicklungssystem haben erheben wollen. Aber es ist selbst Satan mislungen, aus disen bröckeligen Bausteinen ein zusammenhängendes Gebäude zu machen, er hat vor dem sich widersprechenden Unsinn eben so blind und dumm gestanden, wie der Thor, der ihn ohne weiteres belacht oder dumm darüber erstaunt. Er hat tiefen Sinn geahnt in den kühnen Sätzen und Gegensätzen — aber er hat keinen gefunden. Für den Fall aber, daß Faust von disem Unsinn abgeschreckt und auf die andere Seite getrieben würde, weiß Satan zu sorgen: in gar vertraulichem Ton belehrt er ihn, daß ja auf der Seite, die Satan bekämpft, so manches gelert und geglaubt werde, was über den menschlichen Verstand gehe. Die Bibel, die christliche Kirche lehrt den dreieinigen Gott, aber „drei ist eins" — das klingt ja beinahe so, wie das Geschwätz der Hexe: Neun ist

eins; drei kann nicht eins sein, folglich ist die Lehre von der Dreieinigkeit ein Irrtum und alle die daran glauben, sind Narren. Wie oft seit anderthalb Jartausenden ist diß dürftige Raisonnement widerholt worden? Göthe hat, indem er es hier Satan in den Mund legt, unbewust und gewis wider seinen Willen den Gläubigen, die den verborgenen Gott aus seinen Thaten als den dreieinigen kennen, einen Dienst gethan, wie mit der Aufname von Luthers Namen in sein grobes Trinklied: wer so, wie hier Satan, räsonniert, den kann man unbesehens für einen Diener des Teufels halten, denn entweder der dreieinige Gott wird geglaubt, oder das ganze Reden vom Glauben an Gott ist Lüge. Höhnisch klingt Satans Schlußwort: der Mensch wenn er noch nicht gar so arg verschroben ist, kann sich nicht mit bloßen Redensarten begnügen, er möchte gern mit jedem Worte, das er spricht, einen Sinn verbinden — ist er aber erst auf der Höhe der Bildung angelangt, auf die Satan die Seinen fürt, dann operiert er am liebsten mit Phrasen, und es erscheint ihm als ein überwundener Standpunkt, jedem Worte einen Sinn unterzulegen.

So lange der Meister redet, schweigt die Hexe: der muß es doch beßer verstehn, den Armen zu berücken, als sie. Jetzt, wie er schweigt, beginnt sie wider und bezeichnet ihr geheimes Wißen ganz ehrlich: gedacht darf dabei nicht werden, das schadet dem gläubigen Aufnehmen dieses Unsinns, gesorgt und gezweifelt auch nicht. Die Thoren und Narren sind die rechten Jünger diser Schule. Faust, dessen Bedenken und Zweifel dise Worte, die auch noch im Eingang des Buchs stehn, niderschlagen sollen, vergißt, daß er einst selbst aller Wißenschaft abgesagt und einen Weg, der nur Täuschungen auf Täuschungen bringen konnte, eingeschlagen hat, er ereifert sich sehr über solchen Unsinn, der ihm den Kopf zu sprengen droht und seine zornigen Worte:

> Mich dünkt, ich hör ein ganzes Chor
> Von hunderttausend Narren sprechen,

sind zur Bezeichnung von Unsinn sprichwörtlich geworden. Aber

sprechen und handeln nicht hunderttausend Narren, wie die Hexe — denken die politischen Narren unserer Tage oder haben sie gedacht? Bewahre! „Ohne Sorgen" spricht einer dem andern Phrasen von hoher Kraft nach und im Chor schallen unverstandene Worte aus hunderttausend Kehlen, wenn ein paar Zeitungsredacteure und Parteihäupter vorsprechen.

Mephistopheles siht, daß Faust ernstlich böse wird, er fürchtet, gelangweilt möchte der Eingeschloßene den Kreiß überspringen, der ihn umgibt und Mephistopheles kennt die Natur des Trankes zu wenig, um sicher zu wißen, ob Faust auch außerhalb des Kreißes ihn trinken darf, ohne zu sterben. Spöttisch gebietet er deshalb der Hexe aufzuhören und zur Hauptsache überzugehn. Nur nicht zu karg, nicht zu knapp soll die Alte meßen, denn die böse Glut des Trankes soll Faust ganz und gar berauschen. Satan wird ihn schon vor allen bösen Folgen, die der Trank unmittelbar haben könnte, schützen, langsam soll sein Opfer auch durch Hilfe dises Trankes zu Grunde gehn. Spottend bezeichnet er Faust, der so lange mäßig und nüchtern gewesen ist, den die Gesellschaft in Auerbachs Keller nicht hat bestechen können als einen, der manchen guten Schluck gethan. Das ist gelogen, aber Grade allerdings hat Faust manche durchgemacht, ehe er hier ankam, genügend vorbereitet ist er; nur ist er er nicht vom nidrigen zum höhern Grad gestiegen: umgekehrt war sein Gang, von Stufe zu Stufe ist er gesunken, biß er hier neben dem alten Weibe steht. — Die Hexe kann die Cerimonien nicht laßen, Schein und Lüge ist zur andern Natur geworden: mit allerhand Fratzen schenkt sie den Trank in eine Schale, aber durch die leise Bewegung ist der Trank aufgerüttelt worden und verrät seine Natur. Mit Faust macht Satan keine langen Umstände mehr: die Gesellen in Auerbachs Keller haben Höllenfeuer getrunken, ohne es zu wißen, Faust aber soll Höllenfeuer in sich schütten und wißen, daß er solches trinkt. Er schaudert, auch wol in der Erinnerung an die schreckliche Scene in Leipzig, Mephistopheles aber löscht den letzten Anstoß durch seine Ermanungen, durch das

Versprechen guten Erfolgs und durch den versteckten Vorwurf der Feigheit aus. Satan hat ihm ja ganz offen das zerstörende Feuer als sein Element angegeben, trotzdem hat Faust den Bund mit ihm geschloßen, darf er sich nun wundern, wenn ihm die Flamme entgegen schlägt? Faust trinkt, trinkt gegen sein beßeres Gefül, das ihn auch jetzt noch nicht ganz verlaßen hat, sein also ist die Schuld, wenn er untergeht, nicht Satans. Jetzt sind die abergläubischen Possen nicht mehr nötig, der Kreiß wird gelöst. Faust tritt heraus, ein anderer, als er hereintrat, Mephistopheles einzige Furcht ist nur noch, daß der Trank zu rasch, zu gefährlich wirken könnte, wenn er sich nicht durch Bewegung schnell im ganzen Körper verteilt, er reißt sein Opfer hinaus. Höhnisch klingt der Wunsch der Hexe hinter ihm her. Faust geht voraus, indes spricht Mephistopheles mit der Hexe rasch noch ein paar Worte, die uns beweisen, wie großen Wert er auf ihren Dienst legt, der ihm Faust ganz in die Hände gelifert hat. Er ist zu jedem Gegendienst bereit; am Walpurgistag wird sich die saubere Gesellschaft auf dem Blocksberg widersehn und zum zweitenmal bereitet uns der Dichter auf dise Scene vor. Die Hexe durch diß Versprechen Satans angespornt aber will ihren Dienst vollständig machen, eilt Faust nach und gibt ihm die Abschrift eines Liedes, das die Wirkung des Trankes befestigen soll, natürlich entweder eins in der Manier des Zauberbuchs, voll Unsinn, der jedes Denken lähmt oder voll Lüsternheit. Mephistopheles faßt den willenslosen und halb ohnmächtigen Faust an und fürt ihn durch die Finsternis der Höle hinaus ans Tageslicht. Offen spricht er jetzt mit dem, der ihm ja ganz verkauft ist: nicht zu neuen großen Taten soll diser Trank stälen, im Gegenteil, er soll den Arbeitsgewonten, der einst oft biß Mitternacht studierte, nun an den Müßiggang gewönen und das Arbeitsbedürfnis, das in jedem gesunden unverschrobenen Menschen ligt, ersticken. Ist er erst an den Müßiggang gewönt, dann wird er auch an der gemeinsten Sinnlichkeit Wolgefallen finden, wenn sie nur die Langeweile des Müßiggangs unterbricht. Faust hat das mit halbem

Ohr angehört, als aber das Erwachen seiner schlummernden Leidenschaften erwänt wird, wacht er auf; an der Pforte der Hexenhöle will er noch einmal umkehren um das Bild zu sehn, das ihn so tief aufgeregt hat, er hat sich nicht satt gesehn. Aber Mephistopheles will ihn jezt nicht mehr mit Trugbildern hinhalten, jezt soll Faust ins Leben eintreten und sich und andere durch die Höllenlust verderben, welche er in sich getrunken hat. Jezt braucht Faust kein Ideal mehr; die wilden Triebe, die in ihm angeregt sind, werden um jeden Preis Befridigung verlangen und alle Ideale werden im gemeinen Genuß untergehn.

Aus dem lezten Wort des Mephistopheles erfaren wir auch, welches Bild Faust gesehn hat, das Bild der Helena, deren Schönheit das erste und höchste Lied der Welt verewigt hat. Tritt sie aber in der Ilias vor den erhabenen Heldengestalten zurück, obgleich sie die Ursache des ganzen Kriegs ist, so ist sie vollends in unserer deutschen Faustsage eine Nebenfigur, die aber mit richtigem Takt eingefügt ist, um das wilde Genußleben, dem sich Dr. Faustus ergibt, als ein heidnisches, teuflisches und zugleich als ein schattenhaft vergängliches zu bezeichnen. Schon früh hat unsern Dichter dise Figur angezogen und wir müßen bewundern, daß er so Maß gehalten und sie nur in unserer Scene uns, und selbst da nur ganz von ferne gezeigt hat, troz seiner persönlichen Vorliebe für dise Seite seines Stoffes. Ihn hat das Gefül geleitet, daß das gespenstische Wesen zu den concreten, der Wirklichkeit entnommenen Gestalten unseres Dramas, daß das griechische Phantom zu dem deutschen Leben, das sonst den Grundton der Tragödie bildet, nicht passen würde und wir müßen ihm Dank wißen, daß er statt der geisterhaften heidnischen Gestalt der Helena uns im dritten Act seines Dramas ein deutsches christliches Mädchen vorgefürt hat. Auf dise Weise ist der Faden unserer Tragödie, der Gegensaz von Himmel und Hölle auch im dritten Aufzug von unserem Dichter festgehalten worden, der unmöglich hätte festgehalten werden können, wenn Helena an Gretchens Stelle getreten wäre. Was aus dem dritten Acte unserer Tra-

gödie geworden wäre wenn Helena eine Hauptstelle angenommen hätte, zeigen uns die betreffenden Scenen des zweiten Teils deutlich genug, die im Ueberall- und Nirgendsland spielen; die ganze Vermischung von deutschen und griechischen Elementen, welche den zweiten Teil, nicht zu seinem Vorteile, kennzeichnet, ist durch die Einfürung der Helena veranlaßt worden und damit das ganze Heer der allegorischen Gestalten, die uns den reinen Genuß diser Fortsetzung unserer Tragödie fortwärend verkümmern.

Wir schließen mit dieser Scene den zweiten Act, als dessen Ueberschrift und Inhalt wir schon vorher „Faust und Mephistopheles" angeben. Laßen wir noch einmal die bunten Scenen dises Aufzugs an uns vorübergehn, so werden wir als den Faden, der sie alle verbindet, das allmählige Sinken Fausts von einer Stufe zur andern bezeichnen müßen: erst hört er Satan an, dann läßt er sich durch phantastische Trugbilder von ihm bestechen; er verhandelt mit dem Teufel, schließt einen Bund mit ihm, läßt ihn, wie sein anderes Ich seine Stelle vertreten, geht mit ihm in Gesellschaft, in der sich nur der Teufel wol fült, und läßt sich endlich verleiten trotz mehrfachen Sträubens einen Trank zu trinken, der ihm den letzten Rest natürlichen und unverdorbenen Lebens nimmt. Villeicht möchten wir Christen in disem Acte eins vermissen: ein mehrmaliges Eintreten einer göttlichen Warnung, wie im ersten Teil die Engelstimmen Faust vom Rande des Grabes, in das er sich durch Selbstmord stürzen wolte, zurückriefen. Zu schwer möchte wol für eine Betrachtung, welche Himmel und Hölle auch in unserm Drama als wirklich lebendige Kräfte auffaßt, auf den ersten Blick die Hölle im zweiten Act ins Gewicht fallen, denn nur das Eine Wort Gottes im Anfang des Evangeliums Johannis hält im ganzen Act den Einflüßen Satans die Wage. Wir wollen davon absehn, daß dises Eine Wort mit seiner ewigen Warheit, wenn Faust gewollt hätte, alle Bestrebungen Satans hätte aufwigen können — das hat Göthe gewis gewust. Wir wollen vilmehr auf eine allgemeine Erfarung hinweisen, welche den Dichter, der treu das Leben widerspigelt in

seinem Drama, veranlaßt hat, in seinem zweiten Acte alle Warnungen Gottes zurücktreten zu laßen. Gott läßt die, welchen er einmal ans Herz geredet hat (das ist bei Faust in der Osternacht geschehn) und die dise Stimme verachten, hernach ihre eignen Wege gehen, ohne ein abermaliges Zurückrufen eintreten zu laßen. Er läßt sie biß an den Rand des Verderbens kommen; da kommt gewönlich noch einmal, eine, die letzte, Warnung, die entweder den Brand aus dem Feuer reißt oder die ganze Schuld des Untergangs auf das Haupt der Abgefallenen lädt. So auch hier: durch den ganzen zweiten Act geht Faust ungewarnt seinen Weg geradeswegs auf das Verderben los, er steht am Schluße dicht vor dem Untergang. Da kommt im dritten Acte eine Warnung, indem ihm Gretchen mit ihrem Kinderglauben entgegentritt — aber der Abfall Fausts ist ein zu bestimter, zu bewuster und die Warnung komt zu spät, sie rettet Faust nicht mehr. Dises furchtbare: Zu spät! begleitet uns durch all die anmutigen Scenen des dritten Acts; Faust möchte wol gerne zurück, aber er bringt es über die schwächsten Anfänge nicht hinaus, nur deshalb, weil er sich lossagte vom lebendigen Gott und die das thun, eine Ende nehmen mit Schrecken.

Dritter Act.

Faust und Gretchen.

1. Erste Begegnung.

In Bezug auf den dritten Act unserer Tragödie, den wir jetzt beginnen, begegnen wir zwei sehr verschiedenen Beurteilungen: dem einfachen, natürlichen Gefül gefallen die Scenen zwischen Faust und Gretchen im ganzen Stück am besten — und wer kann sagen, daß sie ihn nicht mehr, nicht stärker ergriffen haben, beim ersten, wie beim widerholten Lesen, als alles vorausgehende, und wenn es noch so ergreifend wäre? Auf der andern Seite aber stehen die Kunstrichter mannigfacher Farbe und Gesinnung — ich nenne, statt aller, den entschiedensten, Wolfgang Menzel — die disen Ausgang unseres Dramas zu schwach, zu unbedeutend, zu geringfügig finden, den großartigen Scenen der beiden ersten Acte gegenüber. Es scheint auf den ersten Blick schwer, das erste und nächste Gefül unmittelbarer Einwirkung, das uns dise Scenen lieber macht, als alles übrige, den Kritikern gegenüber zu rechtfertigen, denn wenn Wolfgang Menzel auch jetzt wider im zweiten Band seiner Geschichte der deutschen Dichtung sagt: „aus all dem Streben Fausts wird nichts, er verfürt ein Mädchen", so ist das nur zu richtig: äußerlich betrachtet enthält allerdings der ganze dritte Teil der Tragödie die Blocksbergscene ausgenommen nichts weiter. Es scheint um so schwerer, dise Scenen nicht nur als das bedeutendste, sondern auch als den vollkommenen Abschluß unseres Dramas zu bezeichnen und dise Behauptung zu rechtfertigen, da der alternde Dichter selbst gewis

auf der Seite der Kunstrichter steht; Göthe hat den zweiten Teil des Faust sicher auch aus dem Gefül heraus gedichtet, daß der Kreiß, in dem sich der erste Teil überhaupt, der Kreiß aber namentlich, in dem sich der dritte Act bewegte, zu eng sei und er hat allerdings in seinem zweiten Teil die Kreiße sehr weit, zu weit, zu allgemein, zu abstract gezogen.

Aber doch möchte es nicht unmöglich sein, auch gegen den Dichter, der seinem frischen Jugendwerke im höhern Alter sich entfrembete, den Beweis zu versuchen, daß diser Abschluß unseres Dramas, wenn nicht der allein natürliche und berechtigte, doch ein natürlicher und vollkommen berechtigter ist. Wir brauchen nur zurückzukeren zu dem, was wir in der ersten Vorlesung über den Maßstab bemerkten, mit dem Göthes Werke, nicht nur die Lyrik allein, zu meßen sind. Eine Aeußerung Menzels in seinem eben angefürten Werke kommt uns dabei so bequem entgegen, daß wir an sie ohne weiteres unsere ganze Auseinandersetzung anknüpfen können. Menzel sagt mit Anschluß an das oben erwähnte: wo so der Hauptgedanke verfelt sei, kämen schöne Einzelheiten in disem dritten Acte nicht in Betracht. — Aber, mit Vergunst Menzels sei es gesagt, das ist nicht der Maßstab, mit dem man Göthe meßen muß: wer mit allgemeinen Gedanken, allgemeinen Voraussetzungen und Vorurteilen an Göthe herantritt, wird ihn nie vollständig würdigen können und es ist diß ein Hauptgrund, warum so vile in unserer Zeit, in der allgemeine farblose Begriffe eine ausgebreitete Herschaft haben, Göthe nicht verstehn. Kein Dichter verträgt es so wenig, nach äußern Schablonen gemeßen zu werden, wie Göthe — und am allerwenigsten dürfen wir allgemeine christliche Maßstäbe ohne weiteres an den Dichter anlegen wollen, um ihn zu tadeln. Von dem allgemeinen Gegensatz zwischen Gott und dem Teufel, der unserm Stück zu Grunde ligt, hatte Göthe nur eine, gleichsam instinctmäßige Ahnung, nur eine Ahnung als Dichter, nicht aber oder kaum als Mensch, dessen ewiges Heil von der Erkenntnis dises Gegensatzes abhängt. Aber um so beßer verstand er es, die Thatsachen widerzuspigeln, die

ihm das Leben entgegenbrachte und in denen, wenn sie treu widergegeben werden, jener weltumfaßende Gegensatz stets zu Tage tritt. Nach dem Einzelnen also und von dem Einzelnen aus muß Göthe beurteilt werden, wenn man ihm nicht unrecht tun will; wer aber dise Einzelheiten ruhig auf sich wirken läßt und ihnen nachgeht, wer sie zusammenzustellen versteht, der wird ein so überraschendes Gesamtbild erhalten, daß er alles Tadeln vergeßen und den Dichter bewundern wird, der in engen Rahmen, in leicht hingeworfene Worte eine Welt zusammengefaßt hat.

Faßen wir aber alle Einzelheiten die uns der dritte Act in Bezug auf die Hauptpersonen, auf Faust und Gretchen, vor die Seele fürt, auch nur einigermaßen zusammen, so werden wir mit leichter Mühe erkennen, daß der Faden unserer Tragödie, wie ihn uns der Prolog zeichnete, auch in disen Scenen festgehalten ist: der Kampf zwischen Himmel und Hölle wird uns hier ebenso vorgefürt, wie in den vorausgehenden Scenen von der Osternacht an. Dise erste und nächste Bedingung, die der dramatischen Einheit des ganzen, ist erfüllt: Faust wird durch Gretchen wie durch eine Botin Gottes zum letztenmal gewarnt, zum letztenmal ermahnt, aus der Gemeinschaft mit der Hölle sich loszumachen. Aber er kann nicht: in ihm hat die Hölle gleichsam eine Gestalt angenommen, wie in Gretchen der Himmel, so weit es in einem schwachen Menschen möglich ist. Wer aber repräsentiert beßer den Himmel, als ein demütiges bescheidenes keusches Mädchen? Ein Mann etwa? Das hat Göthe als Dichter gefült, und wir solten uns dises großartigen poetischen Griffes freuen, statt daran zu kritteln, daß dem wild aufstrebenden Manne, der nicht glauben kann und nicht glauben will, gegenüber der paßendste und schönste Gegensatz ist ein Mädchen, das ohne Kampf und ohne wildes Streben, einfach glaubt und die Echtheit ihres Glaubens durch Frömmigkeit, Gehorsam und Arbeitsamkeit, wie durch kindliche Fröhlichkeit beweist. Ein Kind muß dem Manne entgegengesetzt werden, damit wir ein handgreifliches Beispiel zu dem ewigen Wort haben: So ihr nicht werdet wie die Kindlein, könnt ihr

nicht ins Reich Gottes kommen; wollt ihr dagegen — so commentiert unser Drama disen Spruch — stolz, hochfahrend, euern eignen Weg gehn, starke Männer, starke Geister sein in euerer eignen Kraft, so fart ihr zur Hölle, wie Faust. —. So ist also der Gegensatz zwischen Licht und Finsternis nicht nur nicht fallen gelaßen, er ist vilmehr durch die Concentration auf zwei Personen nur noch schärfer, nur noch eindringender geworden. Dise Concentration eines einmal angeregten allgemeinen Interesses auf zwei Personen ist aber von Göthe nicht bloß im Faust versucht worden: sie tritt auch in seinen übrigen Werken deutlich hervor, am deutlichsten in Hermann und Dorothea. Hat uns der Dichter dort in den ersten Gesängen das feste ruhige Bürgerleben im Gegensatz zu dem Unglück der Vertriebenen dargestellt, so concentriert sich diser Gegensatz in der zweiten Hälfte des herrlichen Idylls auf Hermann, als den, äußerlich etwas unbeholfenen, innerlich aber festen und treuen Bürgerssohn und auf Dorothea, die heimatlose, die als Magd in das Haus tritt dessen Herrin sie werden soll. Genau so ist es im Werther: die dem leidenschaftlich Ueberspannten entgegentretenden Schranken des Lebens, gegen die er ankämpft, die sich aber als undurchbrechlich erweisen, concentrieren sich gleichsam personificiert und zum Ideal verklärt, in der verheirateten Frau, der Werther seine Huldigungen darbringt. Wir könnten diß an dem Liebespaar im Götz von Berlichingen, wo Maria den einen Kreiß deutscher Ritter-Ehrlichkeit, Weislingen die undeutsche diplomatische Unehrlichkeit der Fürstenhöfe darstellt, wie an Egmont nachweisen, wo der Dichter freilich nur durch eine Allegorie Käthchen und die Freiheit der Niderlande, der Egmont zum Opfer fällt, hat vereinigen können. Jedenfalls kann uns dise Beobachtung vorsichtig im Urteil machen, wenn es uns nach unsern Maßstäben zu geringfügig scheint, daß ein Mann und ein Mädchen ein Stück abschließen, in dem Himmel und Hölle mitagieren.

Aber, könnte man unserer Hinweisung auf Hermann und Dorothea entgegnen, dort ist der Kreiß des Ganzen überhaupt

ein enger und er wird durch die Concentration des Interesses auf zwei Personen nicht erst verengt wie hier. Einer solchen, an den ersten Blick begründeten Einwendung gegenüber, ist zweierlei hervorzuheben. Satans Verheißungen sind es, die Faust einen großen Wirkungskreiß verheißen, Satans Verheißungen, die er selbst mit den Worten:

> Den schlepp ich durch das wilde Leben
> Durch flache Unbedeutendheit

als Lügen bezeichnet. In krankhafter Ueberspannung erwartet er Wunderdinge von dem Leben, dem ihn Satan entgegenfürt, aber hat er sich schon, ehe er sein einsames Stübchen verließ, klagen müßen:

> Ich fühle, vergeblich hab ich alle Schätze
> Des Menschengeists auf mich herbeigerafft,
> Und wenn ich mich am Ende nidersetze
> Quillt innerlich doch keine neue Kraft,

so würde er dise Klage, wann er die ganze Welt durchreiste und durchlebte, um so schmerzlicher widerholen müßen. Könnte noch aus Fausts ausgebranntem Herzen eine neue Kraft quellen, es müste hier möglich sein im engen Kreiß, wo er sich sammeln kann, es müste sein an dem Herzen, das stets nur für einen kleinen Kreiß, aber für disen um so wärmer, um so kräftiger schlug, während Fausts Herz, gerade deshalb, weil er Millionen umschlingen will, eiskalt ist und eiskalt bleibt. Aber gesetzt auch, es wäre eine Verengerung des Kreißes, den die Tragödie sonst umspannt, so wäre es eine natürliche, eine aus dem frischesten Leben gegriffene Verkleinerung von Fausts Horizont. Wie der Gipfel des Berges am schmalsten, der Stengel, wo er die Blume trägt, am dünnsten ist, so auch bei einem naturgemäß entstandenen Gedichte. Ich appelliere an das Gefül eines jeden, der je geliebt hat mit ganzer Seele, hat er nicht empfunden, wie woltätig, wie beruhigend es für ihn war, daß sein unklares, unruhiges Streben, sein unbewustes Suchen nach Liebe endlich ein Ziel, einen Ruhepunkt gefunden hat? Concentriert sich nicht in einer aufrichtigen Herzensneigung das ganze Leben und die

ganze Lebenskraft, wie es Wilhelm Müller unnachahmlich in seinem kleinen Lied ausgesprochen hat:

Vor der Türe meiner Lieben
Häng ich auf den Wanderstab,
Was mich durch die Welt getrieben
Leg ich ihr zu Füßen ab.

Friden, irdischen Friden als Bürgschaft und Unterpfand des himlischen Fridens soll das Herz finden, soll auch Faust finden wenn er noch könnte. Ein neues Leben hebt mit der rechten Liebe an, ein Leben der Befridigung, der Ruhe, ein neues Leben könnte auch für Faust anheben, wenn er nicht selbst die Anfänge dazu zerstörte.

Wir werden diser Andeutungen über den innern Zusammenhang unserer Scene mit dem vorausgehenden im speciellen bei der Betrachtung der einzelnen Auftritte näher ausfüren und begründen — für jetzt ist noch darauf hinzuweisen, wie die Scenen mit Gretchen den tragischen Schluß des Ganzen einfach und bestimt vorbereiten. Daß die Wißenschaft einen Menschen nicht vor der Hölle bewart, das haben uns die beiden ersten Acte unseres Dramas in ergreifender Weise gezeigt. Jetzt läßt der Dichter seinem Helden eine noch gewaltigere irdische Macht nahe treten, die Liebe, eine Macht, die den ganzen Menschen erfaßt und regiert. Konnte der Dichter eine höhere Kraft, als die Liebe auf Faust wirken laßen, wenn er nicht noch einmal himlische Stimmen an sein Herz schlagen laßen wollte? Auch die höchste, edelste und zarteste Macht der Erde, die Liebe, rettet Faust nicht und wenn sie nicht retten kann, was soll ihn retten? So erhebt sich also der Dichter in diser Schlußscene seines Dramas, statt zu sinken, höher als vorher, aber freilich nur, um uns auf den gewissen Untergang Fausts vorzubereiten.

Aber auch noch nach einer andern Seite bereiten die lieblichen Scenen uns auf Fausts Untergang vor. Faust hat dem Satan versprochen, wenn es dahin käme, daß er zum Augenblicke spräche: verweile doch du bist so schön,

Dann magst du mich in Feßeln schlagen,
Dann will ich gern zu Grunde gehn.

Diser Zustand einer, wenn auch nur augenblicklichen, Befridigung aber tritt ein, sobald Faust Gretchen kennt und liebt, obgleich er es sich in dem Monolog in der Einsamkeit nicht gestehn will. Der Teufel hätte das Recht, Faust schon früher mit dem furchtbaren „Her zu mir“ wegzureißen — aber er kann es erst als Gretchen sich ganz von ihm losgesagt hat, als es Gretchen vor ihm graut.

Faust ist nicht zu retten durch die Liebe, weil er der Hölle sich zugesagt hat und es muß diser letzte Versuch, ihn zurückzufüren aus der Tiefe, in die er sich stürzte, dazu dienen, seine Schuld zu mehren und seinen Untergang als eine wolverdiente Strafe erscheinen zu laßen. Statt sich an Gretchens einfältigem Kinderglauben aufzurichten, zieht er die Arme zu sich in die Tiefe herab. Es steht geschrieben: Wer aber ärgert diser Geringsten einen, die an mich glauben, dem wäre beßer, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er ersäuft würde im Meer, da es am tiefsten ist. Diß furchtbare Gewicht der Schuld konnte der Dichter auf Faust nur laden, wenn er ihn, losgelöst von allen andern Verhältnissen, einer einzigen gläubigen Seele gegenüberstellte, die sich ihm, dem Verworfenen, in treuherzige Zuneigung ganz und gar in die Hand gibt. Verfürt, vernichtet er dise, so ist er nicht mehr wert, als daß er untergeht. Da aber in der Tragödie die persönliche Schuld des Helden das Hauptmotiv des Ausgangs ist und sein muß, so überhebt uns diß allein der Mühe, weitere Gründe dafür anzufüren, daß Göthe sein gewaltiges Drama in einem Liebesverhältnis hat gipfeln laßen.

Wir wenden uns zu den ersten Scenen des dritten Acts. Mit einer bewundernswerten Einfachheit, die fast an das alte Puppenspiel erinnert, das Göthe zu seinem Faust Veranlaßung gab, stellt der Dichter gleich zu Anfang die beiden Hauptpersonen sich einander gegenüber. Niemand weiter ist zugegen, deßen Gegenwart uns zerstreuen, unser Intereße von Faust und Gretchen

abziehn könnte, auch Mephistopheles tritt erst hernach auf. Faust ist ja Teufel genug, wie wir aus dem folgenden Gespräch sehn, was braucht der Teufel hinter ihm zu stehn, um uns zu zeigen, daß hier Himmel und Hölle sich gegenüber stehn? Auch in der Beziehung ist der Dichter wunderbar einfach, daß er uns eben nur einen Moment, einen kurzen Augenblick zeigt, der blitzartig auf die beiden beteiligten wirkt, und eben so rasch und einschlagend auch auf uns wirken soll. Faust spricht 12, Gretchen 10 Worte, das ist das Ganze. Wie mancher Dichterling hätte eine ellenlange Scene daraus gemacht! Aber wir bedürfen nicht mehr, wenn wir uns die Scene nur einigermaßen vergegenwärtigen. Die ernsten Mauern des ehrwürdigen Domes bilden den Hintergrund: Gretchen ist schon am frühen Morgen in die Kirche gegangen, zu beichten und Gott zu dienen. Mit ihrem Gott versöhnt, geht sie frölich dahin. Faust überschreitet die Schwelle des Gotteshauses nicht — was soll er auch darin tun, der Verworfene? Er steht vor der Tür, das Höllenfeuer des Hrzentrankes hat ihn auch schon frühe von seinem Lager aufgerißen: mit Blicken, in denen sich die ganze Glut ungestillter Begir malt, überschaut er die Reihe der frommen Frauen, die einzeln aus der Kirchenpforte hervortreten. Plötzlich flammt sein Auge auf; sie ist gefunden, die ihm Satan versprach, das Ideal, das ein neckendes Trugbild ihm im Schatten zeigte, ist lebendige Wirklichkeit. Wie der Falke auf die Taube, stürzt der Teufelsgenoße vor. Was kümmert es ihn, daß sie ihm unbekannt ist und er ihr? Was kümmert ihn die Heiligkeit des Ortes, was ligt ihm daran, daß er auf offener Straße seine Beute überfällt? die übermäßige Höflichkeit, in die Faust seinen wüsten Anfall kleidet, macht uns die Rohheit nur noch widerlicher, er nennt die Arme in ihrer bescheidenen Tracht Fräulein, als wäre sie eines Edelmanns Tochter. So wird die Höflichkeit zur Plumpheit, denn Gretchen kann dise unverdiente Titulatur nur als Spott über ihre Armut auffaßen. Faust fragt ganz demütig ob er wagen dürfe, seinen Arm und Geleit ihr anzutragen, aber sein Tun steht im Widerspruch mit disen kriechend höflichen

11**

Worten: ohne weiteres drängt er der hülflosen und schwachen sein Geleit auf. — Gretchen aber steht, ob sie wol allein geht, in beßerem Geleit, als dem des frechen Höllengesellen, im Geleite Gottes und seiner Engel. Sie verrät nicht das geringste von dem Interesse, das ihr der ihr entgegentretende troz seines düstern Ausdrucks einflößt, es weist ihn ab und antwortet so volständig und treffend, wie nur möglich. Bescheiden weist sie die Ehre ab, für eine Edeldame zu gelten, ebenso kurz gebunden tritt sie der Schmeichelei gegenüber, mit der sie Faust hat gewinnen wollen und zu den geschraubten Höflichkeitsphrasen steht ihm derbe Abweisung in bezeichnendem Gegensaz: dort ist die Hölle, frech und lüstern, aber Frechheit und Lüsternheit mit übertriebenen Phrasen, mit Schmeichelworten bedeckend — hier ist der Himmel, mit der Kraft der Warheit die Angriffe der Hölle zurückschlagend — der Moment ist vorbei — aber was hängt alles an einem Augenblick! Gretchen geht ab — sie ist das erstemal Sigerin gebliben; daß ein Funke von Leidenschaft in ihrem Herzen sich entzündet hat, verrät uns der Dichter erst später, wo wir sie näher kennen; jezt verkümmert er uns den reinen Eindruck nicht, den das einfache Gegeneinanderstellen der beiden auf uns macht.

Faust bleibt zurück, sich wie einst vor dem Trugbild der Helena, in Exclamationen ergehend. Wenn er nur den Himmel wegließe, der Lästerer! Er erinnert uns dadurch nur, wie weit er vom Himmel entfernt ist — aber das will der Dichter gerade erreichen, ebenso wie er durch das Lob der Sitte und Tugend des Mädchens nur den Gegensaz hervorheben will, in dem der freche Wüstling zu Gretchen steht, wie er uns nur daran erinnern will, daß Faust weder Sitte noch Tugend achtet. Daß sie daneben etwas schnippisch ist macht sie für Faust nur um so reizender: es ist das Salz, wie die Andalusier sich ausdrücken (tiene mucha sal, es muy salada) das ihn anlockt, sonst würde ihn ihre einfache Sitte und ihre spröde Tugend schwerlich anziehen. Der hochangesehene Professor ist seit 10 Jahren der Bücklinge seiner ehrfurchtsvollen Schüler so gewont, daß es ihn einmal freut, wenn jemand ihm

schnippisch begegnet. In seltsamer Phrase verheißt er sich selbst, er wolle sie nicht vergeßen, er täuscht sich selbst, denn wenn ihm gewärt würde, was er in dem Gespräche mit Mephistopheles so frech fordert, er würde die Arme schon morgen vergeßen haben, und der Eindruck auf sein Herz, den er jetzt für so tief hält, würde bald verschwunden sein, weil er, wie Faust ziemlich ehrlich gesteht, nur durch die äußerliche Schönheit hervorgerufen ist. Daß sie ihn abgewiesen hat, vergißt er: gerade in ihrem Aerger war sie reizend, zum Entzücken steigert sich Fausts Empfindung, wir möchten glauben wir sähen einen aufrichtig Liebenden vor uns, möchten hoffen daß dise Worte und das Gefül, das sie dem Munde Fausts entlockt, Warheit wäre. Da erscheint der Hut mit der Hahnenfeder und Mephistopheles blitzendes Auge hinter Faust, die Maske fällt, die Phrasen hören auf und der Abgrund den sie nur lose bedeckt haben, gähnt uns an. Wir brauchen nur das eine Wort Dirne zu hören, mit der Faust das „Kind", wie er es eben noch nannte, bezeichnet, das ihn in Entzücken versetzt hat, um gleich wider zu wißen, wie und wo Faust steht. Ha, wie freut sich Mephistopheles, daß das Höllenfeuer gezündet hat, wie freut er sich, mit Faust zu spielen, wie die Katze mit der Maus, wie dumm stellt er sich, als kennte er die nicht, um die er schon in der Kirche herumschlich, als um ein bald der Hölle verfallendes Opfer. Faust merkt die Verstellung: mit ein paar kurzen Worten bezeichnet er Gretchen, ärgerlich, daß Satan ihn nicht verstehn will. Da läßt Mephistopheles die Maske fallen: Faust kommt doch später, als der Höllengeist, der hat schon die sitt- und tugendreiche ins Auge gefaßt, ehe sie Faust sah. Er ist ihr auf Schritt und Tritt nachgegangen, eine Seite zu finden, wo er sie ergreifen könnte, er ist dicht am Beichtstuhle vorbeigestrichen, unsichtbar, um kein Wort von dem leis verschämten Flüstern zu verlieren, in dem Gretchen auch den leisesten Hauch bekannte, der den reinen Spiegel ihrer Seele trübte — aber er hat nichts gefunden. Der Engel, der ihre Kindheit bewahrte, ist noch nicht von ihr gewichen, Satan hat einstweilen abziehn müßen. Er

selbst kann nichts ausrichten, er muß Faust als Werkzeug haben und wir sehen darin den Zusammenhang mit der vorausgehenden Scene, der Hexenküche, in die sich Satan auch nur begab, weil er selbst den Trank nicht machen konnte. Und wie die Hexe durch die Worte:

> Der Teufel hats ihr zwar gelehrt
> Allein der Teufel kanns nicht machen,

als teuflischer als der Teufel selbst bezeichnet wird, so zeigt sich auch hier Faust in seiner wilden Begir scheußlicher, als Satan. Satan, der doch tiefer blickt, als der kurzsichtige Mensch, erkennt Gretchens Unschuld an, es ist das Bekenntnis seiner Schranken, seiner Ohnmacht ein ziemlich ehrliches, wenn auch die Absicht zu Grunde ligt, Faust durch verstellte Weigerung noch mehr zu reizen. Faust aber will von Unschuld nichts wißen, höchstens bei Kindern; seiner eignen Verdorbenheit soll es zur Entschuldigung gereichen, wenn er sich einredet, daß es keine Unverdorbenheit gibt. Solche Schändlichkeit bringt selbst Satan zu etwelcher „sittlichen Entrüstung" — er hält ihm eine Art Moralpredigt, indem er recht gut weiß, daß nichts ein Feuer in der Seele beßer anfacht, als das dürre Holz moralischer Ermahnungen. Das schöne Bild von der lieben Blume die gepflückt wird, hebt Faust Gesinnung um so schärfer hervor, es wundert Satan selbst, daß Faust ohne weitere Belehrung so rasch fortgeschritten ist auf dem Wege der Lüderlichkeit — abermals gesteht er halb seine Ohnmacht ein, sich erinnernd an manche Niderlage, wie über ihn, den Verfürer, verachtete schwache Kinder triumphiert haben — halb will er Faust reizen durch die angebliche Unmöglichkeit, etwas gegen Gretchen zu unternehmen. Satan hat gut gerechnet: Moralpredigten will Faust nicht, er will nicht wie ein Schüler von seinem ehrsamen Erzieher gehofmeistert sein, von Gesetz, Zucht und Ordnung will er nichts wißen. Unheimlich klingt das: „Laß er mich in Friden"! da doch gerade das Gesetz und nur das Gesetz aufgeregte Leidenschaften in Friden halten kann, Faust aber, weil er kein Gesetz achtet, in fridelosem Gewül wilder Begirden

umhergeworfen wird. Auch den Vertrag mit Satan, der Faust doch, wie er recht gut weiß, ewig bindet, möchte Faust sprengen, wenn ihm diser Bund nicht, wie er einst hoffte, augenblicklichen wüsten Genuß gewärt. Noch an disem Tag, ehe der neue Morgen anbricht, denkt er sich von Satan loszumachen, wenn ihm diser nicht hilft. Satan höhnt den Armen, der sich, wie eine Fliege im Netz der Spinne vergebens abzappelt und wie ein ungeberdiges Kind trotzt und droht — er stellt sich, als brauche er 14 Tage, um die Wohnung und den Aufenthalt des armen Opfers auszuspüren, während Satan das alles schon recht gut weiß, da sein Auge schon lange sich dise Beute ersehn hat. Satan hälts dißmal mit der Langsamkeit, nicht mit dem Fortschritt: er fürchtet, eine rascher Angriff auf die Unschuldige könne alle bösen Pläne vereiteln.

Faust verachtet den Satan, als schwach, weil er zu kurzsichtig ist, um die Bosheit zu begreifen, die Satans Zaudern zu Grunde ligt: er denkt, er könne das Werk der Verfürung allein fertig bringen — aber die unheimliche Höllenglut, die in ihm ist, läßt ihm keinen Augenblick Ruhe, um zu überlegen, wie das anzufangen ist. Zeit hätte er wol, mehr als sieben Stunden, (womit er die vierzehn Tage Satans verspottet) er hat ja den „edlen Müßiggang schätzen“ lernen, aber eine Intrigue anzulegen, dazu ist er doch noch nicht raffiniert, noch nicht höllenkalt genug.

Abermals beginnt Mephistopheles moralisches Holz zu dem Feuer zu tragen, das Faust verzert. Aber hinter dem scheinbaren Tadel ligt doch die Freude Satans, daß der steife deutsche Magister den auf dem Wege der Sünde gewandteren und behenderen Franzosen eingeholt hat, dem die Verfürung nur ein Spiel ist. Er sucht den wilden nach sofortigem Genuß hungrigen für eine raffiniertere Art des Genußes empfänglich zu machen, wie sie die französischen Romane alter und neuer Zeit darstellen, er sucht die teuflische Freude nicht nur am Genuß, sondern eben an der Verfürung, und zwar an der langsamen allmähligen Verfürung in Faust zu wecken. Satan weiß, daß die Verfürung, je langsamer

die Vorbereitungen dafür getroffen werden, um so tiefer sich einfrißt, die Seele des Verfürten ganz umstrickt und sie der Hölle um so sicherer in die Klauen fürt. Der genußhungrige wilde Faust will aber von disem langsamen Zurichten eines Bratens für das Höllenfeuer nichts hören, so daß Mephistopheles, der doch eine gewisse Angst hat vor einem direkten Angriff auf eine von Gott und seinen Engeln behütete Seele, ernstlich mit ihm spricht: Der Teufel ist nur, wenn er sich in der Uebermacht sicher weiß, für directen Angriff: die List, die Schleichwege sind ihm lieber; so will er auch hier erst Gretchens Seele mit List gewinnen, um sie dem Faust als wehrlose Beute in die Arme zu jagen.

Bisher hat das Gespräch einen entsetzlichen abschreckenden Eindruck gemacht: es ist, als hörten wir zwei Wölfe miteinander reden, die ein unschuldiges Lamm zerreißen wollen und um so furchtbarer ist diser Eindruck, da das Opfer, dessen die beiden Teufel, der Geist und der Mensch so sicher sind, daß sie nur über das Wie ihrer Teufelspläne streiten, gar nichts von disen entsetzlichen Plänen ahnt, sondern sich in ruhiger Sicherheit des leisen Erwachens der Liebe freut. Aber Fausts Leidenschaft, so scheußlich und gemein sie sich auch äußert ist doch eine aufrichtige und mitten durch die Teufeleien des Gesprächs klingt plötzlich ein etwas zarterer Ton durch. Die Erinnerung an die reine, keusche hat doch allmälig einen kleinen Sig über den Wollustteufel davongetragen und er bricht los. Schafft mir etwas vom Engelsschatz! Er will ja mit einem Andenken an sie zufriden sein, wenn er nur an die Stätte kommt, wo sie lebt und webt, wo sie arbeitet und ruht. — Mephistopheles schreibt dise plötzliche Beruhigung des allzuwilden Feuers der Kraft seines Einredens und Zuredens zu, und froh über die Herschaft, die er über seinen Genoßen zu haben meint, macht er keine Umstände, wenigstens den einen Wunsch Fausts zu erfüllen und ihn einmal in ihre Wohnung zu führen. Jetzt, wo er Faust ganz in seiner Gewalt glaubt, ist er wider der dienstfertige, der bereitwillige, der keinen Augenblick verlieren

will. Aber das Höhnen kann Mephistopheles nicht lassen: er will Fausts Pein förderlich sein; daß das Versprechen Satans, Fausts Pein zu befördern, aufrichtig ist, daß der Teufel alles tun wird, dise Pein, die Faust innerlich verzehrt, zu schüren zu seinem und Gretchens Untergang, das können wir voraussetzen.

Fausts wilder Sinn geht wider, wie ein ungebändigtes Ross, dem Satan, der ihn nach seinem Gefallen leiten möchte, durch: eben durch Mephistopheles Dienstfertigkeit wird die tolle Begir in Faust wider geweckt: eben wolte er noch zufriden sein mit einem Andenken an sie, jetzt will er sie sehn, sie haben, wie er aufflammend ausruft. Mephistopheles aber ist des wüsten Wesens, das ihm seine fein angelegten Teufelspläne zu zerstören droht, müde: mit einem kurzen nein! weist er den Ungestümen zur Ruhe. Wider beweist Satan, wie genau er schon alles ausspioniert hat, um dise Seele zu gewinnen: er ist mit Gretchens Gewohnheiten bekant, er weiß die Stunde, wann sie hinüber zu der Nachbarin huscht, um ein Stündchen zu verplaudern, all das hat er schon ausgespäht. Höhnisch antwortet Mephistopheles dem stürmischen Verlangen Fausts mit der Geliebten zusammen zu sein, mit dem Versprechen, daß er dort ganz allein sein und sich mehr an der Zukunft, als an der Gegenwart erfreuen werde, höhnisch spricht er von Sättigung, wo es es ihm nur die Anregung neuer Begir in Faust gilt. Und durch den Hohn klingt eines teils der Widerwille durch, den Satan vor dem „Dunstkreiß“ Gretchens hat — da riecht es dem aufgeklärten Teufel nach Aberglauben, nach Mysticismus und Pietismus — anderntteils klingt die Teufelsfreude hindurch, daß einst dieser Dunstkreiß durch die Höllenlust zerstört werden wird, worauf Faust kaum weniger hoffen kann, als Satan.

Faust, welcher der Geduld einst geflucht hat, hat dann auch nicht die geringste Spur davon behalten; zwar ist er in seinen Ansprüchen sehr bescheiden geworden: er wagt Satan nichts zu erwidern, er vergißt, wievil er noch eben wünschte und mit wie wenig ihn Satan abspeisen will. Aber diß wenige will er auch

gleich haben: gleich will er aufbrechen dorthin, wohin ihn sein Herz zieht. Mephistopheles aber antwortet dem Stürmer ziemlich trocken: es ist noch zu früh, jetzt würden sie Gretchen noch in ihrer kleinen Klause treffen und wir werden sehn, mit welch lächerlicher Angst Satan einem Zusammentreffen mit dem Himmelskind auszuweichen sucht. Faust will nur noch ein Liebeszeichen, das er zurücklaßen kann, wenn er die Stätte seiner Sehnsucht verlaßen muß, ein Geschenk, das Gretchen für ihn, das sie aber auch für den Satan gewinnen soll. Dann aber hat er mit seinem übervollen Herzen keine Ruhe, er stürmt fort und läßt Satan allein; der geizige Teufel findet es anfangs auch wider zu toll gleich zu schenken, er fürchtet, es möchte verschwendet sein — aber bei näherer Betrachtung scheint ihm diß doch der einzige Weg, auf dem Gretchen zu gewinnen ist: der Meister lobt den Schüler, der eine Schlinge genannt hat die Seele der frommen zu gewinnen, an die Satan selbst nicht dachte. Reussiert der Schüler, so reussiert der Meister; ja auch das Bewustsein, Herr großer Schätze zu sein, mit denen er schon gar manche Seele gewonnen hat und noch manche Seele gewinnen will, spricht er selbstgefällig aus: die alten Türme und finstern Gewölbe, in denen dise Schätze vergraben sind, sind dem Fürsten der Finsternis schöne Plätze, denn an wüsten Stätten hält er sich gern auf. Lange hat er solche Mittel nicht gebraucht, um Seelen zu gewinnen, Faust namentlich ist ihm wohlfeiler in die Hände gelaufen, jetzt will Satan einmal wider seine Augen am Goldesglanz weiden, und das beste auswälen, um die beste zu fangen.

Wol mancher zarten Seele wird dise Scene zu schrecklich, zu furchtbar sein: zu offen, als daß es erträglich wäre, läßt der Dichter Faust den ganzen Abgrund der Schlechtigkeit, in den er versunken ist, aussprechen. Aber dise Scene ist ganz unentbehrlich zunächst als Verbindungsglid zwischen der Hexenküche und den folgenden Scenen. Die Gesinnung, welche Faust hier ausspricht, kann uns von einem, der Höllenfeuer getrunken hat, nicht überraschen; wollte der Dichter die Hölle in Fausts Herzen schildern,

er konnte es nicht treffender, als er es in disem kurzen Gespräch getan hat. Sodann aber hat dise Scene auch ihr bedeutendes Gewicht in Bezug auf das folgende: wir könnten vergeßen, daß Faust die Hölle vertritt, Gretchen gegenüber, wir könnten es vergeßen namentlich über einzelnen guten Regungen. Da hat der Dichter sich und uns dise Scene als Markstein gesetzt, damit wir durch den ganzen dritten Act hindurch Fausts eigentliche Stellung nie aus den Augen verlieren. Wer einmal eine so gemeine Gesinnung geäußert hat, wie Faust in diser Scene, der kann sich nicht wider aus dem Schlamm erheben, in den er versunken ist: er wird seine Gemeinheit höchstens übertünchen, aber nicht ablegen können. So ist dise Scene auch ein wichtiges Moment in Bezug auf den tragischen Ausgang des Stückes: wer teuflischer sein kann, als der Teufel selbst, ist nicht mehr wert, als daß er rettungslos in des Teufels Klauen fällt. Wer dise Scene im Sinne hat, dem wird der ganze zweite Teil des Faust in dem Göthe seinen Helden als eine Art Volksbeglücker hat auftreten laßen, höchst seltsam vorkommen: eine solch nidrige Gesinnung passt dazu schlecht und um so schlechter, da von einer Reinigung, einer Umwandelung Fausts, der Natur der Sache nach, nirgends die Rede ist, Faust vilmehr von der in diser Scene geäußerten Gesinnung biß zum Ende unseres Dramas sich nie ganz losmacht, wenn sie auch vor beßern Anwandlungen zurücktritt.

2. Gretchens Zimmer.

Wie uns der Dichter seinen Helden mehrmals in der Einsamkeit des stillen Studierzimmers gezeigt hat, ganz allein, damit unser Interesse auf ihn concentriert werde, so zeigt er uns auch hier die Heldin des dritten Acts ganz allein in dem reinlichen Zimmer, das vom schwindenden Tagesschein erhellt wird. Wider sehen wir sie nur einen Moment: sechs Zeilen läßt sie der Dichter sprechen. Mehr ist auch nicht nötig, denn sie ist doch der

Mittelpunkt des vorausgehenden, wie des folgenden Gesprächs und wir sollen auch nur eins erfahren: daß Fausts Begegnen auf Gretchen einen, wenn auch für jetzt noch flüchtigen, Eindruck gemacht hat. Sie ahnt nicht, daß mit der Erinnerung an den Augenblick vor der Kirche die Hölle sich unmerklich Bahn macht, sie zu verderben, so wenig wie sie ahnt, daß die kleine Eitelkeit, mit der sie sich ihre Zöpfe flicht, ehe sie zur Nachbarin geht, dem Teufel die erste Gelegenheit geben wird, sie zu gewinnen. Für jetzt freilich ist ihre Ruhe noch wenig und äußerlich gar nicht, erschüttert: die Arbeit in dem kleinen Haushalt, die ihr vor Abend keine Zeit gelaßen hat zum Haarflechten, hat, als beste Arznei, das um sich greifen des Giftes verhindert. Gretchen hat keine Zeit gehabt, der angenehmen und doch gefährlichen Erinnerung nachzuhängen. Jetzt erst, wo die Abwesenheit ihrer Mutter ihr eine knapp zugemeßene Mußestunde gewärt, tritt das heute Morgen erlebte wider vor ihre Seele, villeicht mit um so größerer Lebendigkeit, weil die Gedanken daran während des ganzen Tags durch mancherlei Beschäftigungen zurückgehalten worden sind. — Die kleine Neugir bedauert, daß sie nicht Namen, Herkunft und Stand des Unbekannten weiß. Der Außruf: ich gäb was drum, zeigt uns ihr lebhaftes Interesse. Wenn du wüßtest, Arme, daß du deine Ruhe, deine Ehre, dein Leben um die nähere Bekantschaft mit dem geben must, der dir heute auf den ersten Blick so sehr gefallen hat! Gretchen hat den trüben Ernst, den die Verzweiflung und der ungestillte Genußhunger über Fausts Züge gebreitet hat, für den Ernst der Rechtschaffenheit und Treuherzigkeit gehalten, der den Schein falscher Freundlichkeit vermeidet. Aber wirklich hat der Umgang mit Satan noch nicht alle Spuren des geistigen Adels vom Fausts Gesicht verwischen können, den wir an Faust einst in dem Gespräch mit Wagner bewunderten, noch immer verrät die hohe Stirn den Gedankenreichtum, der einst die horchenden Schüler ehrfurchtsvoll an ihrem Meister hinaufschauen ließ. Gretchen hat Recht: Faust hat, wenn auch nicht den Adel, den die Geburt verleiht, doch den angebornen geistigen

Adel, den oft die tiefste Versunkenheit nicht ganz verwischen kann. Die unverholne Bewunderung Gretchens läßt uns nur daran denken, wie wenig Faust dise Bewunderung, wie wenig er die liebevolle Erinnerung diser reinen Seele verdient. Und Gretchen selbst unterbricht ihre Lobrede mit einer Hinweisung auf den einzigen Zug, der zu dem idealen Bilde nicht passt, das sie sich aus dem einzigen Blick auf Faust gemacht hat. Aber gerade seine Keckheit ist für Margarete ein Beweis, daß er von Adel ist: die festen Schranken deutscher christlicher Zucht und Sitte wurden zu Fausts, wie zu Göthes Zeit, fast nur noch von dem Bürgerstand festgehalten. Im 15. und 16. Jarhundert setzte sich der Adel, im 18. die Genies und mit ihnen die meisten Gebildeten über dise Schranken als altväterisch und abgetan hinweg. Gretchens argloser Sinn ahnt nicht, daß, wer einmal so keck war, nachher noch kecker sein und weder Zucht noch Sitte achten wird, sie eilt fort, um die ihr liebgewordene Erinnerung mit der Nachbarin recht gründlich durchzusprechen.

Mit ihrem Weggang sinkt die Sonne, die Finsternis bricht herein, und mit der Finsternis kommt der Fürst der Finsternis. Aber hier ist nicht sein Reich, darum kommt er ganz ängstlich, ganz leise und ermahnt auch seinen ungestümen Begleiter, leise hereinzukommen. Faust siht sich nach der Abgehenden um, aber Mephistopheles möchte nicht gern gesehn und entdeckt werden — das würde den ganzen Plan verderben — darum drängt er den Zögernden herein in das stille Stübchen, wo Niemand solche Gesellen vermuten und suchen wird. — Faust hat auch, wie Margarete, den Gedanken an die Begegnung heute Morgen während des ganzen Tags mit sich herum getragen und er hat mehr Zeit gehabt, als die Fleißige, auf der die ganze Last der häuslichen Arbeit ligt, disem Gedanken nachzuhängen. Und sahen wir mitten in dem furchtbaren Gespräch mit Mephistopheles durch das Andenken an die Reine plötzlich ein beßeres Gefül hervorbrechen, so können wir voraussetzen, daß die tagelange Beschäftigung mit disem Andenken etwas Oel auf die empörten Wellen wüster

Leidenschaft gegoßen hat. Der Eintritt in den traulichen Raum, wo die Engel gerne weilen, die des frommen Kindes hüten, verstärkt disen Eindruck, das Gewißen schlägt ihm, wenn er daran denkt, was ihn hieherfürte und so lebhaft wird in ihm der letzte Rest beßerer, reinerer Gefüle angeregt, daß er fült, Satan passe nicht in dise Räume, passe nicht zu seiner augenblicklichen Stimmung, der er sich so gern ganz ungestört hingeben möchte. Der Widerstreit des Guten und Bösen in seiner Seele läßt ihn eine Zeitlang kein Wort hervorbringen, endlich sigen die beßern Regungen, er bittet Satan, ihn zu verlaßen. Befehlen kann er ihm leider nicht mehr, wie einst, da er den unheimlichen Gast zwang, seinen Scheinkörper abzulegen. Satan läßt sich das nicht zweimal sagen: seiner unreinen Natur behagt die Reinlichkeit des kleinen Zimmers nicht; vergebens hat er herumgeschniffelt, um irgendwo ein Stäubchen, eine Spinnwebe zu finden, die ihn auf ein Stäubchen in der Seele Gretchens, auf eine Nachläßigkeit, auf eine verdeckte Unlauterkeit schließen laßen könnte. Er hat nichts gefunden: der Reinen ist es Bedürfnis, alles rein in sich und um sich zu haben und so tröstet sich Satan damit, daß es noch Mädchen genug gibt, die nach diser Beziehung durch Nachläßigkeit und Gleichgiltigkeit Satan eine Handhabe für Schlimmeres geben. Er geht ab, um das Geschmeide zu holen, das die äußere und innere Reinheit die in disem Stübchen herscht, stören soll.

Nun ist Faust allein. Bißher hat er vor Scham und Selbstanklagen die Augen nicht erheben können; jetzt, wo Satan weg ist, ist der Bann fortgenommen, der ihn gehindert hat, den leisen Anfängen beßerer Empfindungen in seiner Seele nachzugeben. Er schlägt die Augen auf — bald hat er den kleinen Raum mit seinen Blicken durchmeßen; er kann in der Dämmerung zwar nicht alles genau sehn, aber was er siht, die Einfachheit des Hausgerätes, dem man es ansiht, daß es von den „Urvätern" geerbt ist, gefällt ihm so, daß ihm der kleine Raum wie ein Heiligtum erscheint. Und dazu passt denn ganz die Dämmerung: wie in den Kirchen des Mittelalters Dämmerung herschte, weil die bunten

Scheiben nur wenig Licht durchließen, so erscheint ihm doch dieser Raum durch das Halbdunkel um so heiliger und zugleich ist ihm die Dämmerung willkommen, weil sie ihn verbirgt, ihn gleichsam vor ihm selbst verbirgt. Faust fült, daß er in disen Räumen, wo die reinste Liebe, Elternliebe und Kindesliebe, Jarhunderte lang, ihren stillen Wirkungskreiß gehabt hat, sich seiner Liebe hingeben kann, ohne das verzehrende Feuer der Leidenschaft fürchten zu müßen: der Geist, der in dem kleinen Zimmer regiert, hält sie in Schranken, der Fride, der Faust hier umgibt und der alles versöhnt und verklärt, läßt ihm selbst die Liebespein süß erscheinen — ja so ganz schweigen die Leidenschaften vor disem Friden, daß Faust unwillkürlich sie auffordert,, sein Herz von neuem zu ergreifen, daß er, sich über sich selbst wundernd, ausspricht, wie still, wie rein plötzlich seine Liebe geworden ist, daß sie sich mit Hoffnungen begnügt und von Hoffnungen lebt, wie die Blume vom Abendthau, daß aus dem wilden Drängen ein sanftes Schmachten geworden ist. Daß dise Veränderung nicht von innen heraus, nicht aus dem eignen Herzen kommt, das siht Faust ein und spricht es offen aus: den wild in die Welt hinausstürmenden bändigt der Geist der Stille, der hier atmet, die wüst durcheinander gehenden Gedanken und Leidenschaften Fausts beruhigen sich hier, wo Gottes Ordnung und Gesetz von Geschlecht zu Geschlecht beobachtet worden ist, der Hunger nach Genuß schweigt vor der Zufridenheit, die mit dem ärmlichen Mobiliar vom Vater auf den Sohn und die Enkelin vererbt ist. Faust ahnt, daß man geistig reich, reich in Gott sein muß, um mit so wenigem, in so ärmlichen Umgebungen zufriden zu sein. Er fült, daß man eine Seligkeit kennen muß, die nicht von diser Welt stamt, um in einem Raum, der kleiner ist als der Kerker so manches Gefangenen, sich behaglich zu fülen. Leise steigt in seiner Seele die Erinnerung auf, wie er selbst einst in einem so engen Raum sich glücklich und wol gefült und wie er später disen Raum, plötzlich unzufriden, einen Kerker, ein „dumpfes Mauerloch“ genannt hat. Er siht den Seßel — einst hat er auch Ruhe gehabt im Seßel sitzend, als er

noch der Warheit nachjagte auf dem Wege der Wißenschaft. Wonach jagt er jetzt und hat er jetzt Ruhe? — Ueberwältigt von der Erinnerung wirft er sich in den Stul, es ist ihm, indem ihn die Arme der hohen Lehne umschließen, als umfienge ihn der Geist, der in diesen Räumen waltet. Sein „o nimm mich auf": gilt nicht bloß dem Gerät, es ist ein Seufzer aus tiefster Brust nach verlorenem Glück, nach verlorenem Friden, den er gern, den er hier widerfinden möchte. Denn mit der Erinnerung an sein früheres zufridnes Leben in der engen Studierstube ist eine noch ältere Erinnerung an ein noch zufrideneres, noch glücklicheres Leben im noch engeren Kreiß in ihm aufgetaucht, die Erinnerung an die Kinderzeit, wo er „an Hoffnung reich, im Glauben fest" war. Damals hat Faust eine Stätte gehabt, wohin er „bei Freud und Schmerz fliehen" konnte, er floh in den „offnen Arm" seines Gottes; dahin sind die auch geflüchtet, welche in der „Vorwelt" in disem Seßel Ruhe suchten: Nicht der Seßel allein nahm sie auf, nein, er war die Stätte, da sie bei Freud und Schmerz redeten mit ihrem Gotte; und darum war diser Stuhl ungesucht und ungezwungen der Mittelpunkt, der Thron des Hauses, wo sich die Schar der Kinder gern sammelte, denn Kinder haben ein feines und tiefes Gefül, wo Friden zu finden ist. Und wie der Sohn als Kind hier Friden fand, im Schoß des irdischen Vaters so hat er als Mann, als Greis nachdem der Großvater und der Vater längst zu den Vätern heimgegangen waren, hier Fride gefunden im „Arm und Schoß" des himlischen Vaters und oft hat seitdem schon der Inhalt des Seßels, nie aber der Geist gewechselt, der von disem Seßel aus durch das ganze Haus wehte. Das ach! das Fausts Lippen entschlüpft, es gilt nicht bloß der Erinnerung an seine Geliebte, es gilt der Erinnerung an die dahingeschwundene, leider ganz dahingeschwundene Zeit, da er sich selbst noch auf die Christbescherung freute, die er mit frommem Kinderglauben aus der Hand des Christkindleins selbst nahm. Es gilt der Zeit, da er selbst noch „volle Kinderwangen" hatte und des Lebens sich freute! In umsonst durchwachten Nächten, im

Ringen und Kämpfen, das doch umsonst war, sind seine Wangen bleich geworden und eingefallen, er ist welk und alt geworden vor der Zeit. Gretchen dagegen hat sich mit der frommen und dankbaren Gesinnung der Kinderzeit auch die vollen Kinderwangen, Frische und Freude am Leben bewart — darum hat sie noch heute einen Geist, der mit dem Reichtum des Kindes an Liebe, an Friden, an Zufridenheit, die ärmliche Umgebung erfüllt, so daß Faust disen Reichtum, dise Fülle auch in der Abwesenheit Gretchens heraus fült. Und weil sie sich daneben auch den Gehorsam und die Demut des Kindes erhalten hat, darum waltet in ihr und um sie ein Geist der Ordnung, der sie, auch ohne die Ermahnung der Mutter täglich das kleine Stübchen rein und hell machen lehrt. Der Teppich, der regelmäßig und faltenlos jeden Tag auf dem alten Tisch ausgebreitet wird, er ist gleichsam ein Bild dises Lebens voll Fridens, das sich täglich widerholt ohne eine Falte, ohne Unzufridenheit und Lerm. Und von disem Friden, von disem unbewusten Trieb, alles zu verschönern, zu verklären, bleibt nichts unberürt: der weiße Sand läßt Faust auch in der Dämmerung die Figuren erkennen, die in ihn gezeichnet sind, Figuren, die wenn auch nur zum Zertreten bestimt, doch jeden Tag erneuert werden. Faust ist zu weit abgekommen vom lebendigen Gott, um die versöhnenden und verklärenden Kräfte des ewigen Lebens zu erkennen und anzuerkennen, welche Gretchens „liebe Hand“ nie ermüden laßen in diser Tätigkeit des verschönerns in ihrem engen Kreiß. Er kann sich nur biß zu der heidnischen Phrase: „göttergleich“ erheben — aber indirect, durch die Anwendung des biblischen Wortes Himmelreich, erkennt er an, daß hier, in niderer Hütte die Befridigung wohnt, nach der er so lange vergeblich gesucht hat und noch vergeblich sucht. Es wird dunkler, Faust kann nur noch das nächste, das Bett, woran er sitzt, ins Auge faßen. Ein Schauer überläuft ihn, wie einen der unberufen in ein Heiligtum tritt, und zugleich ist es doch so wonnevoll für ihn, der Stätte nahe zu sein, wo leichte Träume die Geliebte umgaukelten. Hier könnte er lange sitzen und dem Geheimnis nachsinnen,

wie aus dem kleinen Kinde allmählich sein Ideal herangewachsen ist. Daß Gottes Hand schützend über dem „Engel“ wachte, das einzige Kind der Mutter erhielt und es so wunderbar erblühen ließ — das kann Faust wider nicht bekennen, wider klingt das heidnische „Natur“ in dise stillen Räume christlichen Fridens und erinnert uns daran, wie wenig Faust mit seiner „Bildung“ hierher passt. Dise kalte Phrase passt schlecht zu dem „warmen Leben“ das in Gretchens Leben und Wirken sich zeigt und hörte sie es, sie würde gegen den übertriebenen und ihrem einfachen christlichen Sinn unverständlichen Lobspruch: „Götterbild“ eben aus ihrem „heilig reinen“ Sinn, aus ihrer Demut heraus sich verwaren.

So erinnert uns der Dichter, durch einzelne Ausdrücke wenigstens, immer daran, daß zwischen Faust und Gretchen eine tiefe Kluft befestigt ist; aber für jetzt erweist sich der Himmel noch stärker als die Hölle. Faust kam hierher villeicht in der Hoffnung, eine wolfeile Beute davonzutragen, aber die Himmelskräfte bleiben nicht ohne Wirkung auf ihn und daß dise Wirkung die richtige ist, sehen wir aus seinen Aeußerungen. Er fängt an sich selbst anzuklagen, einen ersten Schritt zur Selbsterkenntnis, zur Buße zu tun. Der Himmelsstürmer, der ungerürt selbst in die Tiefen des Schmerzes hinabsteigen wolte, wird gerürt von der stillen Demut und der lieblichen Kindlichkeit, deren Walten er hier beobachtet hat; er hat sein ausgebranntes Herz eines so innigen Gefüls nicht fähig gehalten, es ist ihm wunderbar, daß er, der seines Weges so sicher war, der weder Himmel noch Hölle fürchtete, Reue fülen kann. Vergeblich sucht er sich aufzuraffen aus disen Gefülen, die auf ihn eindringen und deren er sich als einer Schwäche schämt, vergeblich möchte er zu der vermeinten Mannesstärke zurückkeren, mit der er die Welt umfaßen und erfaßen wolte — er kann es nicht. Er hat keine Wunder mehr anerkennen wollen — hier tritt ihm eins entgegen: die plötzliche Veränderung in seiner eignen Seele. Unwillkürlich spricht er von einem „Zauberduft“, der ihn hier umgibt. Seine eingebildete Stärke, sein wildes Drängen und Toben, das raschen Genuß

verlangte, wie zerfließt es hier — wie rasch wird aus dem Teufel ein liebender Träumer und zwar eigentlich durch nichts sichtbares, durch keine äußerliche Einwirkung, nur durch ein Gedankenbild. Vergeblich sucht Faust diß Wunder, das er an der eignen Seele erfärt, physikalisch durch die Atmosphäre zu erklären — er gesteht, indem er diß versucht, nur seine Ohnmacht, nur die Ohnmacht aller Menschen ein, die oft so groß sein und so hoch, so fest stehn wollen und gleich darauf vom geringsten Anstoß auf eine andere Bahn gelenkt werden. So gesteht er denn auch unverholen seine Niderlage ein: er hat gehofft, sie zu überwinden und muß sich selbst sagen, wie peinlich es für ihn sein würde, wenn sie jetzt hereinträte, muß bekennen, daß keine schärfere Strafe für sein frevelhaftes Eindringen in das stille Heiligtum ihn treffen könnte, als die Scham und Verlegenheit, in die ihn ein solches Begegnen bringen würde. Auf den Knieen würde er sie um Verzeihung bitten, dahin schmelzen würde all sein Hochmut, vor der unbewusten demütigen Hoheit dises einfachen Mädchens würde ihm seine eingebildete Größe lächerlich vorkommen, wie er sich denn selbst jetzt schon deswegen verspottet.

Es ist kein Zweifel: ein neues göttliches Leben ist hier wider dicht an Fausts Seele herangetreten, so daß er ihm nicht mehr ausweichen, sich seinen Einwirkungen nicht mehr entziehn kann. Aber gerade in dem Augenblick, in dem er sich arm und klein fült, was der Anfang eines neuen Lebens sein würde, tritt Mephistopheles herein. Satan kann sein Opfer nicht länger in Umgebungen laßen, die ihm dasselbe villeicht entreißen könnten, darum treibt er Faust weg. Es würde auch den gegen Gretchen geschmiedeten Plan vor der Ausfürung im Keime zerstören, träfe sie ihn hier — aber Satan dringt so eifrig auf das Weggehn, daß wir wider die Furchtsamkeit des Höllenfürsten belächeln müßen dem hilflosen Mädchen gegenüber. Aber es sind eben die Kräfte des Himmels, die das schwache Mädchen begleiten, welche Mephistopheles schrecken, es sind die Kräfte des Himmels, welche Faust von diser Schwelle wegscheuchen, wie einen Verbrecher, es

sind die Kräfte des Himmels, die ihm den unwillkürlichen Ausruf entlocken: ich kehre nimmermehr! Seine kurze Selbstbetrachtung hat ihm wenigstens so vil gezeigt, daß er in disen engen Raum nicht passt, sie hat ihn schaudern laßen vor der frevelhaften Absicht, den stillen Friden dises zufridenen Lebens zu stören. Er kann nicht hoffen, sich je im rechten Geist der Demut, der Stille, in disen kleinen Kreiß zu fügen — darum will er lieber fliehen. Thäte er es nur, es wäre Heil für ihn und sie!

Mephistopheles aber ist seines Opfers zu gewis, um auf dise Worte großen Wert zu legen: er weiß, Faust ist von seiner Leidenschaft zu sehr gebunden, um entfliehn zu können, seine jetzige Aeußerung ist nur von einer rasch vorübergehenden Stimmung erzeugt. Ohne also auf den Entschluß Fausts nur ein Wort zu erwidern, beginnt er im Tone eines Dieners, der einen Auftrag ausgefürt hat, zu referieren, daß er ein Geschenk für Gretchen herbeigeschafft hat. Er hofft, daß dises Kästchen schwer genug sein wird, um die zarten Fäden, mit denen Faust umsponnen ist, zu zerreißen und ein Netz um Gretchen zu ziehn. Satan gesteht ehrlich, daß der Ort, wo das Kästchen stand, zu dem, wohin es gestellt werden soll, wenig passt, er gesteht, daß er nicht lange fragte, als er es nahm, er will dadurch Faust prüfen, ob er für mein und dein noch gleichgiltig ist, oder ob die Einwirkung von Gretchens „Dunstkreiß" schon so stark ist, daß er das ungerechte Gut zurückweist. Durch eine bestimte Versuchung sucht Mephistopheles die Eindrücke von Gretchens stillem Zimmer auszulöschen: Faust soll mit eigner Hand das Kästchen in den Schrein Margaretens stellen, damit er der Verfürer ist und damit auch sie durch ein Geschenk von seiner Hand leichter verfürt werde. Faust zögert; da sucht Satan in ihm die frühere wilde Sinnlichkeit wach zu rufen: ihr sollen die Sinnen vergehn von Staunen über die Pracht des Geschenkes, damit sie Faust leicht in die Hände fallen kann. Satan ist gar dienstfertig, er schwört sogar, der Lügner, daß er seine Sache gut gemacht habe, er versichert sein Schmuck würde selbst eine andere gewinnen, die solchen Glanz gewont sei

und als Faust immer noch zögert, sucht er der ganzen Sache eine unschuldigere Seite abzugewinnen: Gretchen ist doch nur ein Kind und wird kindlich und kindisch mit den kostbaren Sachen spielen, ohne ihren Wert zu ahnen. Damit gewinnt Mephistopheles den Zweifelnden: Faust denkt, villeicht könne wirklich das Geschenk nicht vil schaden; haben sich die Himmelskräfte, die in und um Gretchen walten, an ihm selbst so stark erwiesen, wie solten sie durch eine solche Kleinigkeit erschüttert werden? Aber ein Geschenk vom Teufel? Faust schwankt, er ahnt Verderben und Unglück. Aber mit einem, der erst einmal schwankt, hat Satan gewonnenes Spil. Er schreckt ihn damit, daß sie nicht vil Zeit zum Fragen haben, wenn Gretchen sie nicht hier antreffen soll, er höhnt ihn, ob er villeicht das Geschmeide aufheben wolle, er, der in seinem hohen Gedankenflug und jetzt in seiner Leidenschaft zur Rolle eines Fafnir sich schlecht eignet. Satan ist seines Erfolges so gewis, daß er, im Falle Faust den Schmuck behalten will, ihm rät, die ganze Sache zu unterlaßen, eine Aussicht, die Faust auch wider geneigter machen muß, den Schatz da zu laßen. Mephistopheles sucht ihn darauf hinzuweisen, wie vergeblich sie sich manchen Tag abmühen würden, Gretchen zu gewinnen, wenn nicht auf dise Weise vorgearbeitet werde. Die „liebe schöne Tageszeit“, Gott gibt sie, aber Satan misbraucht sie, um Seelen zu gewinnen, zu verderben und der Hohn darüber ligt eben in disen schönen Worten. Als Mephistopheles immer noch keinen rechten Erfolg seiner Rede siht, sucht er Faust bei der Ehre anzugreifen: wie er seinen Mut in Zweifel zog, als er die Flamme trinken solte, so sucht er seine Freigebigkeit jetzt in Zweifel zu ziehn und ihn des Geizes zu beschuldigen. Das wirkt einigermaßen — der Teufel ist halb aus Angst vor Gretchens Rückker, halb aus Aerger über das drohende Mislingen seiner Absichten, unruhig geworden: er möchte gar zu gern, daß Faust das Kästchen selbst in den Schrein stellte. Aber als er siht, daß dazu Faust nicht zu bringen ist, greift er endlich selbst zu: Faust hat wenigstens durch eine Mine den albernen Vorwurf des Geizes zurückgewiesen —

das genügt Satan, er stellt das Kästchen selbst an seinen Platz indem er in allen „freien Künsten“ wol bewandert, ohne Mühe das Schloß öffnet. Nun aber ist die höchste Zeit, wenn sie Gretchen nicht begegnen wollen, Mephistopheles nimmt schleunigst Reißaus und reißt Faust mit sich fort. Verwundert siht er den Träumenden an: heute Morgen war er so hitzig, daß er selbst Satan überflügelte und jetzt? Es ist alles geschehn, um die Erfüllung seines wilden Begehrens von heute Morgen anzubahnen, um Gretchen zu gewinnen — aber es scheint ihm gar nichts mehr daran zu ligen, im Gegenteil zeigen seine Minen deutlich, daß er das geschehene bereut, wenn er auch zu schwach ist, es zu widerrufen und zu ändern. Satan aber siht den tiefen Grund wol ein: Faust sehnt sich im stillen nach einem solchen Friden, wie er ihn hier gesehn hat in stillem Raum, sehnt sich heraus aus dem teuflischen Müßiggang nach Arbeit, deren Segen er heute so deutlich gesehn hat. Da weiß Mephistopheles einen Riegel vorzuschieben: wolltest du zurück in den engen Raum, in dem du dich einst wol fültest, zu deinem Beruf, du müstest wider mit Dingen, an die du selbst nicht glaubst, deine Schüler hinhalten, du müstest wider an dem Bau der Wißenschaft, den du verachtest als todt, als leblos, arbeiten. Die Physik hat dir nicht aufgeschloßen „was die Welt im innersten zusammenhält“ und die haltlosen Speculationen der Metaphysik haben für dich, der du eben jetzt „des Lebens goldnen Baum“ kennen lernen willst, nichts anziehendes mehr. — Satans Gerede macht auf Faust wenig Eindruck, er muß ihn fortstoßen und wenn nicht Gretchen sich in der Küche aufhielte, um ihr Lämpchen anzuzünden, die Gesellen würden villeicht durch Fausts Zögern von ihr ertappt. So aber fliehn sie nur zu glücklich für Satans Absichten!

Margarete weiß nicht, wer da war, aber indem sie mit dem Lämpchen hereintritt, das den halbdunkeln Raum woltuend erhellt, den eben Satans leises, aber heftiges Gemurmel unheimlich durchtönte, merkt sie doch, daß im Finstern der Fürst der Finsternis

sein Spiel hatte. Sonst ist ihr so wol, wenn sie in das kleine aber heitere und reinliche Zimmerchen zurückkommt — heute ist ihr die Luft drückend. Es ist nicht bloß die Ahnung zukünftigen Unheils, die ihre Brust beklemmt, es ist eine ganz bestimte Empfindung, die wir oft bei widerlichen Menschen haben, daß wir sie uns gern „drei Schritte vom Leibe“ halten, um auch von ihrem Atem nicht getroffen zu werden. Dise natürliche Empfindung hat der Dichter hier vortrefflich benutzt, um uns den tiefgreifenden Gegensatz von Himmel und Hölle recht nahe zu legen: Höllenqualm ist in der Stube und läßt die Reine, die freie Gotteslust gewohnt ist, nicht aufatmen. Natürlich ist dise dumpfe Luft nicht, das fült Gretchen wol: draußen ist es eher frisch. Aber auch das Oeffnen des Fensters hilft nicht, es wird ihr noch unheimlicher, sie fült sich unheimlich in den vertrauten Räumen, sie fült sich schutzlos einer Gefar gegenüber, die ihr gespenstisch droht und von der sie doch kaum eine Ahnung hat, sie möchte wie ein Küchlein unter der Henne Flügel, bei ihrer Mutter Schutz suchen. Aber gerade heute, wo sie sich nach ihr sehnt, ist die Mutter nicht da und um so schauerlicher wird ihr die Einsamkeit, es ist ihr als müßen Gespenster aus jeder Ecke kriechen. Vergebens sucht sie sich durch Zureden von der Angst zu befreien und sich die Thorheit ihrer Furcht einzureden, sie ergreift endlich das Mittel, das schon so manche Angst und Sorge gelindert hat, sie singt. Sie singt das wunderbar einfache und doch so ergreifende Lied von der Liebe des Königs, von der Liebe bis zum Tod. Wir haben diß Lied in seiner Schönheit schon in der ersten Vorlesung kurz beleuchtet: es behält seinen Wert auch losgelöst aus dem Zusammenhang, in dem es hier steht, weil es unmittelbar verspricht, unmittelbar verständlich ist. Seine weltumfaßende Bedeutung aber hat es nur hier. Das Ideal der Liebe wird hier in leisen Strichen gezeichnet, die Liebe besingt diß Lied die ein ganzes Leben hindurch ungeschwächt dauert, die durch alle Freuden dieser Welt, in denen wir doch sonst alles vergeßen, ungemindert hindurchklingt, die Liebe,

deren Andenken noch das höchste Gut des Sterbenden, das höchste Gut eines reichen Königs ist. Aber diß Ideal der Liebe, wo findet es sich auf der armen Erde? Das Lied antwortet: Nur da, wo die Liebe „Minne“ ist, um das herrlichste Wort unserer Sprache hier anzuwenden, wo sie verklärt ist zum Andenken, zur Erinnerung, wo sie alle Leidenschaft ausgestoßen hat, weil der Geliebte — todt ist. Arme Welt! Arme Erde! Da nur, nur an den Gräbern findet sich die ganz reine Liebe, die „jeden Zeugen menschlicher Bedürftigkeit“ ausgestoßen hat. Armes Gretchen! lägest du reine Perle nur auch unter dem grünen Rasen, lägest du auch im kühlen Schoß der Erde, wie die Buhle des Königs, es wäre beßer für dich und ihn, an den du wenn auch nur leise denkst. Dnn würde deine Liebe villeicht ihn zurückrufen von seiner finstern Bahn, und um dort wenigstens mit dir vereinigt zu sein, dir nachgehn auf deinem Wege. Und wenn er dich vergäße, du würdest ihn nicht vergeßen, so wenig wie der König von Thule sein Lieb vergaß: du treue Seele würdest ein ganzes Leben hindurch das Andenken an deine erste, deine einzige Liebe bewahren, kein Leid, keine Freude dieser Erde würde es auslöschen. — Aber ihr armen, ihr lebt beide! Warmes Blut rollt in euern Adern, wirft die Liebe ihre Fackel hinein, kann es siedeheiß glühen und die Liebe, die am Grabe ein mild verklärendes Licht ist, wird eine freßende Flamme, die euch beide verzehrt, dich und ihn. Wehe den Lebendigen! Nur die Todten läßt die Liebe ruhn, nur die Liebe zu den Todten ist rein. Die leisen, zarten Klänge verhallen, Margarete hat durch des Liedes Töne die trüben Ahnungen verscheucht — aber in uns, die wir die Tragödie lesen, sollen solche Ahnungen geweckt werden durch diß Lied, das will der Dichter. Nicht umsonst läßt er dises Lied mit dem Tode beginnen und mit dem Tode schließen; diser ernste Ton soll uns nicht verlaßen durch all die folgenden Scenen hindurch, in denen manches eher auf einen fröhlichen Ausgang schließen laßen könnte. Wer leise hört, der hört in disem Lied

das erste dumpfe Summen der Todtenglocke, die Gretchens letzten Gang vor seinem Ende begleitet, der findet hier, in diesem einfach zarten Lied die erste Hinweisung auf den tragischen Schluß des Ganzen.

Noch freilich scheint das stille Leben Gretchens unerschüttert, troz des Begegnens heute Morgen, troz Satans Besuch — endlich, wie sie von Jugend auf gewöhnt ist, seit sie für sich selbst sorgen gelernt hat, räumt sie, wie jeden Abend, ihre Kleider ein — da fällt ihr Blick auf Satans Angel, die er hier zurückließ. Satan, mit der Kindesnatur wol bekannt, die durch den ersten Blick, durch das Aeußere angezogen wird, hat Sorge getragen, auch das Kästchen elegant auszustatten, in dem der Schmuck ist und so Gretchens Seele für den Hauptschlag empfänglich zu machen. — Anfangs wirkt der unheimliche Eindruck, den Gretchen beim Eintreten empfieng, noch nach: sie weiß, daß sie ordentlich, wie immer, den Schrein verschloßen und nach Frauen Art sich dann noch einmal überzeugt hat, ob er auch wirklich zu sei, wenn gleich wenig Stehlenswertes darin war. Sie schüttelt den Kopf: es ist doch wunderbar! Aber die Neugir, das Erbteil aller Töchter Evas —

denn so sint alle Even kint
diu nach der Even geevet sint

sagt Gotfrid von Straßburg — läßt alle Ueberlegungen, läßt das warnende Angstgefül verschwinden. Was mag wol drinne sein? Wie natürlich ist dise Frage bei einem verschloßenen Kästchen. Sie sucht sich rasch das wunderbare Ereignis, daß das Kästchen in den verschloßenen Schrein gekommen ist, zurechtzulegen: ihre Mutter, die ja auch einen Schlüßel zu dem Kasten hat, kann es hineingestellt haben, um ein kostbares Pfand sicherer aufzuheben. Hier finden wir einen Zug, mit dem der Dichter uns vorbereiten will auf das zukünftige. Er hat es mit sicherm poetischen Takt vermieden, uns Gretchens Mutter im Drama als mithandelnde Person vorzuführen; wäre sie wie Gretchen, sie würde den Ein=

druck schwächen, den das liebliche Kind auf uns macht, eben dadurch, daß es allein steht mitten unter Teufeln; wäre sie anders wie Gretchen, hätte der Dichter die Mutter, die „gar zu genau" ist, uns so vorgefürt, es würde wider nicht passen: Gretchen würde uns dann als eine Ausnahme, als eine seltene Erscheinung vorkommen, während der Dichter sie uns gerade als naturwüchsig hervorgesproßt aus engem Kreiße, als vaterländische Blume, nicht als Treibhauspflanze zeigen will. Aber hier weist uns der Dichter ganz von fern auf einen Charakterzug von Gretchens Mutter hin, auf den zum Verständnis des folgenden notwendig hingewiesen werden muste. Gretchen hat bei ihrer Mutter, die allzu besorgt ist, den beiden Kindern ihr kleines Erbe zu mehren, den Wert des Geldes, den Wert von Schmuck und Kostbarkeiten kennen lernen, sie hat gelernt, wie vil der Reichtum gilt in der Welt und wie bitter die Armut ist, die zum Verpfänden zwingt. Sie hat villeicht ihrer Mutter bei solchen Geschäften schon geholfen und sie ist darum nicht übermäßig zu tadeln, wenn sie das Kästchen aufschließt. Wozu hängt denn sonst das Schlüßelchen daneben? Halb sich entschuldigend ob des Wagnisses sagt Gretchen: ich denke wol, ich mach es auf, und die That begleitet das Wort. Verwundert siht sie den Reichtum, der von den ärmlichen Kleidchen die daneben liegen seltsam absticht. Ergreifend ist ihr Ausruf: Gott im Himmel! Ja Gott im Himmel schütze dich, dessen Namen deine Seele in unbewuster Angst anruft! Wie zu einem unsichtbaren Zeugen sagt sie: Schau! und wir müßen schauernd daran denken, daß Satan unsichtbar sich über die Knieende beugt und sein flammendes Auge mit ihr wohlgefällig auf dem Glänzen der Steine ruhen läßt. Gretchen denkt, in ihrem Leben habe sie schon manches kostbare gesehn. Aber die kleinen Kostbarkeiten, die sie in kindlichem Sinn für etwas großes gehalten, verschwinden vor disem Schmuck, den sie gleich ziemlich richtig schätzt. Aber kaum hat sie die Edelfrau genannt, für die der Schmuck eigentlich passe, so regt sich die Lust an den Herrlichkeiten. Das Glänzendste ist

die Halskette, sie möchte gern sehn wie die ihr stünde; durch die Frage: wem mag die Herrlichkeit gehören? verrät sie unbewust den Wunsch, sie zu besitzen, den sie offen ausspricht, als der kleine Spiegel ihr zeigt, daß auch sie, die doch kein Fräulein ist, das funkelnde Geschmeide nicht übel kleidet. Aber sie ist bescheiden, nur das geringste, die Ohrringe wünscht sie sich. Unwillkürlich wirft sie das Köpfchen zurück und wolgefällig sich betrachtend, bemerkt sie selbst den stolzen Ausdruck, den ihr demütiges Gesichtchen angenommen hat. Und indem sich so die Eitelkeit bei ihr einschleicht, beginnt auch eine leise Unzufriedenheit mit ihrem Stand, mit ihrer Armut sich zu regen: sie fült, daß ihre Schönheit doch anders gelobt werden würde, wenn sie disen Schmuck trüge. Jetzt werden ihr wol auch Lobsprüche gespendet, aber ein: „Schade daß sie arm, daß sie niedern Standes ist“ hat sie wol gehört oder den Minen der Lobenden abgemerkt. So vergißt sie, daß sie in ihrer Armut und Demut keines Schmuckes bedarf, sie vergißt, daß selbst die Gesellen ihres Bruders sie nur um ihrer einfachen Lauterkeit willen über alle andern stellen. Sie schließt mit einem kurzen Seufzer, den der Dichter durch das veränderte Versmaß trefflich als solchen bezeichnet hat. Ja, es ist wahr, daß alles in der Welt nach Gold drängt, alles auf Reichtum ankommt — aber sind die Armen zu beseufzen, welche von diser Mammonsknechtschaft nichts wissen? Sie sind glücklicher als die Reichen, deren Herzen der Mammon kalt und steinern macht. Gretchen aber vergißt ihren innerlichen, verborgenen Reichtum, vergißt, daß sie bis jetzt eben nur glücklich gewesen ist, weil sie nicht mit dem großen Haufen Geld für das einzig wünschenswerte gehalten hat. Sie hält sich für unglücklich, weil ihr der Mammon felt. Damit ist der erste wenn auch leise Anfang gemacht, die reine Seele von ihrem bisher unverrückt verfolgten geraden Wege abzubringen und abermals steigt eine Ahnung des tragischen Ausgangs in uns auf: ein Schritt dem Satan entgegen, und wenn er noch so unbedeutend wäre, kann in seine Klauen führen!

Diser Schluß unserer Scene soll uns wider daran erinnern, daß wir eine Tragödie, nicht eine schale Liebesgeschichte vor uns haben. Schmach aber über die, welche über diese tieftragischen Scenen mit ihrem wunderbaren Reichtum verschiedenster Beziehungen, stoffhungrig, wie über einen alltäglichen Roman hinweglesen und so das höchste, was unser großer Dichter geleistet hat, mit Füßen treten!

3. Das verschmähte Geschenk.

Wie der Dichter nach der Osternacht uns aus dem engen Studierzimmer Fausts heraus in die freie Natur fürte, dort uns die stille Arbeit des Gottesgeistes am Menschenherzen, hier offen und frei zeigte, wie Faust sich zu diser Arbeit stellt, so auch hier. Aus Gretchens Kammer fürt er uns hinaus auf den freien Spaziergang, abermals der Sache ganz angemeßen: Satan arbeitet im Geheimen, wenn er eine Seele fangen will, offen aber tritt es dann hervor, ob sein Mühen einen Erfolg gehabt hat oder nicht — Faust hat wider den Sturm seiner Gefühle nicht in den engen Raum des Hauses, der Stube bannen können, er hat hinaus gehen müßen unter den freien Himmel, aber er stürmt, er jagt nicht, er ist offenbar ruhiger geworden — noch immer wirken die Himmelskräfte aus Gretchens Umgebung in ihm fort. Werden sie sigen? Wir hoffen es, indem wir Faust sinnend auf und abgehn sehn, wir hoffen es, indem wir Satan, wütend ob seiner Niderlage herbeistürzen sehn, wir ahnen noch nicht, so wenig wie es Faust, wie es Gretchen ahnt, daß dise Niderlage Satans ein Sieg für ihn werden wird. Satan aber sucht gleich durch sein erstes Wort einen zweiten Angriff auf Gretchens Ruhe herbeizuführen: nicht umsonst schwört er bei aller verschmähten Liebe, nicht umsonst stellt er die verschmähte Liebe mit der Höllenpein zusammen und bezeichnet sie noch einmal besonders als die ärgste Qual: er möchte gern durch sein tolles Gebaren, durch sein Fluchen und Toben in

Faust den Aerger erregen, daß es dem glänzenden Geschenk nicht gelungen ist, Gretchens Unschuld zu untergraben. Zugleich aber erbittert ihn die Niederlage, die ihm ein schwaches Mädchen beigebracht hat, auf das höchste: Satan möchte gern, wie ein Menschenkind, durch Fluchen seinem Zorn Luft machen, aber die menschlichen Flüche, welche vorübergehende Leiden wünschen, was sind sie gegen den Einen furchtbaren Fluch: beim höllischen Elemente! Neben dem Grauen ewiger Pein erscheint der schreckliche Fluch, die schrecklichste Strafe der Erde zu gering als daß Satan noch einen Fluch hinzufügen sollte. Aber Satan schweigt auch noch aus einem andern Grunde — er kann, er darf denen nicht fluchen, die seinen Angriff zurückgeschlagen haben und über die deshalb immer noch Gott seine Hand hält. Könnte er, dürfte er fluchen, hätte sein Fluch irgend welchen Erfolg, wie würde er sich rächen! aber er kann nicht und die furchtbare, zähneknirschende Wut über dise Ohnmacht kann Satan nicht unterdrücken. Und Faust? Wie sind doch die Rollen so ganz umgetauscht durch die bloße Berührung des „Dunstkreißes“ von Gretchen! Weit entfernt sich durch Satans halb aufrichtige, halb verstellte Wut in Flammen setzen zu laßen, spricht er vielmehr verächtlich, halb spottend zu ihm und vergleicht die verzerrten Fratzen, die Satan schneidet, die unheimlich raschen Bewegungen, welche ihn der Ingrimm machen läßt, mit den Bewegungen eines Kolikkranken. Aber doch graust ihm vor dem unheimlichen Gesellen, er unterbricht seine spöttischen Fragen selbst mit dem Ausruf: So kein Gesicht sah ich in meinem Leben! Wie könnte sich auch in einem Menschengesicht die Teufelswut abspiegeln über eine den Schlingen entzogene Seele? Wie könnte auf einem Menschengesicht neben diser Wut zugleich das unheimliche Lauern auf einen neuen Angriff sich malen? Troß des Grauens aber, das Faust ausspricht, ist er immer noch so ruhig, daß Mephistopheles noch einmal ansetzt, um ihn in Flammen zu setzen. Halb scherzend ruft er aus: Ich möchte mich gleich dem Teufel übergeben,

Wenn ich nur selbst kein Teufel wär!

aber es überläuft uns eiskalt bei disen Höllenschmerzen: Satan hat nichts ärgeres gewust, als das Höllenfeuer, um fluchen zu können. — Es gibt noch etwas eben so arges und er nennt es hier: das ist der Seelenzustand derer, die mit Bewustsein in das Höllenfeuer hineinrennen, sich dem Teufel übergeben können. Und Satan spricht das hier offen aus in Gegenwart des Unglücklichen, den die Verzweifiung zu disem Schritt getrieben hat! Der Dichter erinnert uns aber durch disen Teufelsscherz wider daran, daß Faust sich dem Teufel verschrieben hat und troz all den beßern Regungen, welche jezt durch seine Seele gehn, untergehn muß, er erinnert uns also wider an den tragischen Ausgang des Ganzen, und er muß uns daran erinnern, gerade weil Satans Niderlage uns einen beßern Ausgang hoffen läßt, damit uns der Faden der Tragödie nie aus den Augen verschwinde.

Faust überhört die Warnung, die unwillkürlich Satan entschlüpft ist, er hört nur das tolle Geschwätz, daß der Teufel sich dem Teufel ergeben will, wider höhnend bezeichnet er ihn als Wahnsinnigen; gewohnt, daß Satan eiskalt ihm, dem stürmischen gegenüber steht, spottet er, daß der so tobt, der im Getümmel von Auerbachs Keller ruhig blieb, als der Wein alles erhizte, der seinem wüsten Drängen nach Genuß noch vor kurzem berechnete Ruhe entgegen sezte. — Nun muß Mephistopheles sich näher erklären um seine Wut zu rechtfertigen und den Hohn abzuwendrn. Zugleich aber hofft er durch die Art und Weise seiner Erzälung Faust wenigstens etwas zu erhizen. Bei der kurzen Angabe dessen was geschehn ist, die er vorausschickt, soll Faust, wie Satan hofft, in Zorn aufbrausen — aber es geschieht nicht: Faust bereut halb und halb das geschehene, er bereut, daß er den Seelenfrieden zu stören angefangen hat, der so wunderbar auf ihn selbst wirke: Satan beginnt jezt eine ausführliche Erzälung seiner eigenen Niderlage, theils um seiner Wut Luft zu machen, teils um sie auf Faust zu übertragen. Gretchen hat so lange mit dem Schmuck

wolgefällig getändelt, bis die Mutter spät in der Nacht zurückkam. Eifrig besorgt für die Seelenreinheit der Tochter fürchtet die sorgsame Mutter, daß Gretchen sich bereits um einen so hohen Preis dem Teufel verhandelt habe. Gretchen, um ihre Unschuld zu bekräftigen, versichert auch ihrer Mutter gegenüber mit gutem Gewißen, daß sie den Schrein wirklich und gewiß verschloßen habe, und daß trotzdem ohne ihr Zutun der Schmuck darin gewesen sei. Da „fängt es der Mutter heimlich an zu grauen": sie fängt mit der Tochter an zu glauben, das könne nicht mit rechten Dingen zugehn. Ihr einfacher Sinn sagt ihr, daß so kostbare Geschenke nicht umsonst, am wenigsten armen Leuten gegeben werden; ihr christlicher Sinn, durch tägliche Gebetsübung gestärkt und lebendig erhalten, sträubt sich aber dagegen, durch Sünde Reichtum zu erwerben. Nur das rechtmäßig, durch Mühe und Arbeit erworbene Eigentum lobt sie, nicht plötzlichen unerwarteten, unerklärlichen, wenn auch mühelosen Gewinn. Was sie besitzt, es ist einfach, fast ärmlich, aber durch langen Gebrauch von Generationen, durch ehrwürdige Erinnerungen geheiligt — diser Schmuck kommt aus den Regionen der Gesellschaft, wo die „profane" Gesinnung herscht, die alles nur nach dem äußerlichen Wort, nicht nach dem innern schätzt, die mit den Geräten und Kleidern nicht verwachsen kann, weil sie keine Liebe zum Besitz kennt, weil sie keine Arbeit kennt, die den Besitz allein lieb und wert macht. Und dise Kostbarkeiten sind so unheimlich in die kleine Wohnung gekommen, in die sie nicht passen! All dise Erwägungen laßen in der Mutter, der um ihrer Tochter Seele bangt, auch nicht den mindesten Schatten von Habsucht, ja nicht einmal das einer Frau so verzeihliche Wolgefallen an dem schönen Schmuck aufkommen. Sie überlegt sich die Sache lange: dem ursprünglichen Eigentümer kann sie das Geschenk nicht widergeben, denn er will unerkannt bleiben; ihr Eigentum aber soll der Schmuck sein, sonst würde ihn der Geber nicht so sorgsam in den Kasten gestellt haben. Können die Beschenkten ihn nun nicht ruhig behalten? Es hängt doch von ihrer Seite noch keine Sünde daran. Aber der gesunde christliche Sinn läßt

Gretchens Mutter dise Versuchung zurückweisen: es würde doch immer noch ungerechtes Gut sein, weil es nicht mit der Hände Arbeit erworben ist. Warnend erhebt sie die Stimme zu ihrem, wie sie siht halb schon gewonnenen Kinde: ist auch für jetzt noch für uns keine Sünde mit der Abnahme des glänzenden Geschenks verbunden, es „befängt doch unsre Seele“, es werden Leidenschaften in uns rege, Eitelkeit, Putzsucht, Hochmut, die uns ins Verderben stürzen können; durch die Annahme werden wir dem Geber verpflichtet und wer weiß, wie er unsere Dankbarkeit benutzen wird. Wir sind bißher froh, gesund und glücklich gewesen ohne disen Reichtum, wir werden es auch ferner ohne ihn sein — aber wir wißen nicht, ob wir noch ferner zufriden fortleben können, wenn wir ihn besitzen, wir wißen nicht, ob das heimliche verzehrende Gift der Habsucht, des Geizes sich nicht unser bemächtigt und „unser Blut aufzehrt“, daß wir anfangen zu sorgen und zu kargen und dann bleich und krank über unsern Schätzen sitzen. Darum weg damit! Bleibt es hier, so ist es eine fortdauernde Versuchung für dich, dem Eigentümer können wir es nicht zurückgeben, so wollen wir es der Jungfrau Maria heiligen und mit dem Geschenk all unsere Lust und unser Wolgefallen daran Gott zum Opfer bringen, daß Er uns vor allen Angriffen des Teufels behüte! Und da die Mutter siht, daß ihr Töchterlein nicht ganz einverstanden ist, sucht sie es durch Hinweisung auf den himmlischen geistigen Segen der mit einer solchen Opferfreudigkeit schon ohnehin verbunden ist und auch ferner folgen wird, mütterlich zu locken.

Selbst der Teufel erlaubt sich keine Glosse, diese großartige Gesinnung zu beschimpfen, die unschätzbare Reichtümer dahin wirft um Gottes Gebot zu erfüllen, die sicher in der gewissen Zuversicht dessen was man nicht siht, die Herrlichkeiten diser Welt verachten kann. Die Mutter ist durch die Fürsorge für ihre Tochter in diser Gesinnung bestärkt worden, aber in die Seele ihres armen Kindes ist ein Funke gefallen, der unheimlich nachbrennen kann. Sie hat sich schon so gefreut über ein, wie sie glaubte, so leicht,

so ohne Schuld und Unrecht erhaltenes Geschenk. Gerade, daß es so heimlich gekommen ist macht ihr das Geschenk doppelt interessant; mit weiblicher Neugirde hat sie schon hin und her geraten, wer ihn wol gebracht haben könne, und so bald sie einmal wuste, daß ihre Mutter keinen Teil daran habe, hat sie nur zu richtig die Begegnung am Morgen mit dem am Abend gefundenen Schmuck zusammengebracht und den Geber halb, aber für die eigne Ansicht sicher erraten. Das Wolgefallen an der Person des Gebers vereinig sich mit dem Wolgefallen an dem Schmuck; die Vermutung, daß er aus einem edeln Haus sein müße wird durch das glänzende Geschenk bestärkt; unwillkürlich schätzt sie seine Liebe zu ihr nach dem Werte des Schmuckes, den er ihr dargebracht und sie kann darin nichts unrechtes finden, daß ihr der Unbekannte den Schmuck „so fein" in die Hände zu spielen gewust hat.

Um die bloße Erfindung um den Entwurf einer solchen Scene, wie ihn Göthe hier in einem ironischen Ton von Satan vortragen läßt, könnte mancher Dichter ihn beneiden; schwerlich würde ein anderer Dichter der Versuchung entgangen sein, dise höchst interessante Nebenscene, die uns der erste unserer Dichter hier nur mit wenigen Strichen andeutet, auszufüren. Wie interessant würde die feste Sitte und Zucht, welche die Mutter repräsentiert mit der leise aufsteigenden und überhand nehmenden Lust der Tochter an den unheilbringenden Kostbarkeiten contrastieren, wie lebendig hätte sich der Kampf diser Lust mit dem gewohnten Gehorsam im Herzen Gretchens darstellen laßen — aber unser reicher Dichter verschmäht es, Nebensachen auszufüren: was in dieser Scene Hauptsache wäre, der Sig über Satan, das hört sich beßer aus Satans Mund und thut so größere Wirkung, als wenn es durch andere verschiedenartige Züge verdeckt würde. Wie unser Drama in Form und Sprache gar einfach ist, so bewahrt es auch eine großartige Einfachheit im Festhalten des Hauptfadens. Eine solche Scene zwischen Mutter und Tochter würde zu wenige Beziehungen auf Faust enthalten haben und darum läßt sie Göthe weg.

Ebenso erfahren wir den weitern Verlauf nur aus Satans Mund, obgleich auch dise Scene in der Hand des Meisters vile interessante Züge enthalten haben würde. Tief in der Nacht sind Mutter und Tochter, nachdem endlich ein bestimter Beschluß in Bezug auf des Satans Angel gefaßt worden ist, zur Ruhe gegangen. Kein Gedanke an die Herrlichkeit hat den ruhigen Schlaf der Mutter gestört, während in Gretchens Seele sich die Haken immer tiefer einbohrten und wirre Träume ihr das eigne Bild in Glanz und Pracht vorgaukelten. Der Mutter aber ist es heiliger Ernst mit dem gestern Abend gefaßten Entschluß gewesen: sie wagt nicht, das unheimliche Geschmeide zu berüren und es ihrem Beichtvater zu bringen, sie läßt ihn schon in der Frühe zu sich kommen. Die seltsame Art, wie der Schmuck in Margaretens Schrein gekommen ist, wird ihm ausfürlich erzält, er läßt sich die Edelsteine zeigen und ist nicht weniger verwundert über den Glanz als die Frauen. Aber auch ihm scheint gerade die all zu große Pracht des Geschenkes verdächtig — er muß die Kraft des Glaubens bewundern, die der leisesten Gefar für die Seele ein solches Opfer zu bringen im Stande ist und er lobt dise Gesinnung, die einen so wunderbaren Triumph über eine so gefärliche Versuchung und über eine so unschuldig scheinende Versuchung davon getragen hat. Satan stellt uns natürlich ein Zerrbild des „Pfaffen" hin und legt ihm die inhaltslose Phrase in den Mund: Wer überwindet, der gewinnt. Was man mit einer solchen Opferbereitwilligkeit gewinnt, das kennt Satan freilich nicht und kann es nicht sagen, mag und will es auch nicht sagen, wenn er es gleich wüßte. Noch weiter geht der Hohn, wenn er den Geistlichen selbst von dem guten Magen der Kirche sprechen läßt, der ganze Länder aufgefreßen habe; ist es nicht, als hörten wir den Verfaßer der Broschüre le pape et le congrès über die weltlichen Besitzungen des Papstes reden? Es hat leider Zeiten gegeben, wie das ausgehende Mittelalter, auf welche eine derartige Beschreibung nur zu gut passt, weil die Geistlichkeit in Habsucht und Mammonsdienst versunken war, aber es spricht sich doch in disen

Worten Satans Aerger aus, daß die Schenkungen frommen Glaubens der Kirche die Macht und die äußerliche Stellung gegeben haben, die ihr erst die neuere und neueste Zeit entzog, es spricht sich der Aerger aus, daß sich die Kirche nicht „übergeßen" hat, daß troß der Versuchungen, die äußerliche Macht und Reichtum mit sich brachten, sich immer die Verheißung des Herrn, daß er bei seiner Kirche sein wolle, alle Tage bewärte. Satan ist ingrimmig darüber, daß von den Schätzen der Erde, die ihm dem Fürsten der Welt doch allein gehören sollten, doch auch ein Teil zu Gottes Ehre angewendet ist, er ist ingrimmig namentlich darüber, daß gerade von dem ungerechten Mammon so manches zur Büßung der Sünde dahingegeben worden ist, um Kirchen und Schulen zu Gottes Ehre zu erhalten und daß der Fluch dises ungerechten Gutes der den Besitzer traf, doch so wenig Einfluß auf die Kirche gehabt hat. Satan hat nicht Unrecht: die Kirche kann allein ungerechtes Gut verdauen, der Staat wenigstens kann es nicht, wie die zerrütteten Finanzzustände der modernen Staaten beweisen, die durch Confiscation von Kirchengut sich haben bereichern wollen.

Mephistopheles hält inne; er hat dise Beschreibung doch zu schön gemacht als daß sie ohne Einfluß auf Faust sein könnte, mit lauerndem Auge siht er ihn an: ist denn gar keine Spur von Aerger über den mislungenen Plan zu sehn? Aber auf Faust hat Satans Carrikierung, die ihn der Aerger und die Scham über die Niderlage übertreiben ließ, den entgegengesetzten Eindruck gemacht: es ist ihm unangenehm, den Mann verspottet zu sehn, dem Gretchen offenbar so viles Vertrauen schenkt. Statt in Satans Hohn einzustimmen, antwortet er vilmehr mit einer directen Replik auf das, was der Spötter gesagt hat. Die Kirche hat in Gottes Namen gar manches irdische Gut empfangen und angewendet, aber in des Teufels Namen hat doch so mancher Eroberer, so mancher Börsenfürst unrechtes Gut in so unendlicher Menge verschlungen, daß dagegen alle Geschenke, welche die Frömmigkeit der Christen der Kirche schenkte, in Nichts verschwinden. Mephistopheles, heimlich erbittert, daß seine Darstellungskunst so wenig

gewirkt hat, überhört den Stich und macht, daß er mit seiner Erzälung zu Ende kommt. Wütend, daß der Reichtum umsonst verschwendet ist, zält er die einzelnen Stücke des Schmuckes auf, grimmig berichtet er von der Gleichgiltigkeit mit der der Beichtiger das ungeheure Opfer einstrich: er selbst hat den Schmuck unter vilen andern als das kostbarste aus seiner Verborgenheit herausgesucht und der „Pfaffe“ hat ihn genommen, als fände man dergleichen alle Tage, wie Schwämme in den Wäldern. Und wenn er sich noch bedankt hätte! Aber diser Eine Zug verrät uns, gegen Satans Willen, daß Gretchens Beichtvater den Hohn der Hölle nicht verdient: ein habsüchtiger Pfaffe wie das 14. und 15. Jarhundert solcher Exemplare nur zu häufig aufweist, ebenso wie die Zeit des todten Glaubens und des Unglaubens in unserer Kirche, würde sich gewis in Dankesversicherungen erschöpft haben, die nur zu klar seine Habsucht verraten hätten. Der Geistliche aber, dem Gretchen und seine Mutter ihr Vertrauen schenkten, ist einer von den wenigen, die mitten in verderbter Umgebung wahre Hirten ihrer Schäflein sind, und es beweist wider die Echtheit der Frömmigkeit, die in Gretchens Hause herscht, daß sie sich zu einem solchen aufrichtigen Seelsorger, nicht zu einem hoffärtigen Pfaffen halten. Der Beichtiger dankt nicht, entweder weil er selbst, dem irdischen abgewendet, doch nicht recht weiß, welchen Wert das Geschenk hat, oder weil er es für beßer hält, keinen Wert darauf zu legen, damit die Opferbereitwilligkeit nicht etwa Gretchens Mutter gereuen möge, wenn sie aus den Dankesäußerungen ihres Geistlichen erst erfüre, wie vil sie verschenkt hat. Satan aber, der den Wert vor allem nur nach äußerlichen Maßstäben mißt, der alles gar genau abwägt und taxiert, kann sich in solche Gesinnung und Handlungsweise nicht finden: der Beichtvater hat wirklich getan als wenn man dergleichen Dinge wie Nüße von den Bäumen schüttelte und Körbe voll nach Hause trüge. — Dem scharfen Auge des frommen Seelsorgers wird der geheime Zug von Unzufridenheit auf Gretchens Angesicht nicht

entgangen sein: spiegelt sich doch jetzt noch auf ihrem hellen Gesicht jede Regung ihres innern ab, kennt sie doch keine Verstellung. Noch einmal weist er deshalb, wie die Mutter den Abend vorher, auf die himmlischen Güter und ihren ewigen Wert hin, gegenüber den irdischen Schätzen, die Motten und Rost freßen und die Diebe nachgraben und stelen. Er richtete seine Rede, wie Satan erzält, an beide, an Mutter und Tochter und nach Satans eignem Geständnis ist dise treugemeinte Warnung nicht ohne Frucht gebliben; auch Gretchen hat für einen Augenblick die eiteln Gedanken faren laßen und ist — zum letztenmal — zu ihrer gewohnten Ruhe und Zufridenheit zurückgekehrt. Satan aber hütet sich, sie ausdrücklich zu erwänen oder ihren Namen zu nennen, er hält inne und siht Faust wider lauernd an. Faust möchte mehr hören, möchte gern von ihr erzält haben, deren Bild seine Seele erfüllt, aber Satan läßt ihn mit heimlicher Freude zappeln und thut, als wenn er seine ungeduldigen erwartungsvollen Blicke nicht verstünde. Da endlich, als Satan gar nichts weiter sagt, verrät Faust seine Ungeduld, seine kurze hastige Frage verrät, wie vil ihm an der Antwort gelegen ist und Mephistopheles ist dann auch gar geschwinde bei der Hand, dise Frage zu beantworten. Er übertreibt ihre Unruhe, aber im Grunde hat er, wie wir aus der folgenden Scene sehn, gewis Recht. Mit dem Weggang des Beichtvaters gewinnen in Gretchens Seele allmählich wieder die verführerischen Erinnerungen an Faust, wie an den Schmuck die Oberhand: gerade weil sie den Schmuck nicht mehr hat, scheint er ihr villeicht kostbarer, als wenn er noch da wäre und sie sich satt und am Ende müde daran gesehn hätte. Sonst saß sie so ruhig bei ihrer Arbeit, zufriden mit ihrem Loß, jetzt ist dise Ruhe gestört durch Gedanken, die sie hinwegführen aus ihrem engen Kreiß und ihr Bilder von der Herrlichkeit diser Welt vorgaukeln. Sonst war sie mit all ihren Gedanken bei ihren kleinen Arbeiten, die Tag für Tag sich regelmäßig widerholten, jetzt vergißt sie, in ihre Phantasieen versunken, oft das, was sie eben gewollt hat, vergißt, was ihre

Mutter ihr befihlt, während sie früher so pünktlich gehorsam war. Und wie sie bei Tag in ihren kleinen Arbeiten durch dise lockende und dabei so gefährliche Erinnerung gestört wird, so auch bei Nacht in ihrem Schlafe. Wie ruhig entschlummerte sie sonst, ohne Sorgen, ohne große Hoffnungen, ohne Wünsche: jetzt stören sie unruhige Gedanken, Pläne, Einbildungen, die sich um die verlorene Pracht drehen und die sie um so unruhiger machen, da sie vergeblich sind. Und zieht sie einmal ihre Gedanken von dem wegegebenen Geschmeide gewaltsam ab, so haften sie nur um so fester an der noch lockendern Erinnerung an die Begegnung vor der Kirche. Und all disen Gedanken hängt sie nach und weiß nicht, daß die Schlange unter den Rosen lauert, daß es Satan eine entsetzliche Freude macht, zu erzälen, daß er doch nicht ganz verloren hat: die Mutter, die immer „am Gebetbuch schnuffelt“ kann Satan doch nicht mehr gewinnen, um so sicherer aber die Tochter, die so sorglos in die Falle geht. Satan hat endlich einen Punkt gefunden, von wo Fausts Ruhe zu erschüttern ist. Die Liebe macht ihn blind: er vergißt, daß sein Geschenk die wunderbare Ruhe gestört hat, welche er selbst in Gretchens Zimmer empfand, er überlegt nicht, welche Folgen ein neues Geschenk der Art haben kann — er denkt nur darauf, des Liebchens Kummer augenblicklich zu lindern. Fürs erste bleibt er zwar noch ziemlich ruhig; statt, wie Satan zu rasen und zu toben, läßt er es bei einem gelaßenen, aber um so innigern Bedauern bewenden. Schon etwas lebhafter befihlt er Satan ein neues Geschmeide herbeizuschaffen und um ihn dazu williger zu machen, sucht er ihm den Verlust als einen unbedeutenden darzustellen. Das neue soll kostbarer glänzender und folglich des Ideals würdiger sein, dem es bestimt ist. — Sowie aber Mephistopheles merkt, daß Faust leidenschaftlich wird, ändert er sofort sein Betragen: der rasende Teufel wird plötzlich steif und hölzern, er tut, als wenn er sich ärgerte, daß Faust so wenig auf den verlorenen Schmuck gäbe, er stellt sich, als hätte er keine Lust, noch einmal so vil auf einen ungewissen Erfolg zu wagen; das Befehlen ist leicht, meint er, aber

die Ausfürung sucht er dadurch schwieriger darzustellen, als sie ist. Durch diß Mittel erreicht er seinen Zweck: Faust fängt an, den trägen Teufel anzutreiben, dessen Trägheit ihm unbegreiflich ist, er fordert ihn auf, das Geschenk nach seinem Sinn, das heißt natürlich, so glänzend als möglich, einzurichten, er gibt ihm Anweisung, wie er Gretchen gewinnen und einen abermaligen Verlust des Schmuckes, der Gretchen wider betrüben könnte, verhindern soll. Auf das einfachste und ungezwungenste bereiten uns dise Worte: „Häng dich an ihre Nachbarin“ auf die folgende Scene und das Auftreten der Marthe vor. Satan aber steht da noch immer stumm und dumm, heimlich aber sich freuend, daß die Sache wider im Zuge ist, die verloren schien. Da gewinnt Fausts Ungeduld und sein stürmisches Wesen die Oberhand: er schilt den Teufel wegen seiner Langsamkeit. Verwischt ist für jetzt wider der beruhigende Einfluß des Besuches bei Gretchen, es ist der hitzige Faust wider, der wegstürmt, um ungestört von Mephistopheles den Gedanken an seine Liebe nachzuhängen. So werden wir abermals am Schluße diser Scene an das Ende erinnert: ist Faust durch eine so geringe Verstellung von Seiten Satans in Flammen zu setzen, so wird seine angeborne Leidenschaftlichkeit zuletzt doch alle Bande sprengen, ihn selbst und Gretchen ins Verderben stürzen. Diß Ende hören wir auch aus Mephistopheles spöttischer Antwort heraus: wenn sein „gnädiger Herr“ so etwas von ihm verlangt, durch das eine Seele verfürt werden kann, da ist Satan gar eifrig. Sein „von Herzen gerne“ ist dißmal keine Lüge, er geht mit Vergnügen daran der arglosen eine neue Schlinge zu legen, er ist bereit seine Schätze daran zu geben zu disem Zweck, wenn es ihn auch heimlich ärgert, daß er so vil aufwenden muß, um eine einzige Seele zu fangen, da er so vile mit einem Bruchteilchen solcher Reichtümer gewonnen hat. Spöttisch spricht er disen Aerger aus, als Faust weggeht, höhnend nennt er ihn einen Thoren, da er das beste und kostbarste nur gerade für gut hält, seine Geliebte zu schmücken. Satan, dessen ganzes Wesen und Thun im Haße wurzelt, weiß nichts von Liebe, kennt

sie nicht: mit übertreibender Ironie verhöhnt er die, welche die Welt der Geliebten zu Füßen legen möchten; sie machten, sagt er, aus den riesigen Himmelskörpern, wenn sie könnten ein Feuerwerkchen, ihr Liebchen einen Augenblick zu unterhalten. Satan weiß nichts davon, daß eine einzige Seele nach Christi Wort mehr wert ist, als alle Welt und daß die reichsten Geschenke nur ein schwaches Abbild sind davon, daß eines dem andern sich selbst, seine eigne Seele schenkt, er weiß nichts davon, daß die Liebe allen Egoismus aufhebt und das Bedürfnis hat, auf alle Weise zu zeigen, daß sie nichts für sich behalten, nichts haben will, das sie nicht gern dahin gäbe.

So werden wir noch einmal durch das letzte Wort Satans an den Abgrund erinnert, der sich hinter der arglos liebenden auftut, an den Gegensatz, der zwischen der sich treuherzig hingebenden Margarete und der kalt eigennützigen Hölle ist, der sie sich hingibt, indem sie sich nur dem Geliebten hinzugeben meint. Für jetzt zwar scheint Faust, der alles dahin gibt, seiner Geliebten einen leichten Kummer zu ersparen, herausgerißen aus dem Reich des Haßes, der Ichheit, des Eigennutzes, angeweht von dem Hauche der Liebe, die nichts für sich behält — wir hoffen aufs neue für ihn troz seiner erwachenden Leidenschaft, wir hoffen daß Gretchen zum zweitenmal als Sigerin aus der neuen Versuchung hervorgehn werde, die Satan ihr bereitet. Ist ihr doch das erstemal der Sig so leicht geworden, da ihre Mutter ihr treu zur Seite stand. Und der Sig wäre auch möglich, wenn Gretchen wider wie das erstemal, vertrauend sich ihrer Mutter entdeckte: dann würde sie über Satan, der ohne Menschenhilfe nichts vermag, leicht triumphieren. Aber da drängt sich zwischen sie und ihre Mutter die Verführerin, Satan erhält eine neue Verbündete und aus der Niderlage Satans, die uns dise Scene zeigte wird durch das Auftreten der Marthe ein Sig des Teufels, der natürlich nur mit dem Verderben der von ihm besigten enden kann.

4. Marthe.

Am Schluße der vorigen Scene haben wir das Auftreten der Marthe zu motivieren gesucht, indem ohne ihre Hilfe Satan schwerlich Gretchen überwinden würde, wir haben schon früher es hervorgehoben, daß Göthe Gretchens Mutter nicht auftreten läßt und auch hierin ligt ein Grund dafür, daß das böse alte Weib in unsere Tragödie eingefürt ist. Das Ebenmaß verlangt ein weibliches Gegenbild zu Mephistopheles, damit hinter jedem der beiden Liebenden eine unheimliche Gestalt stehe, sie zur Sünde, zum Verderben drängend. Mit vier Personen nur reicht der Dichter aus, sie genügen ihm, uns ein köstliches Seelengemälde, lieblich auf der einen Seite, wie der Tag, schaurig auf der andern, wie die Finsternis vorzufüren. — Aber immer noch könnten zarte Seelen, denen unsere Tragödie zu wahr, zu sehr dem Leben entsprechend, aber deshalb villeicht zu wenig „ideal“, zu wenig „poetisch“ sogar erscheint, fragen: warum hat uns der Dichter denn gerade ein solches Scheusal geschildert? Konnte er es über sich gewinnen, die vollständige sittliche Verdorbenheit zu schildern, konnte er nicht wenigstens etwas mildern? Diß letzte hat Göthe nun allerdings gethan: durch die reichlich eingestreute Komik, mit der der Dichter aber hier, wie im ganzen Stücke, Maß hält, tritt die Entsetzlichkeit eines solchen Charakters, wie Marthe zurück. Aber ich gestehe, daß ich auf solche Fragen, die einen Vorwurf gegen diesen Dichter einschließen, keine vollständig genügende Antwort haben würde, wenn ich nicht den tragischen Ausgang des Ganzen im Auge behielte. Sobald wir disen festhalten, ist die sittliche Verworfenheit der Marthe nicht allein gerechtfertigt, sondern für das Stück unbedingt notwendig. Nicht umsonst hat Göthe der alten Hexe einen Namen gegeben, der dem der Margareta beinahe gleich klingt: es ligt schon hierin eine tiefere Beziehung zwischen den beiden Personen ausgesprochen, als die äußerliche der Verfürerin und der Verfürten. Margarete würde zur Marthe werden, wenn nicht das Gericht Gottes, dem sie sich

übergibt, ihren Lebensfaden noch zur rechten Zeit abschnitte. In der Prophezeihung des sterbenden Bruders:

> Ich seh warhaftig schon die Zeit
> Daß alle braven Bürgersleut
> Wie von einer angesteckten Leichen
> Von dir, du Metze! seitab weichen

ist das mit dürren Worten ausgesprochen. Einst ist Marthe auch wol ein unschuldiges Kind gewesen: sie ist der Verfürung zum Opfer gefallen und von Stufe zu Stufe sinkend, zuletzt das Scheusal geworden, als das sie hier auftritt. Sollte uns also Gretchens Untergang zu furchtbar, zu entsetzlich erscheinen, so werden wir durch Marthens Auftreten immer wider daran erinnert, daß es beßer für Margarete ist, auf dem Blutgerüste zu enden, als zu leben und so tief zu sinken, daß kein „Ist gerettet" über ihr ertönen kann. Ist doch bei Marthe alles Heuchelei, alles Unwarheit; so gleich die ersten Worte, die wir aus ihrem Munde vernehmen. Wir wundern uns, die Alte, die uns in dem Gespräch mit Mephistopheles nur zu deutlich zeigt, wie sie mit ihrem Manne gelebt hat, so liebreich sprechen zu hören. Der Grund aber ligt auf der Hand: jeden Tag um dise Zeit oder Abends besucht sie Gretchen, jeden Tag bereitet sich die Heuchlerin auf dise Zusammenkunft vor. Vor Gretchen mag sie sich nicht in ihrer wahren Gestalt zeigen; auch der ruchloseste Verbrecher möchte gern noch wenigstens eine Seele haben, die ihn für beßer hält, als er ist, auch der ruchloseste Verbrecher kann oft die Scheu nicht überwinden vor der Unbefangenheit und Anfrichtigkeit einer unverdorbenen Kinderseele und sammelt die letzten Reste moralischer Regungen, um seine Verdorbenheit zu verhüllen. So lernen wir wider aus Marthens Benehmen Gretchens Unschuld bewundern, die selbst dise Verworfene noch zum Annehmen eines beßern Scheins bringt. Gretchen glaubt natürlich der Lüge und bewundert villeicht noch die Treue der Verlaßenen, die jeden Tag in Thränen ausbricht aus Sehnsucht nach dem Ungetreuen, sie verfelt gewis nicht, jedesmal die Heuchlerin gutmütig zu trösten.

Marthe weiß, daß Gretchen auch heute sich einstellen wird, um ein Stündchen zu plaudern und villeicht horcht die kleine Neugirige, ehe sie eintritt, an der Türe — da muß die alte Lügnerin natürlich so mild wie möglich von ihrem davongelaufenen Mann reden. Aber gleich in den ersten Worten

Gott verzeihs meinem lieben Mann

ligt der verborgene Haß deutlich genug ausgesprochen: Gott verzeihe es ihm, aber ich werde es ihm nicht so leicht verzeihen, daß er mich nicht erst um Erlaubnis gebeten hat, als er fortgieng, daß er mich in Dürftigkeit zurückließ, während er villeicht herrlich und in Freuden lebt. Wer das „warlich“ und das gleich darauf folgende „weiß Gott“ hört, wird schon aus disen Versicherungen schließen können, wie vil an der herzlichen Liebe der Frau Marthe ist und wie wenig sie ihren Mann betrübt hat. Sie aber stellt sich ihre eigne Schuldlosigkeit und die Hartherzigkeit ihres Mannes so lebhaft vor, sie erscheint sich als ein unschuldiges Opferlamm und indem sie sich das so recht rührend vergegenwärtigt, gelingt es ihr wirklich, einige Krokodillsthränen herauszupressen. Heute aber weint sie ein paar Minuten zu früh, das sonst so pünktliche Gretchen, das mit dem Glockenschlag kommt, säumt heute, von dem Glanz eines zweiten Geschenks der Hölle festgehalten. Im Aerger darüber, daß sie vergeblich Komödie gespielt, vergeblich Thränen hervorgepumpt hat, vergißt Frau Marthe ihre Vorsicht und verrät unvorsichtig ihres Herzens Gedanken: sie spricht die Vermutung aus, daß ihr Mann todt sein könne, aber der Ausruf „O Pein“ gilt nicht dem Schmerz darüber, sondern der Ungewißheit, ob der Entlaufene wirklich todt ist oder ob er noch lebt. Wäre sie durch einen Todenschein darüber im Klaren, sie würde troß ihrer Jahre noch einmal ihre Netze auswerfen. — In diesen saubern Betrachtungen unterbricht sie der plötzliche rasche Eintritt Gretchens. Dißmal vergißt sie, nach den verweinten Augen der Nachbarin zu sehn und ihr ein paar Trostworte zu sagen aufgeregt, außer Atem, kann sie kaum ein „Frau Marthe“ herausbringen. Frau Marthe vergißt denn

auch sofort all ihr Leid und Weh: hier ist etwas neues passiert, etwas ungewöhnliches, und durch mütterliche Freundlichkeit sucht sie Gretchen zu näherer Erzälung zu bewegen. Margarete aber, in ihrer Ehrlichkeit, denkt gar nicht daran, ein Geheimnis aus ihrem wunderbaren Geschenk zu machen. Es ist ihr doch nicht recht geheuer dabei, es drückt im Gegenteil sie fast zu Boden, daß zweimal auf unerklärliche Weise solche Reichtümer in ihre Hände gelangt sind. Noch ist sie also nicht überwunden durch Satans List, aber Marthe wird darzu helfen. Ihr hat Gretchen von dem ersten Kästchen so ausfürlich erzält, daß sie jetzt weiter nichts zu sagen braucht als sie das zweite Kästchen unter ihrem Tuch hervorholt. Satan hat dafür gesorgt, daß der zweite Köder stärker werde, als der erste; wider muß schon das Aeußere anlockend sein, von Ebenholz. An dem ersten Schmuck hat Gretchen villeicht nachträglich, um sich zu trösten über den Verlust, allerlei Mängel entdeckt, etwa die altmodische Faßung oder dergleichen — an disem aber ist gar nichts auszusetzen, er übertrifft, wie im innern Wert der Steine, so auch an äußerm Glanz dem ersten unendlich weit. Marthe ist auch, als Gretchen das Kästchen öffnet, ganz geblendet, sie fürchtet nur, daß ihr dise Augenweide wie die erste entgehn könne. In affektierten Ton redet sie Gretchen mit Sie an, die sie sonst wie ihr Kind du nennt und gibt ihr gleich den schlechtesten Rat, den sie der Unerfarenen geben kann: den Rat, diß zweite Geschenk der Mutter zu verheimlichen. Freilich, da sie das fromme Tun der Mutter mit den albernen Worten bezeichnet, sie hätte den Schmuck „zur Beichte getragen", so kann aus ihrem Mund kein anderer Rat kommen: sie, die ganz Lüge ist, versteht die Pflicht des Kindes nicht, offen gegen seine Mutter zu sein, sie versteht die Gesinnung der Mutter noch weniger, der es Bedürfnis ist, alles was in ihrer Seele, wie in ihrem Hause vorgeht, offen dem Seelsorger darzulegen. Wenn Frau Marthe freilich einmal so ehrlich sein müste, da sollten schöne Dinge an den Tag kommen! — An Margarete gleitet fürs erste der böse Rat noch ab, teils weil sie zu ehrlich ist, ernstlich darauf zu

hören, teils weil sie versunken ist in das Anstaunen der Kleinodien. Mit der herzlichen Freude des Kindes, das etwas recht schönes zu Weihnachten bekommen hat, ruft sie aus: Ach seh Sie nur, ach schau Sie nur! Sie will sich, sie kann sich nicht allein freuen, sie muß eine Seele haben, die sich mit ihr freut, sie vergißt in ihrem Jubel ganz, wozu die Herrlichkeiten dienen, sie vergißt, sich, wie das erstemal, damit aufzuputzen. Marthe aber, durch lange Gewonheit getrieben, gerade das böse zu tun, und unbewust, fast instinctmäßig an der Verfürung armer Seelen arbeitend, thut das, was Margarete vergißt, läßt in ihr so den Wunsch entstehn, sich immer so geschmückt zu sehn und macht in ihr den Stolz auf ihr Glück durch den halbneidischen Ausruf: o du glückselige Kreatur! rege. Margarete aber ist nicht sonderlich erbaut von ihrem Glück: was hilft der schöne Schmuck, wenn er nicht bewundert werden kann! Es ringt in ihr die Lust nach dem ungerechten Gut und die gewohnte Zucht und Frömmigkeit; der Dichter hat uns diß, ohne lange Reden in dem Ausruf „leider!“ mit dem sie das Wolgefallen an dem Schmuck verrät und in den Worten „noch in der Kirche“ auf das glücklichste angedeutet. Daß dise Lust nach dem schönen Putz und der Besitz desselben ihr bißheriges Leben ändern könne, daran denkt Margarete nicht, sie glaubt, sie werde nach wie vor ruhig in die Kirche gehn und der glänzende Schmuck würde sie daran nicht hindern.

Marthe weiß für Gretchens Bedenken Mittel; wofür wüste dise Kreatur nicht Mittel, nicht Wege? Bei ihr soll der Schmuck stehn bleiben, ja nur nicht der Mutter gezeigt werden; ob Frau Marthe dabei ganz uneigennützig ist, ob sie nicht villeicht die Hoffnung hat, bei Gelegenheit etwas davon zu erschnappen, das — verrät sie wenigstens nicht. Genug die Lügnerin hat schon Freude daran, daß etwas heimlich geschiht, sie hat Freude daran, daß Gretchen sie zur Vertrauten macht, ihre Hilfe hinter dem Rücken der Mutter nötig hat, ja und in der Tiefe ihrer schwarzen Seele schlummert die dämonische Freude, daß das arme Kind durch das spazieren vor dem Spiegelglas, durch die Lust an Reichtum und

Glanz allmählich, wie sie, dem Teufel in die Klauen gefürt wird. Sie wird es denn schon einzurichten wißen, daß Gretchen den Schmuck so nach und nach, allmählich, ganz allmählich tragen darf. Da gibt ein Namenstag, ein Geburtstag Anlaß, wo man den Leuten weis machen kann, der auffallende Putz sei ein Geschenk; bei einem Feste übersiht man unter der Masse der Geputzten die eine, und die Leute selbst geputzt finden einen ungewönlichen Schmuck nicht auffallend. Zuerst tut man die Kette um den Hals, die man leicht unter Kragen und Kleid verstecken kann, dann die Perle in das Ohr, wo sie auch allenfalls unter dem dichtgeflochtenen Zopf sich verbirgt — warlich den Weg zur Hölle weiß das Weib ordentlich appetitlich zurecht zu machen, nur verrät sie leider am Ende die diser Bereitwilligkeit, diser Geschicklichkeit zu Grunde ligende Gesinnung, indem sie in Gretchen die Hoffnung zu erwecken sucht, auf dise Weise auch ihre Mutter zu täuschen und wenn es so nicht geht, sie direct zu belügen. Abermals indes geht diser Verfürungsversuch an Gretchen vorüber, ohne ihr zu schaden, sie will es nicht hören oder sie überhört es in das Wolgefallen an der eignen, so herrlich geschmückten Gestalt versunken, wirklich. Sie beschäftigt sich wider mit der Frage nach dem Geber so herrlicher Geschenke; indem sie aber daran denkt, fällt ihr wider die rätselhafte Art und Weise ein, wie die Kästchen in ihren Schrein gekommen sind, sie findet es unheimlich, daß der verschloßene Schrein hat geöffnet werden können. Villeicht würde bei näherer Ueberlegung dise Angst sich vermehren, villeicht Gretchen dadurch bewogen werden, auch disen Schmuck der Mutter zu bringen — aber so weit läßt es Satan nicht kommen, zum zweitenmal will er so große Schätze nicht verschwenden. Lauernd hat er bißher an der Türe gestanden; so wie diß Wort kommt, das seine Pläne durchkreuzen kann, klopft er an, da muß er einschreiten. In Margaretens Seele hat die Stimme des Gewißens sich noch nicht betäuben laßen durch das Wolgefallen an dem Glanz der Edelsteine: sie erschrickt, unwillkürlich ruft sie aus: Ach Gott! mag das meine Mutter sein! Sie fürchtet, sie habe durch den

Schmuck sich zu lange aufhalten laßen, denn nicht jetzt, am Vormittag, sondern am Abend ist ja ihr eigentliches Plauderstündchen — ihre Mutter habe sie vermißt und sei herübergekommen, sie zu suchen. Vergeßen ist alle Pracht und aller Glanz, sie möchte sich verkriechen und verstecken, aber Marthe läßt sich nicht so leicht in Verwirrung bringen: sie hat nicht umsonst ein Guckfensterchen, um sich vorher zu überzeugen, wer kommt und unbequeme Besucher nörigenfalls abzuspeisen, ohne ihnen die Türe zu öffnen; sie wäre im Stande Gretchens Mutter abzuweisen, nur um das heimliche Verständnis mit der Tochter fortzusetzen. Aber es ist ein fremder Herr. Auch das erschreckt Marthe nicht; ihre Talente, bei allen Arten von Bubenstücken zu helfen, sind ja so stadtbekannt, daß sie oft von unbekannten aufgesucht wird. Sie ruft deshalb auch rasch: herein! denn sie will sich die Gelegenheit nicht entgehn laßen. Mit vilen Bücklingen tritt Mephistopheles herein, es ligt ihm daran, vor Margarete so ungefährlich, wie möglich zu erscheinen und sich in Marthe eine sichere Bundesgenoßin zu erwerben. Darum wendet er alle seine Künste an, bittet troß des „herein" um Verzeihung für sein Eintreten. Aber durch die Höflichkeit, mit der er vor Margarete zurücktritt sehen wir die Absicht sie zu gewinnen, ihr den Schmuck, der ihr die Ehrerbietung des „fremden Herrn" verschafft, lieb zu machen. Marthe aber nimmt um so weniger Rücksicht auf Gretchen, sie ist zu neugirig zu erfaren, was der Unbekannte bringt und fragt ihn ohne weiteres danach. Satan aber ist es eine Freude, die Neugirige zappeln zu laßen und sie mit der Aussicht zu schrecken, daß sie biß zum Nachmittag auf die Neuigkeiten warten müße. Zugleich aber verrechnet er sich in Marthe nicht, die er erst „jetzt" kennen lernt, wenn er ihr ein gegen Gretchen gerichtetes Wort der Verfürung ins Ohr sagt: sie bringt es gleich, laut genug an die richtige Adresse und macht es durch einen Ausruf der Verwunderung noch eindringlicher. Margarete aber ist der Schmeichelei unzugänglich: sie gesteht ihre Armut, sie ist ehrlich genug, zu bekennen, daß der Schmuck nicht ihr Eigentum

ist. Und doch könnte sie das ohne Unwarheit sagen, da sie ihn ja in ihrem Schrein fand. Satans wolberechnetes Compliment aber misfällt ihr doch nicht ganz: sie nennt den Verfürer, ohne seine Bosheit zu ahnen „gar zu gut“. Darauf baut denn Mephistopheles gleich weiter: indem er erklärt, daß sein Compliment nicht bloß dem glänzenden Geschmeide, sondern auch ihrem Wesen gegolten habe, sucht er ihre Eitelkeit rege zu machen. Aber doch ligt in disen Worten ein unfreiwilliges Bekenntnis, daß die großen Augen, mit denen Margarete ihn betrachtet, der prüfende Blick, mit dem sie seine unheimliche Physiognomie gemustert hat, ihm peinlich gewesen sind und daß er es auch jetzt nicht wagen würde, der reinen Seele gegenüber zu stehn, wenn sie es nicht erlaubte. Eine Antwort Gretchens schneidet Marthens Antwort ab. Auf ihre erste höfliche Anfrage hat der fremde nichts neues ausgekramt; deshalb beginnt sie etwas gröber und spricht offen ihre unersättliche Neugirde aus. Mephistopheles darf es doch mit der würdigen Bundesgenoßin nicht verderben; deshalb legt er seine höhnische Teufelsfratze, so gut es gehn will, in Leichenbitterfalten und beginnt in weinerlichem Ton die wolausgedachte Lüge zu erzälen. Er weiß wol, daß er Marthe schwerlich eine angenehmere Nachricht bringen kann; höhnisch spricht er diß in den Worten aus: Ich hoffe sie läßt michs drum nicht büßen — er hofft ja gerade durch dise Nachricht sich Marthens wirksame Beihilfe bei der Verfürung Gretchens als „Botenbrot“ zu sichern. Noch höher steigt diser Hohn, wenn er sagt:

Ihr Mann ist todt und läßt Sie grüßen —

was in diser Aufeinanderfolge komisch genug klingt und Satans Freude an diser Lügenkomödie recht an den Tag legt. — Hat Satan aber dise Komödie schon vorher wol bedacht, so hat auch Marthe sich auf dise längst erwartete Nachricht gleichfalls längst vorbereitet. Kaum ist das Wort heraus, so fragt sie nicht lange: Wie? noch Wo? die Thränenschleußen werden aufgezogen, die Hände gerungen — und alles ist eben so wahr, wie der Titel „das treue Herz“ den sie ihrem Manne gibt, den er aber, wie

wir hernach aus ihrem eignen Munde erfaren, sehr wenig verdient. Ein kleiner Ohnmachtsanfall gehört natürlich mit dazu, die Tragikomödie volständig zu machen und und wir müßen wider Gretchens liebenswürdige Unerfarenheit bewundern, die sich durch so plumpe Mittel täuschen läßt, weil sie, die aufrichtige nicht glauben kann, daß irgend jemand heucheln könne, und den Ausruf „ach ich vergeh" für einen wirklichen Ausruf der Verzweiflung hält. Satan dagegen amüsiert die ganze Geschichte königlich: er behält um das Wehklagen und Seufzen nicht zu stören, seine traurige Miene bei, er weiß aber, wie er die halbohnmächtige aufwecken kann, nämlich indem er ihre Neugirde auf die nähern Umstände des Todes reizt. Aber ehe sich Marthe mit Anstand erholen kann, die „traurige Geschichte" zu vernehmen, fließt Margaretens aufrichtiges Mitleid in der Bemerkung über, sie möchte nicht lieben, weil sie der Verlust des Geliebten zum Tode betrüben würde, die Arme weiß nicht, daß dise Liebe auch ohne den Verlust des Geliebten, ja gerade durch ihn, sie zum Tode betrüben wird. Mephistopheles antwortet auf disen Ausbruch tiefsten Gefüls mit einem kahlen Gemeinplatz: ihm ist es natürlich eine Freude, daß es hier auf Erden keine Lust ohne Leid gibt, ja daß die höchste Freude gerade den höchsten Schmerz zur Folge hat. — Indes hat sich Marthe aus ihrer Scheinohnmacht erholt; mit schwacher, kaum hörbarer Stimme, wie es einer tief betrübten Witwe ziemt, verlangt sie von Mephistopheles die ausfürliche Erzälung, wie ihr Mann gestorben ist. Da der Fremde einen Gruß von ihm mitgebracht hat, muß er, schließt sie richtig, wol bei dem Sterben zugegen gewesen sein. Mephisto ist dann auch gleich bereit: er verlegt das Grab des Entlaufenen so weit, daß eine Controle seiner Aussage sehr schwer ja unmöglich ist; dem heiligen Antonius, dem Schutzpatron der Bettler, schibt er auch noch disen Lump unter die schützenden Flügel. Grimmiger Hohn ist es in Satans Mund, wenn er Marthe versichert und darüber beruhigt, daß ihr Mann in geweihter Stätte ruht: einmal ligt ihr daran gar nichts und dann weiß Satan wol, daß alle geweihte

Erde ihm die Seele des Vagabunden nicht entreißt, da er in der ewig heißen Hölle brennt. Wie schlecht ist diser Höllenhohn hinter der banalen Phrase vom „ewig kühlen Ruhebette“ verborgen, ja villeicht will Mephistopheles die böse Sieben noch damit aufziehn, daß sie ihrem Manne das Leben heiß und unruhig genug gemacht habe, ihm also einmal Ruhe und Abkülung zu gönnen sei. Marthens Geiz aber läßt sie den Stich überhören, sie fragt vor allem, ob Mephistopheles noch sonst etwas mitgebracht habe. Mephistopheles kann es nicht laßen, die Habgierige zu verhöhnen: recht absichtlich holt er statt eines Beutels groß undschwer, den Marthe erwartet hat, nur eine Bitte groß und schwer hervor, recht absichtlich nennt er eine recht große Zal von Messen, ihr ist ja an der Seele ihres Mannes wenig gelegen, es würden alle Messen umsonst sein, den verhärteten Sünder der Hölle zu entreißen. Nachdem Satan so Marthe gehöhnt hat, sagt er ihr noch einmal mit einfachen Worten, daß er nichts, gar nichts mitgebracht habe. Das erläutert er wol noch handgreiflich, indem er an seine leeren Taschen schlägt und in Frau Marthe die Angst erweckt, er könne am Ende noch einen Botenlohn für seine Nachricht ansprechen. Da sind denn ihre Tränen bald getrocknet; ergrimmt färt sie auf. Was hilft ein Todesfall, wenn es nichts dabei zu erben gibt? Etwas wenigstens hätte er doch seiner armen unschuldigen Frau hinterlaßen können, eine Denkmünze, die sie Sonntags umhängen, ein Geschmeid, mit dem sie sich putzen könnte um — einen andern zu fangen. Sie verlangt in ihrer ehelichen Zärtlichkeit, ihr lieber Mann hätte hungern und betteln sollen, nur um ihr etwas zu vermachen, womit sie prunken könnte. An Hunger und Armut wird es dem armen Schlucker nicht gefelt haben und der „Grund des Seckels“ wird ziemlich leer gewesen sein, so daß er den Ausbruch des Zorns von Seiten seiner liebenswürdigen Ehehälfte nicht verdient. Schwerlich würde auch der als moralisches Exempel vorgefürte „Handwerksbursch“ ein Schaustück oder ein Geschmeid aufbewahren um es sich von einem solchen Hausdrachen wegnehmen zu laßen. Er spart es sich selbst zum Angedenken

auf. — Mephistopheles hat wider seinen Spaß an dem freilich etwas eigentümlichen Ausbruch von Liebe zu dem „treuen Herzen“, er versteckt diß unter einer ironischen Beileidsbezeigung und unter der Angabe, ihr Mann habe sein Geld warlich nicht verzettelt. Nein, wenn er es auch zum Fenster hinausgeworfen hätte, er hätte es wenigstens beßer angewendet, als wenn es der Furie zu Hause mitgebracht worden wäre. Doch lenkt Mephistopheles wider ein, da er siht, wie unangenehm es Marthe ist, daß sie aus der Rolle der trauernden Witwe herausfiel, seine folgenden Worte sollen ihr den Uebergang vom Zürnen zum Klagen erleichtern. Aber die Ironie ligt deutlich in dem „auch er bereute seine Fehler“ — seine Frau sollte desgleichen tun — und darin ausgesprochen, daß der Weggelaufene sein Unglück bejammert habe, denn die Hauptursache seines Unglücks, die ihn in die Fremde trieb, steht ja eben persönlich vor Mephistopheles. — Margarete merkt den Spott nicht, sie denkt nur an den armen, in der Fremde, ohne Hilfe, ohne Trost gestorbenen, in tiefster Teilname ruft sie aus: „ach daß die Menschen so unglücklich sind“! der gestorbene geht sie weiter nichts an, villeicht hat sie ihn kaum gekannt, aber sie würde jeden Unglücklichen ebenso bedauern. Könnte sie ihm noch helfen, sie würde es gern tun; jetzt kann sie nur noch für seine Seele beten. Es sind keine leeren Worte, sie würde das alte ergreifende: requiem aeternam dona eis domine et lux perpetua luceat eis freiwillig für des verhärteten Sünders Seele aus aufrichtigem Herzen beten — aber wie nötig hätte sie jetzt ein Gebet für ihre ewige Ruhe, die ernstlich bedroht ist, wie bald wird sie für sich selbst in tiefster Seelenangst beten, wie bald wird für sie, die hingerichtete, auch manche fromme Seele ihr requiem aeternam dona domine gen Himmel rufen. Für jetzt aber sind nur schwache Schatten diser finstern Ereignisse vorhanden, für jetzt stellt sich Satan noch sehr zahm und spricht, villeicht wirklich momentan überwältigt von der herzlichen Liebe zu dem unbekannten Bettler, jedenfalls aber um Gretchen zu kirren, davon, Gretchen sei wert in die Ehe zu treten, freilich in keine solche, wie

Marthe und ihr Mann gefürt haben. Verschämt ob der ungewohnten Lobsprüche weist Gretchen diß zwar zurück, aber welches Mädchen ließe sich das nicht gerne sagen? Darauf bauend, enthüllt denn Satan sodann ganz offen, wie es mit seinem Gerede von der Ehe sich verhält: er fordert sie auf, sich biß zur Hochzeit mit einem Liebhaber die Zeit zu vertreiben. Freilich verschweigt er nicht, daß sie dann das Spielzeug ihres „Galans“ sein würde; in einer halb an Marthe die darin schon mehr Erfarung hat, gerichteten Bemerkung spricht Satan unter der trivialen Phrase „Himmelsgabe“ versteckt seine höllische Freude aus über die Verfürung eines solchen „lieben Dings“ aus. Margareta gibt in ihrer stillen Einfalt die allerbeste Antwort: in dem leichtfertigen Italien, woher ihr kommt, mag diß Sitte sein, in dem frommen durch strenge Sitte und Zucht ausgezeichneten Deutschland ist es nicht Sitte, sondern würde als Unsitte gebrandmarkt. Mephistopheles sucht durch einen leichten Ton zu verbergen, daß er getroffen ist, es ligt aber in den paar Worten: „Es gibt sich auch“ eine furchtbare Drohung gegen die, die ihm jetzt so unnahbar gegenübersteht: es kommt auch noch an dich! und der Dichter bereitet uns durch dises kurze Gespräch auf die folgenden Scenen vor, in denen Gretchen das selbst tut, was sie hier noch verdammt.

Während dises Gesprächs hat Marthe Zeit gehabt, ihren zornigen Sinn wider etwas zu besänftigen, sie will ihre Habgir jetzt wider gut machen und ihren Zorn verdecken, indem sie sich nach den Umständen des Todes erkundigt, obwol ihr Mann ihr nichts vermacht hat. Kann man uneigennütziger, kann man liebevoller sein. Mephistopheles fängt denn auch sofort an, die Komödie, die gar zu schön ist, zum zweitenmal sich von ihr vorspilen zu laßen. Durch die rührende Beschreibung seines elenden Sterbelagers sucht er Marthe wider in das Thränengeleis zu helfen, aber dann muß Satan wider spotten. Er nimmt die Worte: „er starb als Christ“ nur in den Mund, um Marthe zu höhnen, weil sie mit so christlicher Liebe ihres verstorbenen Gatten gedacht

hat, er läßt nicht umsonst uns über das „weit mehr noch" im ungewissen: weit mehr noch, als seine Frau nämlich, könnte man ergänzen. In pathetischer Rede fürt Satan den Gewißensbiß des reuigen Sünders aus, in der freilich der Ausruf: „Ach die Erinnerung tödtet mich" für den Mund eines, der doch sterben muß, schlecht passt. Durch dises Pathos wird Marthe dem Weinen nahe gebracht; als Mephistopheles sie so weit hat, gibt er ihr den letzten Stoß durch den recht ergreifend vorgetragenen Wunsch nach Vergebung — und wirklich, sie weint wider, sie ist wider eine gute Frau, sie hat ihrem Manne längst alles vergeben, auch das, daß er ihr nichts vermacht hat. Auf dise Tränen hat Mephistopheles gewartet, geschwind zieht er das andere Register durch den sie beschuldigenden Zusatz. Gleich wird die Tränenmaske fallen gelaßen, die Furie tritt wider auf: gerade durch die Warheit des Vorwurfs getroffen, schäumt sie: das lügt er! Und sie, die am Rand des Grabes gewis noch lügen und heucheln, die Komödie spielen wird biß zum letzten Atemzug, sie macht ihrem Manne den Vorwurf, er habe noch am Rande des Grabes gelogen! Mephistopheles lenkt wider ein, er erklärt solche Reden sehr galant für Fiberphantasien eines sterbenden. Aber er setzt nicht umsonst hinzu „wenn ich nur halb ein Kenner bin". Ist er in Bezug auf den gewönlichen Gang des menschlichen Lebens nur halb ein Kenner, so wird er aus Marthens tobendem Auffaren schon gemerkt haben, wie recht der arme Mann mit seiner Aussage hatte. Er läßt deshalb auch noch nicht ab, die Megäre zu schrauben, um sie recht in die Wut hineinzubringen. Er läßt den Sterbenden sich für arbeitsamer ausgeben, als er villeicht war, aber jedenfalls hat sein Verdienst nicht ausgereicht, seiner Hälfte das was sie bedurfte, zu schaffen. Denn was bedurfte sie nicht alles! Arbeiten aber mochte sie nicht und ihre muntern Sprößlinge, einer solchen Frau Mama würdig, werden ihr wol in Faulheit, Putzsucht und Leckerei nachgeeifert haben. So blib für den armen Mann nur ein geringer Teil seines Verdienstes, aber auch den ließen ihn die Zanksucht und die Ansprüche seiner lieben

Familie nicht ruhig genießen. So sieht der Haushalt vom Standpunkt des Mannes betrachtet, aus — Marthe freilich stellt die Sache ganz anders dar: sie war dem untreuen natürlich immer treu, sie ist ihm stets mit Liebe entgegengekommen, auf ihr hat die ganze Last gelegen, sie hat sich Tag und Nacht plagen müßen, während er faullenzte. Das, schilt sie, hat der böse Mann so ganz vergeßen! Dise kecke Lüge reizt Mephistopheles, zum drittenmal sie aufzuziehn. Wider beginnt er mit gar ernstem, halb weinerlichem Ton, er habe allerdings daran gedacht, er habe ja sogar („brünstig" sagt der Spötter) für Frau und Kind gebetet und habe als Lohn dises frommen Gebetes und Angedenkens vom Himmel (Gott mag doch Satan nicht sagen) Glück gehabt und Reichtum davongetragen. Nicht umsonst läßt Satan das Ereignis vom Sterbenden so ausfürlich erzälen: er macht Marthe wider neugirig und weckt dann die Habsucht aufs neue in ihr auf. Köstlich belustigt Satan ihr: „Ei wie? Ei wo"? Mitgebracht hat es der Kamerad des verstorbenen nicht, bei seinem Tod hat er es auch nicht gehabt, sonst wäre er nicht so elend gestorben. — Da vermutet sie, in allen Ränken wol erfaren, namentlich in denen, welche Geld und Gut angehn, er habe es wol vergraben. Daß es dann im fernen Italien ruhen würde, und daß sie nicht daran denken könnte, es zu holen, das fällt ihr nicht ein. Vergnügt daß er sie wider so weit hat, färt Mephistopheles fort. Er sagt ihr zuerst, das Geld sei fort, um ihrer Habsucht gleich einen Schlag zu gebén, dann aber sucht er sie wider in Wut zu setzen und zwar, was biß jetzt noch nicht da war, in eifersüchtige Wut. Aber seine Rede ist voller Stacheln: das „schöne Fräulein" soll ihr das Alter und ihre vergeblich versteckte Häßlichkeit vorrücken. Das Fräulein nahm sich seiner an, während sich Frau Marthe hier in Deutschland seiner gar nicht annahm. Die Worte Lieb und Treue sind vollends giftiger Hohn, indem sie aus der Rede der Frau Marthe genommen sind. Die Liebe und Treue, die Frau Marthe erwies hat ihn auch noch auf dem Todenbett gepeinigt. — Eifersüchtig ist nun Frau Marthe

nicht, gar nicht: der Untreue gilt höchstens das leichte Schimpfwort Schelm. Aber um so grimmiger ist sie darüber, daß er sein Gut verschwendet hat, so daß seine Kinder d. h. seine Frau nichts davon bekommen haben. Sie wird im Aerger darüber förmlich „sittlich entrüstet“, daß das Unglück ihn nicht gebessert hat. Aber sie selbst, obgleich sie auf Stroh ligen muß, hat ja ihr „schändlich Leben“ nicht eingestellt, wie sie gleich beweist. Nun hat Mephistopheles an dem Spil genug; er stimmt ihr ganz bei: zur Strafe für seine Verbrechen ist ihr Gemal früher gestorben, als seine tugendhafte Gattin. Nun gibt er ihr guten Rat, ihren Mann zu gleicher Zeit „züchtig“ zu betrauren und sich nach einem andern umzusehn, natürlich heimlich, damit es dem züchtigen Wesen nicht schadet. Daß sie kein Jahr so zubringen, kein Jahr den Verstorbenen betrauern würde, das hat sie eben bewiesen, indem sie ihre Trauer sofort vergaß, wenn Haß oder Geiz in aufflammten und sie wird gleich einen noch vil auffallendern Beweis ihres kurzen Gedächtnisses geben. Für jetzt freilich hält sie es noch für angemeßen, Mephistopheles Rat zurück zu weisen — aber in der Zurückweisung ligt deutlich genug ausgesprochen, wie wenig ernst sie gemeint ist. Denn wenn sie den verstorbenen „mein erster“ nennt, so versteht sich „der „zweite“ von selbst. Wenn sie erklärt, nur weil sie kein solches Tugendmuster wider finden würde wolle sie sich nicht wider verheiraten, so gibt sie damit deutlich zu verstehn, daß ihr Vorsatz leicht sich ändern könne, wenn sie eine zweite Verkörperung ihres Ideals finde. Und wie leicht ist es nach ihrer eigenen Aussage, ein solch herziges Närrchen zu finden! Auf jeder Straße kann man Leute genug finden, die das allzuvile Wandern lieben, in jedem Wirtshaus sind solche genug zu krigen, die fremden Wein und Würfelspiel lieben. Da steht es mit Frau Marthens Aussichten auf eine zweite Ehe sehr günstig. In ihren Augen war ja das Wandern und Wirtshaussitzen ihres verstorbenen Mannes kein sehr großer Fehler: es ließ ihr zu Hause Zeit zu treiben, was sie wollte; nur das Würfelspiel verflucht sie, weil der Herr Gemal das Geld da ehr unnötig

vertat, das doch seine Frau Gemalin beßer zu vertun gewust hätte. Für Mephistopheles ist natürlich eine solche Nichtehe eine ware Freude und die großartige Naivetät, mit der Marthe das wüste Leben ihres Mannes als etwas nicht sehr tadelnswertes Stück für Stück, ein W nach dem andern, aufzält, amüsiert ihn sehr. Er kann, wie er Marthe nur aus disem Gespräch kennen gelernt hat, leicht schließen, daß die Wagschalen ungefär gleich gestanden haben. Ob sein Wandern oder ihr zu Hause bleiben mehr Schlechtes veranlaßt hat, darüber ließe sich streiten, den fremden Weibern werden wol ihrerseits fremde Herren entsprochen haben, trank sie nicht Wein, so trank sie etwas anderes (der Kaffee war im 16. Jarhundert freilich noch nicht Mode) und spielte er Würfel, so spielte sie daheim Karten. Eins konnte dem andern nichts vorwerfen, weil jeder sich selbst genug vorzuwerfen hatte und so gieng es ganz gut. Solch eine rand= und bandlose Ehe muß natürlich Satans großes Wolgefallen auf sich ziehn, ja eine solche könnte wenn es möglich wäre der Teufel selbst eingehn und er macht Marthe, um sie zu ködern, den Vorschlag, der freilich in seinem Mund eben so ernst gemeint ist, wie sein Eid, der nur eine Lüge sein kann. Den Worten nach faßt Marthe diser Antrag auch nur als einen Scherz auf, aber ihre Worte begleiten Geberden und sie werden mit einem solchen Ausdruck gesprochen, daß Mephistopheles wol merken kann, wie lieb es Frau Marthe wäre, wenn aus dem Scherz Ernst würde. Das ist doch selbst Satan ein wenig zu stark, daß die Witwe sich gleich dem anträgt, der ihr die Nachricht vom Tode ihres Mannes bringt. Dem Teufel selbst könnte es bei einem solchen Weibe unheimlich werden. Es ist ihm ohnehin genug, daß Marthe Feuer gefangen hat, er hat damit seinen Zweck erreicht und kann nun gehn und weitere Erörterungen abschneiden. Daß Marthe, wenn sie könnte, den Teufel selbst beim Worte hielte, beweist sie in einer spätern Scene deutlich genug. Satan will nur noch einen Ausfall auf Gretchen machen, der aber nur dazu dient, Gretchens Unverdorbenheit im Gegensatz zu Marthen beispielloser Bosheit um

so glänzender hervortreten zu laßen. Sie versteht ihn gar nicht, als er von ihrem Herzen spricht und selbst der Teufel ist für einen Augenblick von der rührenden Unschuld mit der sie diß an den Tag legt, überwältigt. Könnte die Hölle Mitleid fühlen, sie müßte es jetzt fülen, wüßte Satan etwas von Reue, er müßte es jetzt bereuen, daß er eine solche reine Seele in den Abgrund des Verbrechens hinabziehn will. Er ist für den einen Moment ganz geschlagen, er vergißt, daß er um Fausts willen kam und will weggehn, ohne nur ein Wort von der Hauptsache erwähnt zu haben. Margarete ruft ihm schon ihr Lebewol zu, möchte es für immer sein! Aber Satan hat Marthe zu gut geködert, und sie ist allzu erfaren und allzu eifrig in solchen Geschäften, als daß sie es dabei bewenden laßen könnte. Sie läuft ihm an die Türe nach: ihr Herzenswunsch, den sie im Anfang der Scene aussprach, einen Todenschein zu haben, ist ja noch nicht erfüllt. Sie bittet Mephistopheles um eine genaue Angabe der Zeit, des Ortes, der Krankheit, damit sie ja recht sicher „nach einem neuen Schatze visitieren" kann. Daß sie ihren verstorbenen Mann, den sie eben Lügner, Schelm, Dieb genannt hat, nun wider sehr zärtlich mein Schatz tituliert, kann nach dem was wir von ihr gesehn haben nicht mehr Wunder nehmen. Es ist das eben so aufrichtig, als wenn sie sich eine Freundin der Ordnung nennt, sie, die immer an Unordnung und Verwirrung, an jeder Art von Nichtswürdigkeit ihre Freude hatte. Der Wunsch eine Todesanzeige ihres Mannes im Wochenblatt zu lesen, ist dagegen ehrlich gemeint; eine solche Anzeige vertritt für sie zugleich die Stelle der Ankündigung einer öffentlichen Licitation, Liebhaber anzulocken. — Mephistopheles belehrt die treue Bundesgenoßin, die seinen Wünschen so entgegenkommt mit dem ironischen Ehrentitel gute Frau. Gar ehrbar hört sich der Spruch aus der Bibel aus seinem Munde an, den unsere Väter an die Türen ihrer Rathäuser und Ratsäle schrieben; freilich wenn, wie in disem Falle, die beiden Zeugen Lügner sind, so wird nicht die Warheit, sondern die Lüge durch ihre Aussage bekräftigt. Für Mephistopheles ist der Spruch

von den zwei Zeugen nur eine willkommene Gelegenheit, seinem guten Freund Faust den Weg zu Gretchen zu bahnen. Er erklärt sich gleich bereit ihn mitzubringen und ihn vor den Richter zu stellen, um Marthe zu beruhigen. Dise Scene hat uns der Dichter auch nicht ausgefürt, obgleich Marthe sich dabei wider im schönsten Lichte zeigen und Mephistopheles gewandte Redseligkeit mit Fausts finsterer Schweigsamkeit gut contrastieren würde. Göthe benutzt die ganze Sache nur, um uns in der folgenden Scene einen überraschenden Einblick in Fausts gegenwärtigen Seelenzustand zu gewären, hernach läßt er sie, als zum Hauptfaden der Tragödie nicht gehörend, fallen. Wir können uns denken, daß Marthe selbst, nachdem sie mit ihren Angriffen auf Mephistopheles sehr geringen Erfolg gehabt, troz der selbst gerümten Ordnungsliebe, die ganze Sache als eine überflüßige Formalität aufgegeben hat; villeicht überlegte sie, daß die Lage einer treulos verlaßenen doch mehr Freiheit gewähre, als die einer wirklichen Witwe, die doch einige Rücksicht auf den Anstand nehmen muß, um nicht allzusehr ins Gerede zu kommen. Jetzt beweist Marthe noch vilen Eifer für die „Ordnung", sie empfiehlt es dem Fremden recht angelegentlich, seinen Freund mitzubringen, doch ist wol nicht Ordnungsliebe allein der Grund ihres Eifers, sondern auch der Wunsch, einen Freier, der schon von Ringewechseln sprach, nicht gleich faren zu laßen. Mephistopheles weiß, da die Sache nun einmal im Zuge ist, mit verstellter Gleichgiltigkeit den Wunsch auszusprechen, daß Gretchen auch da sein möge. Um sie zu beruhigen, lobt er seinen Kameraden, sucht ihre Neugirde nach den Erzälungen aus fremden Ländern rege zu machen, und stellt die ganze Sache als auf unschuldige Höflichkeiten hinauslaufend, dar. In Margaretens Seele aber steigen unbestimte Ahnungen auf: der wird es sein, der ihr am Morgen vor der Kirche begegnete; eine leise Hoffnung hat sie, daß der auch der Geber des Schmuckes sein wird. Halb träumend gibt sie ihre Einwilligung, ihr unverdorbenes Gemüt ahnt die Gefaren noch nicht, die sich an eine Zusammenkunft in einer solchen Mördergrube, wie Marthens Haus

ist, anschließen können, anschließen müßen. Sie hat nur eine Furcht: sie möchte vor dem weitgereisten Herrn, der ja jedenfalls, das verrät sein Aussehn, das verraten seine glänzenden Geschenke aus einem edeln Haus ist, verlegen werden in ihrer schlichten Einfachheit. Satan aber versichert sie mit einem tiefen Bückling, sie könne sich getrost einem Könige vorstellen, ein Wort, in dem die Bescheidenheit Gretchens nur eine Beziehung auf den Schmuck finden kann und das insofern nicht umsonst gesagt ist. Marthe merkt, daß hinter der Anzeige des Todes noch etwas mehr steckt, sie faßt ohne weiteres sich und Gretchen in einem „Wir" zusammen und offeriert zum Rendezvous ihren ganz geeigneten, hinter dem Haus, von der Straße ab gelegenen Garten, der schwerlich zum ersten mal zu dergleichen Dingen dient. Froh, daß ihm durch Marthens Hilfe sein Plan gelingen wird, Gretchen ins Verderben zu reißen, geht Mephistopheles mit vilen Bücklingen ab. Marthe wird aber gewis die arme Margarete noch instruieren, einmal, wie sie der Mutter etwas vormachen soll über ihr langes Außenbleiben, dann, wie glücklich sie heute Abend sein werde. Das Netz ist gestellt, das Opfer ist hineingegangen, es braucht nur zugezogen zu werden.

Der Gegensatz von Himmel und Hölle, die unser ganzes Drama hält und trägt, ist auch in diser Scene der eigentliche Grundgedanke. Darum läßt Göthe die alte Lügnerin die ganze tiefe Verdorbenheit ihrer Seele enthüllen, damit um so glänzender Gretchens Reinheit daneben leuchte. Wie sie in ihrem glänzenden Schmuck, den sie in der Verwirrung über den eintretenden fremden Herrn abzulegen vergißt, wunderbar absticht von den ärmlichen Umgebungen, die Unordnung und Lüderlichkeit an allen Enden durchblicken laßen, sehr verschieden von Gretchens reinlichem Stübchen, so glänzt auch ihre Seele wie eine helle Perle hervor neben den beiden Teufeln, zwischen denen sie steht. Am Schluße aber müßen wir leider hören, daß sie sich ganz in die Gewalt der Hölle begeben will: da wird sie, solcher Verdorbenheit, von der sie keine Ahnung hat, gegenüber waffenlos sein und ohne Rettung

untergehn. So bereitet uns selbst dise Scene auf den tragischen Ausgang des Ganzen vor, aber sie hat außerdem, neben, ja gerade in ihrer Komik noch eine tragische Seite. Am meisten komisch ist offenbar das Spiel Satans mit Marthe, die er bald weinen, bald zürnen und schimpfen, bald mit funkelnden Augen ihre Habsucht verraten läßt. Aber gerade dises leichte Spiel des Teufels mit einer Menschenseele hat, näher betrachtet, etwas grauenhaftes: nach Belieben kann er durch geschickte Wendungen Leidenschaften erregen und an deren Stelle andere treten laßen. Thut das Mephistopheles ziemlich offen und ungescheut mit Marthe, wird er es im geheimen mit Faust, zuletzt mit Margarete auch so machen; hat er doch mit Faust schon mehrfach ein solches Spil getriben. Spielt Satan mit seiner alten Freundin und neuen Bundesgenoßin, wie die Katze mit der Maus, so wird es ihm eine noch größere Freude sein, mit einer Seele zu spilen, die erst noch gewonnen werden soll, in ihr die kaum erwachende Leidenschaft anzufachen, einen günstigen Einfluß auf Faust zu verhindern und so Margarete und Faust, die Unschuldige mit dem Schuldigen, ins Verderben zu stürzen.

Dise Verbindung des tragischen mit dem komischen, die wunderbare Kunst, mit der über dämonische Menschenquälerei und tiefste sittliche Verdorbenheit durch die Komik ein leichter Schleier gelegt ist, der das Entsetzen vor dem Teufel und den Abscheu vor dem Menschen nicht aufkommen läßt, machen dise Scene zu einem Meisterstück. Einen so abstoßenden, so schrecklichen Stoff mit solcher Leichtigkeit behandeln — das kann nur ein Meister. Leicht ist es, Ideale darzustellen, welche der verklärenden Dichtkunst nur wenig bedürfen, schwerer, alltäglichen Charakteren und Ereignissen eine poetische Seite abzugewinnen, am schwersten in die Tiefen des Menschenlebens hinabzusteigen und die Nichtswürdigkeit, die doch so verbreitet ist, die raffinierte Bosheit, wahr und doch auch so darzustellen, daß sie das poetische Gefühl nicht verletzt. Dise schwerste aller Aufgaben, welche die Poesie zu lösen hat, ist aber hier von Göthe, wir müßen es gestehn, auf das glücklichste gelöst worden.

5. Faust und Mephistopheles. Warheit oder Lüge?

Zum drittenmal begegnen sich Faust und Mephistopheles, wider im Freien auf der Straße. Es zeigen dise drei Begegnungen und Gespräche drei verschiedne Stimmungen Fausts und dienen dazu, uns, nach dem Mannigfaltigen, was die zwischenliegenden Scenen bringen, den Seelenzustand der Hauptperson klar zu zeigen. Nach der ersten Begegnung mit Gretchen sehen wir Faust im wilden Toben ungebändigter Genußsucht — da war er noch ganz, mit Leib und Seele, des Teufels: zeigte er sich doch teuflischer als der Teufel selbst. Nachdem er in Gretchens Zimmer geseßen, den Friden geschmeckt hat, der sie umgibt, die Demütige, Fromme — wie anders war es mit ihm geworden: wie ruhig und gelaßen stand er dem über seine Niderlage tobenden Teufel gegenüber, ein schwacher, leiser Anfang war gemacht, ihn aus des Teufels Klauen zu ziehen. Aber wir sehen in diser Scene, daß Satan sehr geschickt etwas wenigstens von der alten leidenschaftlichen Glut in Faust zu erregen wuste, indem er scheinbar ungern daran gieng, Faust einen neuen Schmuck zu verschaffen. Hieran schließt sich dann unsere Scene unmittelbar und läßt so die vorausgehende, wo Marthe auftritt, als eine Episode erscheinen. Faust hat sich von Satan verleiten laßen, zum zweitenmal einen Angriff auf Gretchens Seelenruhe zu machen: damit ist aber auch seine eigne Ruhe verloren. Ungeduldig hat er auf der Straße, villeicht in der Nähe von Marthen Haus, auf Mephistopheles gewartet, er hat villeicht, getäuscht durch Satans angenommene Trägheit, gemeint, diser werde nichts ausrichten — Frage auf Frage drängt sich aus seinem Munde, als er seinen Unterhändler gewahr wird. Was Satan bewirkt hat, Was „bald gehn“ soll — Faust bezeichnet es nicht näher und diß unbestimte Drängen ruft uns das dunkle Bild zurück, wie Faust noch denselben Abend sich Gretchens als einer leichten Beute bemächtigen wollte. Noch zwar ist Faust

nicht ganz so tief gesunken, noch täuscht er sich über das, was er will, weil im Augenblick die Leidenschaften noch gebändigt sind von dem Einfluß Gretchens — aber doch hat Satan nur zu vil Recht sich zu freuen. Der Fride, die Ruhe oder wenigstens die Sehnsucht nach Friden und Ruhe sind von Faust gewichen, so rasch gewichen, daß Satan selbst sich verwundert. Aber nicht umsonst hat Lessing in seinem Faustfragment den Uebergang vom Guten zum Bösen als das Schnellste unter allem Schnellen bezeichnet. Satan, der immer das Böse will, kann sich in die Beweglichkeit der schwachen Menschennatur kaum finden, aber er siht sofort, wie sehr dises neu entzündete Feuer seinen Wünschen entgegenkommt, ein Bravo! lohnt den Jünger, der sich so rasch wider zu seinem Meister zu wenden angefangen hat, ohne daß der Meister etwas dazu beizutragen brauchte. Er findet ihn leider schon im Feuer und seine Sache ist es nur, diß Feuer zu schüren. Er tut diß, indem er Faust die Aussicht eröffnet, daß in kurzer Zeit Gretchen in seiner Gewalt sein werde, eine Aussicht, welche den kaum gestillten Hunger nach Genuß in der zerstörten Seele wider aufregen soll. Erst dann, nachdem er dise Brandfackel in Fausts erregtes Gemüt geworfen hat, meldet er ihm das Resultat seiner Bemühungen. Wider erinnert uns das „heute Abend“ an Fausts finstre Wünsche — aber soweit ist es noch nicht: vor der Hand soll er die Geliebte nur sehn, nur sprechen und dise erste Zusammenkunft soll noch verhältnismäßig unschuldig sein und, äußerlich wenigstens, ruhig verlaufen. Was freilich hinter diser lieblichen Aussicht lauert, verrät Satan ziemlich ehrlich, indem er die Vermittlerin deutlich genug bezeichnet. Wie ganz vertraulich nennt Satan seine Genoßin „Nachbars Marthe“; sie ist ja Gretchens Nachbarin und wird nicht versäumen, das gefärliche Feuer der Leidenschaft in Gretchen zu schüren, wie Mephistopheles es in Faust schürt. Freilich, um die Reine zu verführen, bedurfte Satan ein so „auserlesenes“ Werkzeug, dem Seelenverderben ein Handwerk ist, das sich so wenig um Zucht, Ordnung und Sitte kümmert, wie die fahrenden „Heiden“.

Wir könnten erwarten, nach dem was wir in Gretchens Zimmer von Faust gehört haben, daß er über die Gesellschaft, in der er Gretchen sehn soll, erschrecke — aber er hat ja selbst im Eifer der widererwachenden Leidenschaft Mephistopheles den Rat gegeben „sich an die Nachbarin zu hängen" und so kann es uns nicht wundern, daß Satans Lob ihn nicht abstößt. Im Gegenteil, er lobt Mephistopheles im Ton des Herrn, der die Leistungen seines Dieners anerkennt. Diß macht Mephistopheles so kühn, Faust den Wunsch der Frau Schwertlein vorzutragen. Faust kennt noch nicht die geschickte Erfindung, mit der sich Mephistopheles bei Marthe zu insinuieren gewust hat. — Darum kommt Satan ganz von hintenherum und spricht anfangs in sehr allgemeinen Ausdrücken. Die Verworfene kann zwar nur etwas schlimmes als Gegendienst verlangen und Satan wird ihr schwerlich etwas Gutes als Belohnung für ihre guten Dienste versprochen haben; Faust aber, darum unbekümmert, froh des erreichten Zieles, erklärt sich zu jedem Gegendienst bereit. Vielleicht hofft er auch Gretchen dienen zu können, indem er Frau Marthe einen Dienst erweist. Da kommt nun Satan mit seinem Vorschlag, den er durch ein „nur" als gar geringfügig bezeichnet: auf ein bißchen Lüge mehr oder weniger kommt es Satan nicht vil an. Er hat eben über die ganze Sache seinen Hohn: es kitzelt ihn, daß sein Zeugnis, das Zeugnis des Erzlügners „gültig" sein soll, es amüsiert ihn höchlich, daß dises Zeugnis neben andern von ehrenhaften Leuten aufgestellten, wahrhaften Zeugnissen deponiert werden soll; er freut sich schon jetzt darauf, wie er dem Richter mit einer fürchterlich ernsten Miene vorlügen wird im schönsten Curialstil, daß der „Eheherr" der Frau Marthe Schwertlein Todes verblichen und in der Stadt Padua in Italien christlich beerdigt worden sei. Wie beweglich wird er das Ende des Vagabunden schildern, daß jeder glaubt, er sähe die „ausgereckten Glider" auf dem Stroh ligen. Aber dise schönen Pläne werden ihm vorerst wenigstens zu nichte gemacht. Statt eines Lobspruchs für die Klugheit, mit der er Frau Marthens Hauptwunsch ausgemittelt

und sie dadurch zur ergebenen Dienerin seiner Zwecke gemacht hat, höhnt ihn Faust, daß er etwas so weitaussehendes übernommen hat. Faust glaubt natürlich die ganze von Satan erfundene Geschichte vom Tode des Herrn Schwertlein in Padua, er hält Satans Versprechen für ein ernsthaftes und freilich, ohne sich in Padua an Ort und Stelle überzeugt und das „Obiit“ auf dem Grabstein mit Jahrzal und Datum gelesen zu haben, ließe sich ein wirklich „gültiges“, aufrichtiges und wahres Zeugnis nicht ausstellen. Wir sehen aus diser Aeußerung Fausts, daß die Wirkung der Himmelskräfte, die in dem kleinen Stübchen ihn umwehten, durch den neuen Brand der Leidenschaft noch keineswegs aufgehoben ist. Nur, weil ihn seine Liebe verblendet, ist ihm die Hilfe der Frau Marthe „recht“ — jetzt, wo ihm eine Lüge zugemutet wird, die unmittelbar mit seiner Lüge nichts zu tun hat, erwacht das Gefül für Warheit in ihm, das ihn die hohlen Tiraden der Wißenschaft verachten, die unwahre Rhetorik zurückweisen ließ und das bei den begeisterten Lobsprüchen der Menge Gewißensbiße in ihm hervorrief. Es erwacht aber auch der Eindruck der Warhaftigkeit, den Gretchens Umgebung auf ihn gemacht hat: da war keine unter äußerm Glanz versteckte Nachläßigkeit und Unreinlichkeit, kein falscher Prunk mit kostbarem Gerät, die Einfachheit, ja Aermlichkeit des ganzen lag offen zu Tage. Wie hohl und lügnerisch ist ihm dagegen seine ganze Existenz vorgekommen! — So verrät uns also dise Aeußerung eine nicht unbedeutende Wendung in Fausts innerm Leben: er will der Warheit wider dienen, wie er ihr einst ein Jahrzehnt lang mit Nachtwachen und saurer Arbeit gedient hat. Wer aber der Warheit dient, der kann nicht dem Teufel dienen. Abermals hoffen wir, daß von disem schwachen Anfang aus durch Gretchens Einfluß Faust mehr und mehr von Satans Leitung frei wird und wir bedürfen einer solchen Aussicht, um aus der folgenden Scene einen reinen Genuß zu schöpfen. Wäre Faust noch der Teufelsgenoße, als der er uns in dem ersten Gespräche mit Mephistopheles erschien, wir würden nur mit innerlichem Abscheu die Liebesworte

hören können, die er an Gretchen verschwendet. Da wir aber aus diser Aeußerung schließen dürfen, daß Faust ernstlich daran denkt, ein anderes Leben anzufangen, müßen wir uns darüber freuen, wenn Gretchen recht nahe kommt — mit Gretchens Hilfe und Gebet kann er villeicht noch ein anderer Mensch werden.

Satan ist auch weit entfernt, die Aeußerung Fausts zu unterschätzen. Was? der Schüler will sich gegen den Meister auflehnen, der Schüler, der sich in wilder Gir seines Meisters so würdig gezeigt, ja ihn fast überholt hat, so daß ihm der Meister mehrmals sein „das ist brav!“ zurief. Da muß eingeschritten werden! Im Tone des Lehrers, der einen unverständigen Knaben zurechtweist, färt Mephistopheles seinen Jünger an; es ärgert ihn, daß sein geistreicher Plan so schlecht verstanden ist. Wer wird ein solcher Narr sein, und an eine so weite Reise denken, da schon heute Abend das Zeugnis abgelegt werden soll! Er befihlt also kurz, das Zeugnis abzulegen und mildert disen Befehl nur durch den Ausdruck „ohne vil zu wißen“. Faust weiß ja gar nichts von der ganzen Sache, was ihm Satan erzält hat und wie wahr das sein mag, läßt sich aus dem Vorschlag schließen, den er Faust macht.

Faust ärgert das »sancta simplicitas« und der brüske Ton Satans; noch einmal erklärt er, daß er darauf nicht eingehn werde. Dise Erklärung bestärkt uns in der Hoffnung, daß Fausts Beßerung eine nicht bloß vorübergehende sein werde: er will lieber den ganzen „Plan“, also auch die schöne Aussicht, Gretchen heute Abend wider zu sehen aufgeben, als der Warheit untreu werden und etwas gegen sein Gewißen tun. — Der befehlende Ton hat nicht gewirkt, im Gegenteil hat Faust den Satan mit „Er“ deutlich genug daran erinnert, daß dem Vertrage gemäß Mephistopheles sein Diener sein wolle. Geschwind ändert deshalb der Teufel seinen Ton. Ironisch nimmt er das »sancta« wider auf und übersetzt es ins Deutsche. Jetzt willst du ein so heiliger Mann sein, der auch nicht die geringste Unwarheit aussagen will

und ist nicht einst dein ganzes Leben, ja dein Beruf, dem du täglich oblagst, Eine große Lüge gewesen? Satan weiß wol, welch schweres Geschütz er ins Gefecht fürt, wenn er Faust an sein früheres Leben erinnert. Darum scheut er sich gar nicht, das Wort aus dem neunten Gebot: du sollst kein „falsches Zeugnis“ reden wider deinen Nächsten anzuwenden und offen seinen Vorschlag damit zu bezeichnen. Faust durchschaut ja, daß Satan ihm eine Lüge zumutet, wozu also dise Lüge mit einer neuen bemänteln? — Faust ist von dem Vorwurf, daß er jetzt nicht zum erstenmal falsch Zeugnis ablege, betroffen, beschämt schlägt er die Augen nider und dadurch ermutigt, färt Satan fort, ihm einzeln vorzuhalten, wie er in seinen philosophischen Vorlesungen von Gott gesprochen habe, ohne recht an Gott zu glauben, wie er über die Welt urteilte, ohne die Welt zu kennen, wie er ohne zu wißen, „was die Welt im Innersten zusammenhält“ für die mannigfachen Erscheinungen des Naturlebens kühn Gesetze aufstellte. Er erinnert Faust, daß er im Anfang seiner akademischen Laufbahn, als er noch an die Lehrgebäude der Philosophen glaubte, in psychologischen Vorlesungen, die verschiedenen Seelenkräfte des Menschen, seinen Verstand, seinen Willen, definiert hat. Und in je glänzendern Worten die Definition ausgesprochen war, in Worten, welche freilich nur die innere Leerheit verdecken musten, desto pomphafter hat sie der angehende Professor vorgetragen; mit einer wahren Begeisterung hat er den Klingklang philosophischer Redensarten ausposaunt. Wie warf sich der junge Gelehrte in die Brust, wenn es ihm gelang, das schon hundertmal gesagte in einer neuen Form mit schönen Worten nochmals auszusprechen! Aber Faust hat selbst später eingesehn und gestanden, wie wenig er von all den hohen Dingen wirklich wuste, die er in hochtrabenden Phrasen seinen Schülern vortrug. Satan hat seinem ersten Selbstgespräch nicht umsonst zugehört. Faust muß im Stillen ihm Recht geben, daß er damals auf dem Katheder, unaufhörlich eigentlich, mit frecher Stirne gelogen habe. Als er mehr in das Innere des von außen so unerschütterlich scheinenden

Lehrgebäudes der Wißenschaften drang, da hat er die „Laffen“ verachten lernen, die ihre Schüler „an der Nase herum“ führten — aber er muß sich selbst sagen, daß er es nicht beßer gemacht hat, daß er von Dingen sprach, als wäre er ganz bekannt damit und doch von ihnen ebenso wenig etwas wuste wie von dem Tode des in fremder Erde begrabenen Landstreichers. Nicht umsonst hat der Dichter Satan eine so lange Rede in den Mund gelegt: er führt uns noch einmal in den Anfang seines Dramas zurück und verbindet so in der ungezwungensten Weise dise spätern Scenen im Interesse der dramatischen Einheit mit der frühern Entwickelung. Dann aber ist dise Rede Satans auch eine furchtbare Antwort auf Fausts Beßerungsversuche: wie mancher würde sich beßern, wenn ihn seine Vergangenheit nicht anklagte! So auch Faust. Es kann ja bei ihm nur sehr schwer zu einer gründlichen Beßerung kommen, weil er einmal in dem furchtbaren Zustand der Verzweiflung gewesen ist, der ihn Satan in die Arme trieb. Er ist an seiner Wißenschaft, an seinem Beruf irre geworden und zu ihr müste er doch zurückkeren, er müste doch seinen Beruf, seine regelmäßige frühere Tätigkeit wider aufnehmen, dem Müßiggang, zu dem ihn Satan verfürte, absagen, wenn seine Beßerung eine ernstliche, wenn er Gretchens wirklich wert sein sollte. Aber kann er zu einer Tätigkeit zurückkeren, die ihm so hohl, so nutzlos erscheint, die ihn anwidert? Er kann es nicht und es wird mit mit seiner Beßerung deshalb nicht vil werden. So stellt uns also der Dichter neben die erfreuliche Aussicht auf Fausts Umkehr gleich wider eine Hinweisung auf den tragischen Ausgang des Ganzen, damit wir auch in diser Scene nicht vergeßen, daß wir eine Tragödie vor uns haben.

Satan hat sich wol gehütet aus seiner Rede den eigentlichen Schluß zu ziehn: Hast du schon so oft gelogen in deinem Leben, so kannst du auch noch einmal lügen! Faust versteht wol, was Satan sagen will und nennt ihn einen Sophisten, der künstlich seine Gründe aufzusuchen wiße. Aber aus den Worten „du bist und bleibst ein Lügner“ hören wir nur zu deutlich den Aerger

heraus, daß Satan Recht, daß er ihn an einer empfindlichen Stelle, ja an der empfindlichsten getroffen hat. Villeicht würde Faust an dise offene Kriegserklärung gegen Satan eine abermalige Aeußerung schließen, daß er sich nicht zum Genoßen von seinem Lügenzeugnis hergeben werde — Mephistopheles aber weiß geschickt das Wortgefecht auf ein anderes Gebiet zu spielen; er legt Fausts Wort, daß er ein Lügner sei, geschwind so aus, als wolle Faust sich ihm als ein „heiliger Mann“ gegenüberstellen und höhnisch erwidert er, daß er das beßer wiße. Satan kennt die Vergangenheit und die nächste Zukunft seines Genoßen zu gut, um sich schrecken zu laßen: deine Vergangenheit war Eine Lüge, deine nächste Zukunft wird auch eine fortlaufende Lüge sein und zwar gerade das höchste in deinem Leben, deine Liebe, wird eine Lüge sein, du wirst die gerade belügen, der du den schwachen Anfang in der Warhaftigkeit verdankst. Satan siht leider „tiefer“ in Fausts Seelenzustand, als diser selbst, er weiß, daß das angefangene Liebesverhältnis zuletzt darauf hinauslaufen wird, daß das „arme Gretchen“ bethört werden wird. Das muß ja so kommen, denn Satan steht dahinter! Was wird es helfen, wenn im Anfang der Verkehr ein reiner, ein schuldloser ist, wenn Faust es heute Abend und morgen noch ehrlich meint — zuletzt wird Gretchen das Opfer ihrer Liebe sein — Satan stellt sich, als bemitleide er sie, um Faust zu ärgern — zuletzt werden die Liebesschwüre, die heute und morgen ehrlich gemeint sind, sich als Lügen schrecklich genug offenbaren, als Lügen, die um so furchtbarer sind, weil sie durch Schwüre bekräftigt wurden. Höhnisch spricht Satan von „aller Seelenliebe“, da doch zuletzt gerade das Gegenteil, nämlich sinnlicher Genuß als trüber Bodensatz der schäumenden Leidenschaft übrigbleiben wird.

Faust merkt die List Satans nicht, der ihn von der Hauptsache, dem falschen Zeugnis ablockt, er geht in die Falle und läßt sich mit ihm in ein Wortgefecht ein. Im Bewustsein der Aufrichtigkeit seiner Liebe, im Bewustsein, daß er jetzt wider anfängt, der Warheit nachzustreben, kann er nicht begreifen, daß Satan die

Ehrlichkeit seiner Liebesversicherungen bezweifelt. Es ist Faust voller Ernst, wenn er sagt, er werde alle dise Versicherungen von Herzen geben: er ist kein raffinierter Lügner, der Liebe heucheln könnte, um desto sicherer jetzt zu verführen; verriet er eine Anlage dazu in dem ersten Gespräch mit Mephistopheles — sie ist für jetzt wenigstens verdrängt. Fausts Schwüre werden wirklich von Herzen kommen — aber kennt er denn sein Herz? Es trotzt heute auf seine Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit, um morgen desto tiefer in Lüge und Heuchelei zu versinken. Sein Herz, das ihm jetzt Schwüre eingibt, wird ihn bald doch dazu treiben „das arme Gretchen zu bethören".

Mephistopheles hat gewonnen, er hat Faust glücklich auf den Umweg gebracht, auf dem ihm das falsche Zeugnis, das er zweimal zurückwies, plausibler gemacht werden soll. Er ist deshalb auch keineswegs gesonnen, den Discurs fallen zu laßen. Spöttisch erklärt er seine Zustimmung zu Fausts aufrichtig gemeinter Versicherung, dann aber widerholt er seinen Angriff um so energischer. Satan will zugeben, daß für jetzt die Liebe Fausts ehrlich gemeint ist, aber die Versicherungen, daß dise Libe treu, daß sie ewig, daß sie die einzige sein wird, so gewöhnlich sie sind, werden Lügen sein. Satan hat das schon zu oft und bei beßern Leuten als Faust erlebt, er mag deshalb die abgedroschenen Redensarten nicht noch einmal widerholen, freilich nehmen sich die überschwenglichen Liebesredensarten in Satans Mund, der keine Liebe kennt, auch seltsam genug aus. Satan kann sich in das wunderliche Menschengeschlecht nicht finden, das heute seine Leidenschaft „überallmächtig" nennt, auch wirklich ganz von ihr beherscht wird und morgen, abgekühlt, gar nichts mehr von dem Feuer zeigt, das eben noch so verzehrend brannte. Er kann nicht glauben, daß die Leidenschaft zugleich wahr und falsch sein kann, er weiß eben nichts von dem Selbstbetrug, dem die schwachen Menschen so leicht verfallen und dem Faust auch hier verfällt. Er weist Satans Spott ab, freilich sehr mild, weil er sich eigentlich getroffen fült, dann aber versichert er noch einmal ganz zuversichtlich, daß auch die höchste Versicherung seiner Liebe

von Herzen kommen werde. Er der so lange einsam, ohne Freund, ohne Liebe der Warheit nachgejagt hat, ist überrascht von dem Reichtum von Empfindung der sich in seinem Herzen zeigt, das so lange geschlafen hat. Die Zweifel Satans bestärken ihn in seinem Selbstvertrauen,* mit einem Schwall von Worten sucht er seine überströmenden Gefüle zu bezeichnen und es gelingt ihm jezt so wenig, wie es ihm bisher gelungen ist. Der Name „Liebe“ ist ihm zu gering für die Fülle von stets neu auftauchenden Regungen seiner Seele — er möchte einen Namen finden, der den ganzen Reichtum diser wechselnden Empfindungen, die alle doch einen Grund und ein Ziel haben, bezeichnete — aber wo ist ein solcher in allen Sprachen der Welt? Die höchsten, die umfaßendsten Ausdrücke, wie matt und kahl sind sie gegen das, was sie bezeichnen sollen. Und weil diser Reichtum, diser Ueberfluß von Gefül von Empfindung nicht zu bezeichnen ist mit Menschenworten, so muß er unendlich sein, unerschöpflich, ewig scheinen. Faust kann mit Recht am Schluß seiner begeisterten Rede fragen:

Ist das ein teuflisch Lügenspiel?

denn ein solches ist es gewis nicht, da die Hölle von Liebe nichts weiß. Vilmehr ligt etwas Götliches und Gottgewolltes auch disen Ueberschwänglichkeiten der Leidenschaft zu Grunde, auch aus disen fast komischen Uebertreibungen glänzt der göttliche Charakter der Liebe, das gänzliche, unbedingte Hingeben, hindurch, das jeden Egoismus ausschließt. Dise unbedingte Hingabe macht die Liebe undefinierbar und unbegreiflich — denn wir wißen nicht, was und wie vil wir hingeben, wenn wir uns selbst mit Leib und Seele hingeben, wir kennen den unendlichen Wert unserer Seele nicht, die ihren Ursprung aus dem göttlichen Odem, den der Herr Adam in seine Nase blies, immer noch nicht ganz verläugnet. Dises Gefül der Unendlichkeit und Unsterblichkeit der Seele, das Bewustsein, daß des Menschen Geist für die Ewigkeit geschaffen ist, tritt dem natürlichen Menschen nie näher, als in und durch die Liebe, welche zwei unsterbliche Seelen an einander kettet und eine in der andern sich ihrer Ewigkeit bewust werden läst. Aber

ein menschliches, wenn auch gerade kein teuflisches, Lügenspiel ist es, wenn der schwache sterbliche Mensch ohne weiteres diß Gefül der Ewigkeit überträgt auf die, leider oft nur zu flüchtige Leidenschaft und seine Liebe ewig nennt, die doch keine Verheißung für die Ewigkeit hat, da das Wort ein und für allemal gesagt ist, daß sie dort weder freien, noch sich freien laßen. So mag auch Faust sein „ewig" doppelt ausrufen, es mag unzäligemal in Liebesgedichten und Liebesschwüren vorkommen — Satan hat recht, es gibt keine ewige Liebe und sie würde villeicht nur in wenigen Fällen auch das kurze Menschenleben hindurch dauern, wenn nicht Gott mit seiner Ordnung die überschäumende Leidenschaft eindämmte, daß sie ruhig und friedlich dahinfließen kann, erquickend und tröstend biß an des Lebens Ende. Faust aber denkt gar nicht an ein solches Ziel seiner Liebe, er denkt nur an die Befridigung seiner Leidenschaft und so kann Mephistopheles triumphierend ausrufen: ich habe doch recht, du bist doch ein Lügner troz deiner Redensarten, ja du verrätst gerade genau durch dise Redensarten die innere Unwarheit deines ganzen Treibens, die zulezt mit des Teufels Hilfe zu einem schrecklichen Ende füren muß — auf das sich Mephistopheles jezt schon freut.

Faust ist blind, wie alle Verliebte, er siht den Abgrund nicht, dem er zueilt und in den er auch Gretchen stürzen wird, er ist aufs höchste entrüstet, daß Satan seinen widerholten Versicherungen keinen Glauben schenkt, daß seine glänzenden Tiraden kein anderes Echo finden bei Mephistopheles, als Unglücksweissagungen. Er will ein für allemal nichts wider davon hören, daß seine Liebe eine Lüge sei, er ist das fruchtlose Streiten müde, villeicht, weil doch in seinem Innern eine geheime Stimme Satan Recht gibt. Natürlich, wer sich mit Satan auf Wortgefecht, auf Disputieren, auf Handeln und Markten einläßt, wer mit der Hölle unterhandelt, der ist verloren, schon indem er den Streit begann, und wäre er seiner Sache noch so gewis. Satan läßt sich nur überwinden, wenn man ihn gar nicht an sich kommen läßt, wenn man ihn zurückweist ohne alles Verhandeln, ohne alles

Hin und Herreden. Faust hatte dazu einen guten Anfang gemacht, er hatte zweimal Satans Versuchung abgewiesen — hätte er dise Positive festgehalten, so hätte ihn Satan nicht überwinden können — aber wer kann Satan gegenüber feststehn ohne den lebendigen Gott, von dem Faust nur ganz von ferne wider durch die Berührung mit Gretchen eine Ahnung gewonnen hat, eine Ahnung, stark genug einen Kampf mit Satan zu beginnen, aber nicht stark genug, in disem Kampf fest zu stehn und den Sig davonzutragen. Satan hat die kaum beruhigte Leidenschaft in Faust wider wach gerufen und in diser „Glut" geht ihm das Gefül für Recht und Unrecht, das er eben erst neu gewonnen, wider verloren; er siht ein, er „muß" auf das falsche Zeugnis eingehn, wenn er heute Abend den Wunsch seiner Seele erreichen und seine Geliebte wider sehn will, er ergibt sich, leider nur zu leicht, darein und fordert Satan selbst auf, zu gehn, um das verlangte Zeugnis abzulegen Satan hat gesigt.

Bewunderten wir in der vorigen Scene die Gewandtheit unseres Dichters in der Form, in der Leichtigkeit, mit der er einen schwirigen Stoff ansprechend gestaltet hatte, so können wir in diser Scene, gerade von christlichem Standpunkt, dem Dichter unsere Bewunderung nicht versagen, der ohne von dem großen Gegensatz zwischen Gott und dem Teufel für seine Person etwas erlebt zu haben, hier so tiefe und richtige Blicke tut in die Tiefe des Menschenlebens, das von disen beiden Gegensätzen bewegt wird. Wer hat unsern Dichter gelehrt, daß dem Vater der Lüge mit der Warheit entgegengetreten werden muß, wenn es einen Kampf gegen ihn gilt? Wer hat den Dichter gelehrt, daß alle menschliche Leidenschaft und sei es die höchste und reinste zur furchtbarsten Lüge werden muß und rettungslos dem Teufel in die Arme fürt, wenn nicht was der Dichter uns freilich nicht zeigen kann, Gott in seiner Barmherzigkeit die menschliche Liebe in seine feste Ordnung einschließt und nicht bloß unschädlich, sondern sondern sogar heilsam und trostreich macht? Wer hat den Dichter gelehrt, daß Wortstreit und Verhandeln mit dem Verfürer

den Verfürten ohnmächtig macht und ihn der Verfürung widerstandslos entgegenfürt? Die wunderbare Sehergabe, die jedem wahren Dichter verliehen ist, die besondere Gabe, die Göthe verlihen war, die Dinge diser Welt aufzufaßen, wie sie sind und sie treu und unverfälscht widerzugeben, zeigt sich in diser Scene so kurz sie ist im glänzendsten Licht. Wer das kann, das Menschenleben in seiner Warheit auffaßen und darstellen (und Göthe hat es gekonnt, wie kaum einer vor ihm und nach ihm) der wird, wenn villeicht auch unbewust, stets zugleich den tiefsten Grund alles menschlichen Handelns, die Stellung zum Licht und zur Finsternis mit zeichnen und in das Reich des Lichts, wie in das Reich der Finsternis manchen überraschenden Einblick gewähren. In disem Sinne können wir Christen von dem „Weltkind“ Göthe noch manches lernen und wir sind jetzt noch weit davon entfernt, ihn ausgelernt zu haben.

6. Margarete und Faust. Marthe und Mephistopheles.

In keinem deutschen Drama ist wol so gründlich mit der französischen Pedanterie der steifen Tragödie, mit der hölzernen Sceneneinteilung, welche so oft zu einem gewaltsamen Ausspannen und Ausdehnen des Dialogs fürt, gebrochen worden, wie im Faust, und auch darin wird unsere Tragödie immer Muster bleiben, Muster freilich nicht für die, welche alle Regeln verachten. Haben wir schon im Anfang des dritten Actes in den auffallend kurzen Scenen, in denen Gretchen zuerst auftritt und Faust den Ausdruck davon ausspricht — man kann sie kaum Scenen im gewönlichen Sinne des Wortes nennen — einen Beweis gesehn, wie wenig Göthe daran ligt, eine Scene ohne Not auszuspinnen, so sehen wir hier gleich im Anfang unserer Scene, wie weit er davon entfernt ist, alles, auch das unbedeutende, das zum Faden des Stückes gehört, darzustellen. Der Anfang unserer Scene zeigt uns Faust und Gretchen bereits mitten im Gespräch: die

erste Begegnung würde in einem erzälenden Gedicht, in einer Novelle sich gut lesen, aber, davon hat der Dichter ein richtiges Gefül gehabt, im Drama würde sie bei weitem weniger gut sich sehn laßen. Wir müßen es dem Dichter Dank wißen, daß er uns über die Verlegenheit Gretchens, die noch nie einem fremden Mann so gegenüber gestanden hat, durch das einfachste Mittel von der Welt hinweggeholfen hat. Denn welche Nebendinge hätten sich an eine solche Darstellung, die unserm großen Dichter gewis auch gelungen wäre, geknüpft! Es ist schon in zwei Scenen vom Tode des Herrn Schwertlein die Rede gewesen — zum Ueberdruß würde uns dises Lügengespinnst Satans, wenn wir, bei der Verstellung Fausts, zum drittenmal davon hören müßten, da es so wenig zur Sache gehört. Es würde aber, was wichtiger ist, alle Wirkung der vorhergehenden und ein guter Teil der Wirkung der gegenwärtigen Scene zerstört werden, wenn wir Faust falsch Zeugnis ablegen sähen; der Kampf mit Satan, den wir Faust beginnnn sahen, würde dadurch die letzte Spur von Interesse verlieren, wenn wir mit Augen sähen, wie Faust sich zu Satans Helfershelfer hergibt und in Bezug auf Gretchen würde uns Faust als ein Verfürer erscheinen, dem jedes Mittel recht wäre, zum Ziele zu gelangen. Damit wäre jeder Reiz der Unterhaltung zwischen Faust und Gretchen mit einem Schlag gänzlich abgeschnitten. Nein, es ist beßer, daß Göthe den Schmuck, der nur als Lockspeise für Gretchen eine Bedeutung hat, nicht wider erwähnt, daß er uns Frau Marthe in ihrer tiefen Verderbtheit nicht noch einmal bei einer Erwähnung ihres verstorbenen Mannes vorfürt, vilmehr uns gleich mitten in die Hauptsache versetzt. Das Drama ist jedenfalls beßer, das dem Leser noch etwas zu denken und zu erraten übrig läßt, als ein solches, in dem alle Einzelheiten breit dargestellt sind.

Aber auch nach einer andern Seite hin ist dise Scene meisterhaft angelegt. Zeigt uns schon der Anfang, daß der Dichter uns gleichsam nur Fragment, nur die Hauptsachen aus der Begegnung Fausts und Gretchens mitteilen will, so hat Göthe dise

Anlage aufs glücklichste durchgefürt. Er benutzt die vorhandene Scenerie, den Garten der Frau Marthe. In einem Garten wird nicht stillgestanden, am wenigsten im Frühjahr: er ladet mit seinem jungen Grün zum Auf und Abwandeln ein. Es wäre aber weder ratsam, noch möglich, den ganzen Garten auf der Bühne darzustellen und wenn das auch geschähe, was würden wir gewonnen haben, wenn wir die vier so verschiedenen Personen unserer Scene auf einem Punkt in einem Gespräch vereinigt sähen? In widerlicher Dissonanz würde Marthe mit ihrer Frechheit, Satan mit seinem Hohn hineingreifen in das Gespräch der Liebenden. Und wenn wir uns dise Scene in zwei Teile geteilt dächten, von denen der eine das Gespräch Fausts mit Gretchen, das andere das Gespräch des Mephistopheles mit Marthe darstellte, würde uns die eine Scene das Gute und Schöne biß zum Ueberdruß bieten, die andere uns abstoßen. Wir müßen es abermals dem Dichter Dank wißen, daß er uns mit Hintansetzung dessen, was man allenfalls im Namen der dramatischen Regelrichtigkeit verlangen könnte, ein lebendiges bunt wechselndes Bild gegeben hat, wo zu dem Süßen das Salz nicht felt, neben dem Erhabenen das Gemeine, neben dem Zarten das Grobe steht. Passt doch solcher Wechsel vortrefflich zum Stoff: „sie gehn vorüber“ so geht der Frühling mit seinen Blüten, so geht der Frühling des Lebens, die Liebe, vorüber, so geht das Leben selbst mit seinem Schönen und seinem Häßlichen, seinen Höhen und seinen Tiefen an uns vorüber, wie die Bilder eines Guckkastens.

Laßen wir auch so dise Scene, ein echtes Lebensbild, an uns vorübergehn. Wenn irgendwo im Faust, so ist hier die Einfachheit zu bewundern, mit der Göthe gar nichts von seinem eignen zugefügt hat, durch kein Pathos, durch keine Phrase den Eindruck geschwächt hat. Welchen Schmuck bedürfte aber auch die Demut, die uns gleich die ersten Worte Gretchens zeigen? Faust kann sich, wie wir sehn werden, nicht gleich in den rechten Ton finden, um mit Gretchen zu sprechen, er läßt hier und da seine Gelehrsamkeit hervor treten und Margarete merkt, daß er in Regionen bißher

sich bewegt hat, welche weit über ihren Horizont gehn. Sie hängt an seinem Arm und schaut an ihm hinauf, dem hoch gewachsenen Mann, so siht sie auch geistig an ihm hinauf und indem er ihr imponiert, entfaltet die keimende Liebe sich mehr und mehr. Sie ist weit entfernt, Fausts Gelehrsamkeit als unnützen Kram zu verachten, wie sie wol könnte, er ist ihr ja ein weitgereister Mann. Sie ahnt nicht, daß er so lange in einem noch engern Kreiß, als der ihrige, und zwar ohne Zufridenheit, ohne Liebe. ohne Friden gelebt hat, Zustände, die er gar nicht, sie aber von Kindheit an gekannt hat. Sie muß mit ihm, der eben erst aufthaut vorlieb nehmen, aber sie bittet in Demut er möge vorlieb mit ihr nehmen, sie hat tausendmal mehr erfaren, als er, denn sie weiß von der Liebe ihrer Mutter, von der Liebe ihres Gottes, sie hat das Leben wie es wirklich ist, in Arbeit und Freude, in Leid und Lust kennen gelernt — aber sie vergißt es in der Bewunderung des (gelehrten) Mannes, den sie libt. Ihre Erfarungen spiegeln sich ab in ihrem Gespräch, ihre Worte laßen uns in eine reiche Seele blicken, die reich ist durch innerliche Ruhe und Stille, aber sie vergißt das alles und die wenigen Worte, welche Faust, von seinen Gefülen überwältigt hervorstößt, gelten ihr mehr, als ihr eignes Geplauder, das doch gar lieblich ist.

Faust aber siht um so klarer, was Margarete ihre Bescheidenheit verhüllt, es ist kein leeres Compliment, wenn er ihr sagt, daß ein Blick, ein Wort von ihr mehr unterhalte als alle Weisheit diser Welt, siht er doch in dise treuen Augen hinein, wie in einen klaren Spiegel, kann er doch durch sie hineinblicken in eine reine aufrichtige Seele, die sich gibt, ganz wie sie ist, ohne Hintergedanken, ohne Unwarheit. Hört er doch aus ihrem „armen Gespräch“ heraus, daß dise Seele in einem Reich gelebt hat, von dem er nur in früher Jugend, nur damals, als die Osterglocken und die Osterlieder an sein Ohr, an sein Herz schlugen, eine Ahnung hatte. Wider steigen dise Erinnerungen in ihm auf und werden so kräftig, daß er unwillkürlich in der Sprache der Gläubigen von „diser Welt“ spricht, von diser Welt, die sein ganzes

Streben, sein ganzes Hoffen umschloß, seit er sich dem Fürsten diser Welt hingab. Hier siht er ein Leben, das getragen und erhalten wird von Kräften der zukünftigen Welt, das nur durch die Himmelskräfte, denen sich diß Kinderherz ganz, rückhaltslos hingab, frisch und kräftig ist, während er sich heute doppelt alt vorkommt, wenn er bedenkt, wie ganz umsonst er so vile Jahre seines Lebens zugebracht hat, während deren er der „Weisheit diser Welt". nachjagte. Heute möchte er gar zu gern jede Erinnerung an diese Weisheit, die ihn in Unnatur und Unfriden hineintrieb, von sich werfen, heute möchte er wider jung, wider ein Kind sein, ein gläubiges, ein betendes Kind, um mit ihr recht reden zu können, um mit ihr ganz eins zu sein. Sie will von ihm gelehrt sein, aber er erkennt, wie vil er noch von disem einfachen Mädchen lernen kann, und wenn es nur das eine wäre, ehrlich, offen, natürlich zu sein. Ueberwältigt von ihrer demütigen Hoheit beugt er sich zu ihr nider und küßt ihr als seiner Meisterin, als seiner Herrin die Hand. Das ist der demütigen unbegreiflich: solche Ehre ist ihr noch nie widerfaren, sie glaubt, der stolze Mann thue sich einen Zwang an, wenn er ihre Hand küsse. Denn sie weiß nicht, wie schön ihre Hände geziert sind, indem sie von ihrer Arbeitsamkeit Zeugnis ablegen. Heute wünschte sie zarte weiße Händchen zu haben, wie ein „Fräulein", sie möchte ganz vollkommen werden um des geliebten Mannes würdig zu sein. Und er? den edeln Müßiggang hat ihn Satan schätzen lehren und so trägt allerdings seine Hand, die doch nur gewohnt war, die Schreibfeder zu führen, keine Spuren schwerer Arbeit an sich, aber wer steht höher: das arme Mädchen, das den Segen der Arbeit kennt, oder er, den vergebliche Arbeit und Müßiggang unzufriden mit sich selbst machen? Sie hat vile Arbeit und durch die vile Arbeit ein reiches Leben, wenn auch nur reich an kleinen Ereignissen, hinter sich — wie arm ist er dagegen, wie wenig hat er eigentlich gearbeitet, wie wenig mit Lust und Frucht gearbeitet.

Aber indem wir Margarete bewundern in ihrer demütigen

Einfachheit, hören wir doch ein Wort von ihr, das uns zeigt, auf welch gefährlichen Weg sie sich heute begeben hat, so unschuldig es klingt, so wenig böse es gemeint ist. Sie entschuldigt ihre Arbeitsamkeit, weil ihr die Arbeit, wie sie glaubt, einen Makel in den Augen des Geliebten angehängt hat — einen Makel, der doch nur für sie vorhanden ist — und sie klagt deshalb, wenn auch mit leisem Tadel ihre Mutter an, ihr bürdet sie die Schuld diser Unvollkommenheit auf. Hätte sie das gestern gekonnt? Heute aber ist ihr nicht mehr die Mutter die höchste Auctorität, nein der, an dessen Arm sie geht, steht ihr schon jetzt, schon bei der ersten Zusammenkunft höher. Wohin kann das führen? Sie wird zuletzt ihre Mutter selbst, schrecklich genug, dem zum Opfer bringen, den sie jetzt schon fast abgöttisch bewundert.

Noch aber läßt uns der Dichter nicht so weit sehn, nur ein leiser Schatten des kommenden düstern Geschicks fällt auf das sonnige Gefild der ersten Liebe; sie gehen vorüber und es wird uns überlaßen, den Faden des angefangenen Gespräches weiter zu spinnen, wie wir wollen: entweder uns das trauliche Liebesgeflüster nach eigner Phantasie auszumalen oder den kaum merklichen Hinweis auf ein trübes Ende in unserer Seele fortklingen zu laßen.

Zu letzterem fordert uns der Dichter auf, indem er hinter dem flüsternden Liebespaar Marthe auftreten läßt, die ihre Angelegenheiten mit lauter Stimme, weit hin hörbar verhandelt, damit dem Fremden, den sie zu kapern wünscht, kein klug berechnetes Wort entgehe. Daß Mephistopheles sie volständig durchschaut und sich köstlich über ihre vergeblichen Anstrengungen amüsiert, das merkt sie nicht. Sie glaubt es ganz geschickt anzulegen, wenn sie vom beständigen Reisen spricht. Das beständige Reisen muß man doch endlich einmal müde werden, endlich einmal sich nach einer Heimat umsehn und warum sollte das nicht hier sein, wo Haus und Garten dazu einladen und außerdem eine so rechtschaffene Frau wie Marthe ist. Mephistopheles geht spottend auf ihre

Worte ein. Mit einem ach! scheint er die Ruhelosigkeit zu beklagen, die ihm, der das Land umher durchzieht, anklebt als ein Zeichen von Gottes Zorn. Furchtbar klingt es in seinem Munde, wenn er von seinem „Gewerbe“ spricht: sein Gewerbe ist, Seelen zu verführen und die Lust daran treibt ihn auch von Ort zu Ort. Grimmiger Hohn ist es, wenn Satan von seiner „Pflicht“ spricht, da er von keiner Pflicht etwas weiß und er an Faust nicht durch die Pflicht, sondern durch die Aussicht seine Seele zu gewinnen, gebunden ist. Höhnend spricht er davon, daß er manchen Ort mit Schmerz verlaße, was Marthe auf sich beziehn soll und auch sofort auf sich bezieht. Und Satan verläßt auch gewis den Ort ungern, wo er eine so gute Freundin und Bundesgenoßin gefunden hat. Necken muß er sie aber mit der Aussicht auf seine Abreise, aber aus disem Necken grinzt die Hölle: Satan darf hier nicht bleiben, denn er hat schon gar zu lange verweilt, nur um eine einzige Seele zu gewinnen. Hat er dise gewonnen, so muß es weiter gehn. Marthe hört denn auch nur die Hinweisung auf die Weiterreise aus Satans Wort heraus und mit mütterlicher Sorgfalt ist sie bemüht, dem Reisenden, der ihr zu entwischen droht, sein wahres Wol vor Augen zu stellen. In raschen Jahren hat Frau Marthe einst, wie ihr verstorbener Mann auch Lust gehabt an den Reisen und wäre es eine Bettelfart gewesen: wie angenehm ist es doch einem innerlich rand und bandlosen, auch äußerlich jedes Band der Pflicht abzustreifen und ganz sein eigner Herr zu sein. Jetzt in ältern Jahren huldigt Frau Marthe solidern Grundsätzen. Man muß doch auch etwas für die Zukunft sorgen, man muß doch für das Alter sich ein Plätzchen schaffen zur Ruhe. Zu disen soliden Grundsätzen sucht sie auch ihren Gast zu bekeren, der noch nicht ganz der Ungebundenheit abgesagt zu haben scheint. Sehr deutlich verrät sie dabei ihre Absicht: für die armen Männer ist am besten gesorgt, wenn sie dem Hagestolzentum absagen und sich einer ruhigen Häuslichkeit erfreuen. Sie schreckt ihn mit der Aussicht, daß er langsam durch eine Krankheit dem Tode entgegengefürt werden könne, ohne

Pflege, ohne Wartung, sie schreckt ihn mit dem Beispiel so manches Unglücklichen, dem es so gegangen ist, und sie erreicht ihren Zweck vollständig. Mit einer furchtbaren Grimmasse drückt Mephistopheles seinen Schauder vor einem solchen Ende aus, aber er fürchtet sich doch mehr vor einer so freundlichen Krankenpflegerin, wie Marthe, als vor Krankheit und Alleinsein. Marthe merkt den Hohn nicht, sie glaubt wirklich gesigt zu haben, vertraulich spricht sie zu dem der ihre weisen Lehren so rasch verstanden und angenommen. Ein so vernünftiger Mann wird gewis auch die Ausfürung solcher Grundsätze nicht hinausschieben, biß es zu spät ist, er wird in Zeiten für die Gründung eines eignen Hausstandes sorgen und warum sollte er das nicht hier, nicht in Gemeinschaft mit ihr, wo er ja gleich ein warmes Nest vorfindet und nicht erst dafür zu sorgen braucht.

Sie „gehen vorüber“. Hätte doch das arglose Kind, das jetzt wider an Fausts Arm auftritt, etwas, nur etwas von der Weltklugheit der Frau Marthe, hätte sie nur etwas von ihrer Sorge für die Zukunft, sie die ganz in die glückliche Gegenwart versenkt ist. Sie hat zwar auf Fausts Liebesversicherungen, welche vorhergegangen sind, ehe wir das Paar widersehn, eine abweisende Antwort, aber sie wagt dise Abweisung nicht mit eignen Worten zu sagen, sie hüllt sie ein in ein Sprichwort. Aber die Treue meint es nicht ernst mit diser Abweisung: das Sprichwort „aus den Augen, aus dem Sinn“ kennt sie, die Gesinnung aber, welche es ausdrückt ist ihr ganz unbekannt. Sie traut Faust in der Tiefe ihrer Seele dieselbe Treue zu, welche sie ihm bewahren wird, sie hält seine Versicherungen, ob sie wol das Gegenteil sagt, doch nicht für bloße Höflichkeiten, die man geläufig bald diser, bald jener vorplaudert, sie glaubt, daß dise süßen Worte doch aus vollem Herzen kommen. Sie selbst wagt noch nicht von Liebe zu sprechen, nur mit einer leisen Andeutung bezeichnet sie das Band, das sie selbst und Faust verbindet, als ein Freundschaftsband. Und wenn sie dann bedenkt, wie vil Freunde sich ein so weitgereister Mann an allen Orten und Enden erwerben

hat, wie dise Freunde, dem Ideal entsprechend, das sie sich von Faust macht, nur die besten und weisesten sein können, so kommt es der bescheidenen ganz seltsam vor, daß der Vertraute so hochweiser Leute sich um ein armes unwißendes Mädchen bekümmert, ja ihre Unterhaltung aller Weisheit diser Welt vorzieht. — Dise liebenswürdige Demut, mit der sich Margarete ganz unten an stellt, bleibt nicht ohne Wirkung auf Faust: überwältigt von ihrer Treuherzigkeit nennt er sie „Beste", schon vertraulich, wie auch das Verlangen, sie solle ihm einen ihr unbegreiflichen Satz auf sein Wort glauben, zunehmende Vertraulichkeit verrät. Er vergleicht in Gedanken seine Freunde, seine frühern Amtsgenoßen, seine Schüler mit disem Kind, das so offen sich zu den Unverständigen und Unmündigen rechnet. Wie ehrlich bekennt sie das! Wie wenig ist sie sich des klaren Verstandes bewust, mit dem sie ihre kleinen Verhältnisse überschaut. Füllten doch alle klugen und verständigen den Kreiß ihres Berufs so aus, wie dises Kind! bekennten sie doch auch, wie diß Kind, daß sie so oft nichts wißen, so oft blind sind. Aber wie oft hat Faust erfaren müßen, daß die ausgesprochene Beschränktheit die Larve der Klugheit vornahm, die Welt täuschte, dadurch den Ruf des Verstandes erhielt und auf disen Ruf eitel war. Wie oft verhindert die Eitelkeit, welche fürchtet, dem eignen Ansehn durch ein solches Geständnis einen unheilbaren Schlag zu versetzen, ein ehrliches Eingestehn der Unwißenheit, wie oft die Kurzsichtigkeit, welche nicht so weit siht, daß ein auf Lüge gebauter Ruf bald verschwindet, Warheit allein sicher und dauernd Achtung gewährt.

Kurz, scharf hat Faust dise Erinnerung an ein früheres Leben, die ihm mitten im Reichtum der Liebe nur zu unangenehm ist, hervorgestoßen, Margarete ist darüber verwundert, aber noch mehr über den Inhalt der Aeußerung. Ein verständiger soll nicht verständig sein? das ist ihr zu hoch. Sie verrät durch dise kurze Frage ihren kindlichen Sinn. Das Kind hält alle ältere Leute für verständig, für klug, das Kind hat keine Ahnung davon, daß

man eine Maske vornehmen, daß man sich klüger stellen könnte als man ist.

Dise Frage regt in Faust eine Menge Gedanken an, die er in rhetorischer Weise ausspricht. Er verrät durch sein Pathos, wie weit er noch von der Einfalt entfernt ist, welche er preist, es ist dise Rhetorik ein Zeugnis seiner innern Unwarheit und beweist, daß er die Unschuld, die er an Gretchen siht, für seine eigne Person nicht mehr hat. Nur deshalb kann der Theoretiker die Einfalt und Unschuld beklagen, daß sie sich selbst nicht erkennt. Wäre er noch kindlich einfältig, wäre er noch unschuldig, so würde er villeicht wißen oder wenigstens ahnen, daß Einfalt und Unschuld sofort aufhören, wenn sie sich ihres Wertes bewust werden. Die klangvolle Phrase „ihren heilgen Wert" reißt ihn selbst hin er fängt von neuem an, Demut und Nidrigkeit zu preisen, als die höchsten Gaben der „Natur". Wider hören wir das eiskalte Wort, das uns schon damals als Faust in Gretchens Stübchen war, störte. Hat er vergeßen, daß er eben von „diser Welt" sprach und damit indirect anerkannte, daß Gretchens „hohe Gaben" nicht aus diser Welt stammen? Viles gibt die „Natur" d. h. der verborgene Gott, aber Demut, selbstgewälte Nidrigkeit ohne Heuchelei kommt unmittelbar aus des offenbar gewordenen Gottes Hand und ist keine Naturgabe, sie findet sich nur im Reich der Gnade, im Reiche der Wunder.

Die zweite hochtönende Redensart „die liebevoll austeilende Natur" würde wie es zu gehn pflegt, wenn man einmal Phrasen macht, Faust wider fortreißen, er würde villeicht weiter declamieren und Gretchen, das ihn doch zu der ganzen Rede veranlaßte, villeicht zuletzt ganz vergeßen — da unterbricht ihn Gretchen. Von den Redensarten, die Faust vorbringt, versteht sie nichts, das Loblied auf sie hört sie kaum, aber das merkt sie heraus, er vergißt sie über seinen Gedanken. Kann das geschehn, wenn sie ihm am Arm hängt, so kann es noch leichter geschehn, wenn er entfernt von ihr ist. So unterbricht sie ihn in einem Augenblick, in dem er von seinem Pathos Atem schöpft und bittet

ihn ganz kindlich, sich doch zu Hause nicht den ganzen Tag mit solch hohen Gedanken zu beschäftigen, sondern zuweilen, nur ein Augenblickchen, auch an sie, die Unwißende und Ungelerte, zu denken. Wenn sie wüste mit welcher verzehrenden Sehnsucht er an sie dächte, so daß kein anderer Gedanke, als der an sie, Raum findet in seiner Seele! Margarete verspricht gleichsam als Gegenleistung für den kleinen Gefallen, daß er an sie einen Augenblick denkt, weit mehr als sie verlangt. Sein Bild wird troz viler und mannigfacher Arbeit, die auf ihr ruht, sie doch stets begleiten, sie wird neben ihren kleinen Sorgen immer noch Zeit haben an ihn zu denken.

Faust erwacht aus seinen Träumereien und um doch etwas zu reden, richtet er eine ziemlich alberne Frage an sie. Er denkt sich offenbar das Leben des Mädchens wie sein eignes früheres, als säße es einsam mit seinen Gedanken beschäftigt, mit einer halben Arbeit in der Hand, auf ihrem Stübchen. Aber Gretchen ist keine solche Zierpuppe; sie muß sich rühren und kann nicht wie ein Professor auf seiner Studierstube sitzen. Margarete antwortet auf die Frage mit einem kurzen Ja! um den Geliebten nicht zu beleidigen, aber sie beweist eben mit ihrer Erzälung, daß sie nicht vil allein, daß sie immer mit ihrer Mutter zusammen ist und statt zu träumen recht zugreifen muß. Sie fängt an ihr enges Leben zu schildern, sie merkt dem Auge Fausts an, daß dise kleinen Dinge ihn nicht bloß aus ihrem Munde interessiren, sondern dem Stubengelehrten völlig neu sind, der nie daran gedacht hat, wie vil kleine Räder das Uhrwerk auch der kleinsten Wirtschaft hat, wenn sie eben ordentlich gefürt wird. Sie kommt ins Erzälen hinein, sie hat das ja noch keinem Menschen schildern können, denn ihre Nachbarn wißen eben so gut ihre Verhältnisse, wie sie selbst, es ist aber auch das Erzälen und Schildern das beste Mittel, das fült sie, seine Aufmerksamkeit zu feßeln und ihn von dem Selbstvergeßen in seinen Gedanken zu bewahren: er verwendet ihr kein Auge wärend sie erzält, zu lieblich hören sich dise Kleinigkeiten aus ihrem Munde. Mit einem gewissen Stolz hebt

sie es hervor, daß sie die, wenn auch kleine Wirtschaft selbst versiht. Sie braucht sich ja des Geständnisses, daß sie keine Magd haben, nicht zu schämen, da er ihre von Magdarbeit rauhen Hände geküst hat. Da muß denn die Kleine im Haus alles thun, den Staub fegen nnd dann doch wider reinlich und ordentlich vor dem Herde stehn und kochen, in der Stube sitzen und sich die Kleidung selbst machen nnd dann wider hinaus gehn, um kleine Einkäufe und dergleichen zu besorgen. Und früh und spät muß sie auf den Beinen sein, denn ihre Mutter ist keine von den barmherzigen Müttern, die alles selbst thun und dadurch die Töchter verziehn. Sie verlangt nicht allein vil von der Tochter, sie verlangt auch, was ja die Hauptsache bei allen weiblichen Arbeiten ist, mögen sie Namen haben, wie sie wollen, daß es accurat besorgt, daß aus den Ecken gekehrt, keine Suppe angebrannt oder versalzen, keine Masche fallen gelaßen oder nicht eine Naht schief genäht werde. Sie ist stets darauf bedacht, daß nichts unnötig verschleudert, daß mit wenig Haus gehalten werde. Margarete hält ein wenig inne — steigt ihr der Gedanke auf, was die „accurate“ Mutter dazu sagen würde, wenn sie wüste, daß ihre Tochter hier an der Seite eines fremden Mannes geht? Doch sie färt fort: sie ist troz ihrer Kindlichkeit klug genug die Verhältnisse der Mutter zu übersehn, sie ist nicht so erzogen, daß sie es unter ihrer Würde hielte, sich um Mein und Dein, um Eigentum und Vermögen zu bekümmern. Sie kennt die Verhältnisse ihrer Nachbarn und wenn sie dise mit den ihrigen vergleicht, erscheint sie sich wolhabend, ja reich, nicht eingezwängt von Schulden oder Nahrungssorgen, die den Armen jeden Schritt erschweren. Nicht ohne eine gewisse Eitelkeit sezt sie diß auseinander: kann sie sich auch keiner edlen Herkunft rühmen, wie nach ihrem Glauben Faust, so soll doch der Geliebte sehn, daß sie auch nicht gerade von ganz geringem Herkommen ist. Mit vil Freude zält sie die Hinterlaßenschaft ihres Vaters auf, sie hat auch ein Häuschen und Gärtchen, so gut wie Frau Marthe. Hofft sie einmal des Erbes mit dem Geliebten gemeinsam sich erfreuen zu können? —

Damals, als der Vater und das Schwesterchen noch lebte, als der Bruder noch im Hause war, nicht durch Dienst gebunden, gieng es etwas lebhafter in dem kleinen Häuschen zu. Im Hause der Witwe ist mehr Ruhe, da auch der Unruhe mit dem kranken Kinde ein Ende gemacht ist durch den Tod und Valentin nur selten nach Hause kommen kann. — Wie Margarete das Schwesterchen nennt, taucht die Erinnerung an dasselbe lebhaft in ihr auf; sehr natürlich gerade jetzt. Sie hat das Schwesterchen geliebt mit der ganzen Kraft einer treuen Seele, es ist gestorben und die Lücke in Gretchens Herzen ist noch nicht wider ausgefüllt, jetzt wird sie durch eine neue, ungeahnte Liebe ergänzt, durch die Liebe zu Faust. Aber die Liebe und die liebevolle Erinnerung an ihr Schwesterchen ist keine sentimentale, unwahre: Margarete spricht zuerst von der „lieben Not" die sie mit dem Kind gehabt hat. Wie tiefsinnig ist unsere Sprache oft, in so mancher gäng- und gäben Redensart: „meine liebe Not", wie passt dieser Ausdruck so vortrefflich auf die Not Gretchens mit dem kranken Kinde, die ihr doch so lieb geworden ist, daß sie sich dieselbe zurückwünscht, wie passt diser Ausdruck auf jede Not, die uns durch Gewohnheit zuletzt lieb wird — das Glück wird uns nie lieb, sondern überlästig — wie passt diser Ausdruck besonders für die, welche wißen, daß sie die Not aus der strengen, aber getreuen Vaterhand ihres Gottes erhalten. — Daß Gretchens Anerbieten, all die Last noch einmal zu übernehmen ehrlich gemeint ist, ist gewis. Faust siht sie villeicht etwas zweifelnd an, aber sie schlägt die Augen so hell und aufrichtig zu ihm auf, daß er überwältigt von dem Ausdruck der in disem Augenblick, wo sich ihr Charakter im herrlichsten Licht zeigt, ihr Gesicht verklärt, ausruft: „ein Engel, wenn dirs glich". Ja wol ein Engel, denn Gott hat es in seinen Himmel aufgenommen, wärest du doch auch ihm und dem Vater gefolgt, du Arme, ehe dir die Liebe große Freude, aber auch bittere Not und Tod brachte.

An Margaretens Bescheidenheit gleitet die Schmeichelei ab, denn mehr ist es nicht, wenn Faust, der Naturverehrer, von einem

Engel spricht. Sie ist in die ihr liebgewordene Erinnerung vertieft. Mit einem gewissen Stolz sagt sie: ich zog es auf, ihr, der kaum dem Kindesalter entwachsenen wurde bereits ein so wichtiges Geschäft anvertraut, Mutterstelle an dem verlaßenen Kleinen zu vertreten, aber sie ist reichlich durch die Liebe des Kindes belohnt werden. Andern Lohn hat sie troß ihrer vilfachen Mühe auch nicht begehrt. Dem fragenden Blick Fausts, wie es gekommen, daß sie schon so jung bereits dergleichen besorgt, erwidert sie, ohne eine wirkliche Frage abzuwarten, durch eine ausfürlichere Erzälung. Ohne alle Prüderie erzält sie, daß es geboren sei nach des Vaters Tod. Die Freude über das Schwesterchen, die sie für den eben erlittenen Verlust des Vaters entschädigte, wurde ihr bald verbittert durch den elenden Zustand der Mutter, die geistig angegriffen durch den Schmerz um den Tod des Gatten und nun auch körperlich durch die Geburt des Kindes, dem Tode nahe lag. Wie manches Traurige hat doch das junge Mädchen erlebt, während der um so vil ältere Faust eigentlich nichts erlebt hat! Der einfachen Erzälung Margaretens hört man es kaum an, wie vil sie damals mit dem Bruder gelitten, wie ihr Herz gezittert hat um das Leben ihrer Mutter. Sie ist eben keine Dame, die mit Gefühlen spielt und Jahre nach dem Unglück bei jeder Erwähnung das Schnupftuch in der Hand hat, sie ist keine Marthe, die falsche Tränen sich erpresst. Sie erzält ganz einfach, aber wir hören doch an dem „so elend wie sie damals lag“, wie oft ihr Auge mitleidvoll auf der blaßen, kranken Gestalt der Mutter geruht hat, wir hören aus den Worten: „sie erholte sich sehr langsam, nach und nach“ die Freude, wie es allmählich wider beßer geworden ist, wie sie hat aufstehn, in der Stube, im Hause, zuletzt im Gärtchen hat herumgehn können, wo ihre Tochter jeden Schritt der Mutter beobachtete. Auch wider ohne Prüderie spricht Margarete davon, daß in disem hilflosen Zustand die Mutter das Kind nicht selbst stillen konnte, ach und das Kind hatte doch schon vor seiner Geburt das Weh des Lebens kennen

gelernt, es war in Folge des Kummers der Mutter elend und schwach zur Welt gekommen, es jammerte Margareten. Aber ihr Mitleid war kein schwächliches, tatenloses: troz des Schmerzes um ihre Mutter faßte sie frisch zu und übernahm die schwere Arbeit, die sie troz ihrer Jugend nicht fremden Schultern aufbürdete. Wie sorgfältig hat sie dem Kindchen die Milch mit Waßer gemischt, wie genau achtgegeben, daß es weder zu heiß noch zu kalt war — alles das hat sie allein getan, aber dafür hat sie auch das Glück gehabt, daß das Kind seine Liebe ihr ausschließlich zuwendete, nur auf ihrem Arm getragen sein, nur auf ihrem Schoße sitzen wolte. Das erste Lächeln des Kleinen galt ihr, der treuen Pflegerin, unruhig zappelte das Kleine, wenn es nicht bei ihr war, frölich aber strampelte es mit Händchen und Füßchen, wenn es wider bei ihr war. Und o Freude, das schwere Werk ist gelungen, das „arme Würmchen" ist unter der liebevollen Pflege gediehen und groß geworden. Noch jezt voll Freude über diß gelungene Werk blickt sie wider hell auf zu Faust, der, durch ihren Blick überrascht, wider nur eine hohle Phrase vorbringen kann, „das reinste Glück"! Gibt es denn auf Erden ein reines Glück, das nicht von Sünde oder von Mühe und Not gestört wäre? Ist das Glück etwas, das „empfunden" wird? Muß es nicht vilmehr ohne Reflexion, ohne Empfindelei genoßen werden? Wie hoch steht Margarete über dem hochgelehrten Herrn mit seinen hochtrabenden Phrasen. Sie kennt das Leben beßer, als er und hebt rasch, damit er nicht wider ihr entgehe und seinen Gedanken nachjage, die Kehrseite hervor. Daß in den „schweren Stunden" eben das Glück, die „liebe Not" ligt, daß das Glück wenn es denn rein sein soll, eben nur durch schwere Stunden erworben wird, das versteht Faust nicht, sonst hätte er nicht vom „reinsten Glück" gesprochen, Gretchen aber weiß es. Sie hört aus Fausts Phrase wenigstens so vil heraus, daß er meint, das Aufziehn des Kindes sei so ganz leicht von Statten gegangen, daß sie bloß es gefüttert und sich an ihm gefreut hätte. Darum schil-

dert sie ihm, wie sie sich den Schlaf habe abgezogen um des Kindes willen und gelernt habe bei der geringsten Regung des Kleinen aufzuwachen; hätte es geschrieen, so würde das ja der Mutter die so nötige Ruhe entzogen haben. Oft schrie es vor Hunger und mitten in der Nacht muste sie ihm seine Milch mit Waßer zurecht machen, wollte es gar nicht schweigen, so mußte sie ihr schmales Lager mit ihm theilen, half auch das nicht, muste sie aufstehn, und es in den Armen wiegen und trotz der eignen Müdigkeit mit ihm tänzeln und auf- und abgehn, wie manche lange Nacht. Und doch hatte sie dann bei Tage keine Erholung; sie durfte sich Morgens nicht ausschlafen, nein, da die Mutter noch krank war, muste sie früh auf sein und die Wäsche selbst besorgen, dann selbst einkaufen auf dem Markt, so rasch wie möglich, da ihre Gegenwart zu Hause für Mutter und Kind unentbehrlich war, dann für die Kranke kochen, und das nicht einmal, sondern unaufhörlich, einen Tag, eine Nacht wie die andere, lange, lange Wochen und Monate hindurch, biß die Mutter endlich sich erholte und ihr einen Teil der Arbeit abnehmen konnte. Sie vergißt über die Erinnerung an dise segenvolle Zeit, die schwerste in ihrem Leben, uns den Tod ihres Lieblings, des Schwesterchens zu erzälen.

Faust siht sie mit Verwunderung an: diß helle Gesicht, dise vollen runden Backen haben schon solche Tage durchgemacht, solche Sorgen gehabt, solche Verantwortung getragen? Er kann nicht begreifen, daß solche Zeiten keine Spuren auf disem Gesicht zurückgelaßen haben, während man ihm die doch weit geringern Mühen und Sorgen um die Wißenschaft an der tiefgefurchten Stirn und dem finstern Gesichtsausdruck wol ansiht. Der verwunderte Blick Fausts erscheint ihr komisch, fast spottend klingt das „mein Herr“! In den Kreißen, in denen nach ihrer Meinung Faust aufgewachsen ist, werden freilich solche Anforderungen nicht an ein junges Mädchen gestellt, aber bei ihrem Verhältnisse ist es eben nicht anders, da kommen Tage, welche stark auf den

frischen Lebensmut einstürmen und Unmut hervorrufen könnten, wenn nicht die unverwüstliche Zufridenheit der Kleinen disen bösen Tagen einen starken Damm entgegengesetzt hätte. Sie ist ja schon zufriden, wenn sie nur das durch ihr hartes Arbeiten erreicht hat, daß ihr das Eßen schmeckt und die Ruhe jetzt doppelt wol tut, weil sie dieselbe so lange hat entbehren oder nur halb genießen können. Weiß Faust auch etwas davon, daß „die Ruhe schmeckt“, er der so oft die Nacht zum Tage gemacht hat in unermüdlichem Studieren? Wie unnatürlich, wie verschroben erscheint doch Fausts Leben gegen das einfache und doch ereignisreiche Leben Gretchens. Sie hat für andere gelebt, für die Mutter, den Bruder, das Schwesterchen, sie hat Liebe gegeben und sie thätig bewiesen und Liebe, reiche Liebe wider empfangen. Er aber hat in finsterer Abgeschiedenheit nur sich selbst gelebt. Es sind gar kleine Dinge die Gretchen erzält, aber sie hat doch etwas erreicht — das Schwesterchen ist groß geworden, die Mutter wider gesund — kann er etwas, nur das geringste gegen dise kleinen aber tief ergreifenden Erlebnisse setzen aus seinem doch vil längern Leben? Kann er etwas aufweisen, das er gethan und erreicht habe? Wie mit Meßern muß die einfache Rede des bescheidenen Mädchens einschneiden in sein Herz, wenn es überhaupt noch dergleichen empfinden kann, er bleibt auch ganz verstummt über sein Leben und er tut wol daran, nichts zu erzälen, weil er nichts zu erzälen hat.

Frau Marthe hat indes, während Gretchen, alles um sich her vergeßend, so lieblich plauderte, ihre Angriffe auf Mephistopheles unermüdlich fortgesetzt; sie möchte doch gar zu gern wenigstens etwas erreichen, damit sie ihren Garten nicht umsonst hingegeben habe. Aber sie kann mit all ihren Künsten nicht an den heran, der sie ja alle dise Künste selbst gelehrt hat, und mit einem klagenden Ton, der aber ihre Erbitterung schlecht verbirgt, beklagt sie die „armen Weiber“ d. h. sich, da sie so vergebliche Anstrengungen machen muß während sie doch nur das beste des

unverbeßerlichen Hagestolzen sucht. Mephistopheles hört die Erbitterung wol heraus und lenkt ein mit dem höhnischen Compliment, sie und ihres Gleichen könnten doch ihn villeicht noch von den Annehmlichkeiten des Ehestandes überzeugen. Ja gewis, wenn ein weibliches Seitenstück zu Satan gesucht würde, Frau Marthe wäre diser Ehre ganz würdig. — Also ganz abgeneigt muß der Fremde nicht sein, schließt Marthe, die in ihrer Verblendung den Hohn nicht merkt, so ligt es villeicht daran, daß er schon gebunden, villeicht heimlich verlobt ist und deshalb weist er am Ende ihre boshaften Anträge zurück. Sie, die sonst immer krumme Wege geht, geht jetzt einmal gerade zu. Die Frage ist zu wichtig und erspart ihr, je nachdem die Antwort ausfällt, entweder weitere Mühe oder gibt ihr einige Aussicht auf Gelingen. Anfangs will sie doch noch verdeckt, mit einer Andeutung fragen, ob der Fremde noch „nichts gefunden" habe? Aber sie fürchtet, er könne diß wider nicht verstehn (oder vilmehr nicht verstehn wollen) und so fragt sie denn ganz offen: ob sich Mephistos Herz „irgendwo gebunden" habe? Köstlich nimmt sich in Marthens Mund das „Herz" aus, während sie doch das Ganze nur als ein Geschäft ansiht. Satan kommt die Frage aus solchem Munde an ihn gerichtet, so colossal war, daß er gar keine Antwort hat und mit einem Sprichwort antwortet, das natürlich in Satans Mund der bitterste Hohn ist, auch wenn in den Worten „ein banges Weib" kein bestimter Ausfall auf Marthe läge. Marthe, mit der Satan wider spielt, wie damals bei dem ersten Besuch, ist wütend, daß er ihrer Frage ausweicht. Sie erklärt ihre Meinung deutlicher, ob er niemals Lust bekommen, einen eignen Herd zu gründen? Mephistopheles, innerlich lachend, äußerlich aber gar ernsthaft und sich dumm stellend, blickt sie verwundert an und antwortet wider, daß es passt, wie die Faust aufs Auge. So höflich wie hier ist ist er noch nie aufgenommen worden, solche Anforderungen sind noch nie an ihn gestellt worden; es ligt in dem „höflich" eine ziemlich unverhüllte Zurechtweisung der groben Zudringlichkeit,

die selbst Satan anfängt lästig zu werden. Noch erbitterter widerholt Marthe, nun zum viertenmal, ihre Frage. Sie glaubt, sie habe sich immer noch nicht deutlich ausgedrückt, sondern durch die wiederholte Frage die Sache dunkler gemacht, deshalb kehrt sie zur zweiten Frage zurück und widerholt dise noch einmal sehr nachdrücklich. Ward es nie „Ernst" in seinem „Herzen", so könnte es villeicht heute Ernst werden, wenn auch das „Herz" nicht dabei wäre. Mephistopheles aber hütet sich wol auch jetzt zu antworten; sagte er ja, so würde er seine Bundesgenoßin verlieren, denn alsdann wäre nichts mit ihm zu machen, sagte er nein, so würde sie ihn mit unverschämten Anträgen verfolgen, und er selbst hat doch an der Probe, die er bis jetzt hat aushalten müßen, volständig genug. Er ärgert sich jetzt, daß er mit disem schrecklichen Weibe gescherzt und vom Wechseln der Ringe gesprochen hat, er hat gehörig dafür büßen müßen. Er spricht disen Aerger aus und benutzt diß zugleich, um, Frau Marthe schlangengleich, schon wider auszuweichen. Jetzt bricht endlich ihr Aerger los; sie ist mit ihrem sehnenden „Herzen" nicht verstanden worden und gibt, villeicht das Manöver Satans merkend, ihre Versuche auf. Mephistopheles bemerkt das, verhüllt aber seine Freude darüber, endlich die Quälerei los zu sein durch ein Bedauern, daß er Frau Marthe nicht verstanden habe. Er hat sie recht wol verstanden und muß ihr doch, damit sie ihn nicht für gar zu dumm hält, das einigermaßen zu verstehn geben. Aber selbst der Teufel muß nach einer Formel suchen, die disem furchtbaren Weib keinen Anlaß gibt, ihre Manöver zu erneuern; erst nach längern Besinnen setzt er hinzu: „daß ihr sehr gütig seid", ein Compliment, an dem Marthe wenig ligt, wenn dise Anerkennung keine weitern Folgen hat.



